
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Ausgewählte Pariser Briefe

Kulturbilder

von

Max Nordau.

Zweite, vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

Leipzig.
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe)
1887.

„morality is always and everywhere the victory of will over impulses of reason over instinct." (See p. 268)

Paris, Oct. 4th 1905. Dr M. Nordau

Ausgewählte

Pariser Briefe.

Kulturbilder

von

Max Nordau.

Zweite, vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

Leipzig,

Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

1887.

"morality is always and everywhere the victory of will over impulses of reason over instinct." (See p. 268)

Paris, Oct. 4th 1905. Dr M. Nordau

Ausgewählte

Pariser Briefe.

Kulturbilder

von

Max Nordau.

Zweite, vollständig umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1887.

Vorwort.

Die erste, dreitausend Exemplare starke Auflage dieses Buches, die 1884 als dritter Band der Wiener „Bibliothek für Ost und West“ erschien, war nach Jahresfrist vergriffen. Da die Nachfrage fortdauert, so entschließt sich der Verfasser, in anderem Verlage eine neue Ausgabe zu veranstalten. Die in dieselbe aufgenommenen Pariser Briefe sind noch strenger ausgewählt als früher; von denen, welche die erste Auflage enthielt, ist eine ganze Anzahl ausgeschieden und durch andere ersetzt worden.

Die freundliche Aufnahme, welche das Buch bei Lesern und Kritikern gefunden, bestärkt den Verfasser in seiner eigenen Anschauung von der Berechtigung desselben. Augenblicksbilder auch der flüchtigeren Anblicke des wechselvollen Pariser Lebens verdienen wohl festgehalten zu werden, denn sie haben einen urkundlichen Werth für die Sittengeschichte der großen Stadt, in welcher alle wichtigeren Strömungen der allgemeinen Sittengeschichte Europas deutlicher wahrnehmbar werden als überall sonst. Daß der Verfasser stets bemüht war, aufmerksam zu beobachten und wahrheitsgetreu zu schildern, dessen möge der Leser überzeugt sein.

Paris, im März 1887.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichniß.

I. Pariser Leben.

II. Pariser Bücher.

I. Pariser Leben.



Vor dem „Krach".

(Herbst 1881.)

Evoe! Evoe! Zinken klingen, Pauken dröhnen, von jauchzenden Schreien hallt die Luft, der Boden bebt von stampfenden Fersen, ein toller Carneval hält die große Stadt in seinem Rausche gefangen, endlose Bacchantenzüge taumeln durch die Straßen, zwei Millionen Menschen schnellen und winden sich besessen in einem rasenden Tanze und inmitten des wilden Getümmels erhebt sich unheimlich fahl und unbeweglich — das goldene Kalb. Der uralte kanaanitische Götze, der einst Moses zur Verzweiflung getrieben, ist an der Seine zu neuen Ehren gelangt und ganz Paris liegt seinem Dienste ob. Die Börse ist der Mittelpunkt des Pariser Lebens, sie ist der Inhalt der Zeitungen, der Gespräche, der Träume. Den neuen Roman von Daudet liest, Börsennotizen verschlingt man; ins Theater geht, nach der Place de la Bourse stürmt man; die Kunstausstellungen interessiren, der Courszettel regt bis zum Wahnsinn auf. Ein neues Ministerium wird gebildet — bedeutet es Hausse oder Baisse? Soll man Renten kaufen

oder verkaufen? Frankreich besetzt Tunesien — wie steht es um die tunesische Anleihe? Empfangsabend. Die schöne Hausfrau thront inmitten ihrer Gäste. Ein junger Herr nähert sich ihr und flüstert ihr rasch ein leises Wort ins Ohr. Sie wird feuerroth und dann blaß. Er hat ihr wohl eine Liebeserklärung gemacht? Nein. Er hat ihr gesagt: „Madame, Union sind um zweihundert gefallen.“ Jeder speculirt, Jeder handelt, Jeder träumt von der Million, die er erspielen will. Es gibt eine antike Camee, die mit komischer Uebertreibung eine Gegend darstellt, in welcher Alles, Mensch und Thier, Lebendes und Todtes, von Liebesbrunst ergriffen ist. Schildern kann ich dieses Bild nicht. Wer es gesehen hat, wird sich bei dieser Andeutung daran erinnern, und wer es nicht kennt, dem kann ich die Anschauung nicht ersetzen. Nun denn, ganz Paris ist in diesem Augenblicke ein ungeheures Seitenstück zu jener Camee. Eine wahnsinnige Brunst nach Gold hat es ergriffen und regt alle seine Bewohner, vom Höchsten bis zum Niedersten, zu gleicher Leidenschaftlichkeit auf. Die vornehme Dame empfängt in ihrem Boudoir den Coulissier, der ihre Börsenaufträge vollzieht; im Vorzimmer erwartet ihn das Stubenmädchen und gibt ihm rasch einen Auftrag für ihre eigene Rechnung; der Kammerdiener fragt ihn im Vorübergehen, ob er bereits sein Pöstchen Banque des pays verkaufen solle, und ehe er zum Thore hinausgelangt, faßt ihn noch der Pförtner an der Hand, zieht ihn in sein Stübchen und bittet ihn mit fliegender Stimme um einen Rath über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit eines Ankaufs von Türken.

Es ist nicht das erste Mal, daß dieses Fieber der Speculation sich der Pariser Gesellschaft bemächtigt. Um die Wahrheit zu sagen, ist es seit anderthalb Jahrhunderten ihr chronisches Uebel, das sich nur in gewissen Epochen zu grauenhaftem Wahnwitz steigert. Wir wissen, wie es zur Zeit Law's herging, als die englische Beobachterin Lady Mary Wortley Montagu in ihren Reisebriefen davon sprechen konnte, daß die ganze Hofgesellschaft, den Regenten nicht ausgenommen, „verworfene Sklaven des Geldraffens" sei. Louis Blanc gibt in seiner „Geschichte der französischen Umwälzung" ein Bild jener Zeit, das Wort für Wort auf die Gegenwart paßt. „In die Rue Quincampoix stürmten, um sich in einem wunderbaren Durcheinander zu vermischen und herumzuwälzen, Hofleute, Kirchenfürsten, Handwerker, Parlamentsmitglieder, Mönche, Aebte, Ladenschwengel, Soldaten, Abenteurer von allen Ecken und Enden Europas. Angesichts der Gleichheit der menschlichen Schwächen und Leidenschaften war diesmal die Ungleichheit der Stände verschwunden. Der Stolz der Großen dieser Erde wurde in die Oeffentlichkeit geschleift, um vor den Augen der Menge eine musterhafte Züchtigung zu empfangen. In Erwartung, daß es besser kommen werde, herrschte die Brüderlichkeit vorläufig in der Börsentreiberei. Es geschah, daß Kirchenfürsten liefen, ihren römischen Purpur im Janhagel zu beschmutzen, und daß Prinzen von Geblüt sich zwischen Dirnen und Lakaien, Papiere kaufend und verkaufend, zeigten. Selbst fremde Herrscher hatten ihre Vertreter in dieser Menge, wo das Gedränge am dicksten war, in dieser gequetschten, in einander gekeilten, keuchenden Menge, die abwechselnd trunken

von Hoffnung und starr vor Entsetzen war, die die Gezeiten des Spiels fortwährend aufwühlten und umtrieben, aus deren Mitte ein unheimliches Gebrüll aufstieg. Kein Haus in dieser berühmten Gasse, das nicht in Höhlen der Speculanten getheilt war. Die Habgier wußte auf den Dächern und in den Kellern ein Loch, ein Nische für sich zu finden. Man schwindelte am hellen Tage, doch auch bei Fackellicht... Damen erschienen und nahmen ihre Mahlzeiten inmitten dieses Tumults." So sah es 1719 aus. Man setze an Stelle der Rue Quincampoix Place de la Bourse und man hat das Bild des heutigen Paris!

Ein anderer berühmter Ausbruch des Speculationswahnsinns ereignete sich nach dem Staatsstreich vom 9. Thermidor, während des Directoriums. Diese Krise verhielt sich zu der Law'schen wie die rohe und gemeine nachjakobinische Gesellschaft zur zierlichen und glatten Welt der Regentschaft. Sie war ungleich roher und plumper. 1719 hatte man mit den hübsch gedruckten, bildchengeschmückten Actien der Mississippibank gehandelt, 1793 handelte man mit Rohstoffen und Waaren in Natur — mit Wolle und Getreide, mit Hölzern und Steinen. Louis Blanc hat uns die Speculation zur Zeit der Regentschaft geschildert; die Brüder Goncourt malen in ihrer „Geschichte der Gesellschaft unter dem Directorium" das Bild der Speculation zur Zeit der Incroyables und Merveilleuses. „Es wurde nicht geplaudert, sondern gebrüllt; man rief aus, was man zu verkaufen hatte, und schmähte schreiend die Dinge, die man zu kaufen gedachte. Männer und Frauen waren daheim und auf der Straße blos Händler. Ihre Hände und ihre

Taschen waren gestopft voll mit Mustern der Waaren, die sie zu verkaufen hatten — Juwelen, Wein, Salz, Brot, Pulver, Tuch, Leinwand, Eisen, Butter, Kaffee, Kupfer, Spitzen, Seife, Talg, Oel, Pfeffer, Holzkohle. Jedes Haus war ein Laden, jede Wohnung ein Bazar. Im Vorzimmer standen etwa Salzfässer; in der Bücherei konnte man sich vor Haufen Unschlittkerzen nicht rühren; in den Schlafzimmern lagen Stoffe umher; um in den Salon zu gelangen, mußte man über zwei Reihen Weinfässer hinwegklettern und die Boudoirs waren vollgestopft mit Baumwollballen; wenn die Gäste sich setzen wollten, hatten sie zuerst von den Stühlen und Sofas die Zuckerhüte und Tuchrollen wegzuräumen, die da aufgehäuft waren." Und wie zur Zeit Law's, wie in diesem Augenblicke, waren es auch unter dem Directorium die Frauen, in denen die Schacherwuth, die Goldlüsternheit die scheußlichsten Formen annahm und sich am widerwärtigsten kundgab.

Und die Ursache dieses Speculationsfiebers, das die Pariser Gesellschaft seit anderthalb Jahrhunderten schüttelt und in dem sie gerade wieder rast? Ich sehe sie in dem Materialismus, dem die hiesige Gesellschaft verfallen ist. Ihr gilt nur noch der Reichthum etwas; „la fortune", „faire fortune" ist das Zauberwort, das ihr Herz höher schlagen macht, das Ideal, dem sie nachstrebt; und da ihr die Speculation das bequemste Mittel scheint, rasch zu diesem Ziele zu gelangen, so stürzt sie sich in die Speculation, deren Wogen über ihrem Haupte zusammenschlagen. Die Million ist überall eine Standesperson; aber eine so große Dame wie hier ist sie dennoch nirgends, selbst nicht

in dem Amerika, dessen Gott angeblich der „allmächtige Dollar“ ist. Wo die Million erscheint, da sinkt Alles in die Kniee wie vor dem Allerheiligsten; ihr Glanz verdunkelt jedes Verdienst, jede Tugend, jede Schönheit. Gehen Sie ins Theater zu einer ersten Vorstellung und belauschen Sie das Gespräch eines Parisers, der einem Fremden die Honneurs des Hauses macht. Mit gleichgiltigem Tone sagt er: „Dieser kleine Herr mit dem Lockenkopfe da unten im Parquett ist Daudet“; mit einem Gähnen: „Der dort in der Prosceniumsloge Gambetta“; plötzlich aber nimmt seine Stimme den feierlichsten Tonfall an und mit tiefster Ehrfurcht in Blick und Geberde fügt er hinzu: „Und jener Herr ist der Director der sibirisch-tatarischen Bank, der auf 60 Millionen geschätzt wird!“ Kommen Sie in einen Salon, aber in einen Salon des Geistesadels! Renan wird gemeldet — die Hausfrau grüßt mit dem Kopfe und einem geistesabwesenden Lächeln, von dem zwölf auf ein Dutzend gehen und dessen man an einem Empfangsabend einen so großen Vorrath verbraucht; einige ordengeschmückte Herren drücken ihm die Hand, einige alte Damen nehmen ihn zwischen sich in eine Ecke und schwärmen mit ihm über Italien. Jetzt tritt ein großer Gewerbetreibender aus dem Creuzot oder ein „Agent de Change“ (Börsenmakler) ein — die Hausfrau fliegt ihm entgegen; der Platz am Kamin wird ihm eingeräumt; die jungen und hübschen Damen umdrängen ihn, machen ihm den Hof, buhlen um sein Lächeln; die älteren Herren suchen mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, die jüngeren blicken aus der Ferne andächtig zu ihm hin und sagen sich im Innern: „Das ist das Ziel! dahin muß

ich streben!" Der Eine kann in die Wagschale der gesellschaftlichen Schätzung einen Namen werfen, der auf dem Titelblatt genialer Bücher steht, der Andere einen Namen, der einem Wechsel den Werth von Baargeld gibt; federleicht fliegt jene Wagschale empor, bleischwer sinkt diese, so tief sie sinken kann.

Schon unter dem Ancien régime hatte die Million hier ein Ansehen wie nirgend sonst, aber sie war doch nicht allmächtig, gewisse Dinge konnte sie doch nicht erreichen. Der Savoyard Chambéry, ursprünglich Zimmerputzer bei einem Bankier, konnte durch den Lawschwindel vielfacher Millionär werden, sich den Adel kaufen, großen Grundbesitz erwerben, einen beneideten und weithin sichtbaren Platz in der Pariser Gesellschaft erringen; aber einen Schemel im Spielzimmer des Königs, das rothe Band eines h. Ludwigs-Ritters, das blaue des Heiligengeistordens waren ihm ewig unerreichbar. Das sind eitle Aeußerlichkeiten, Nichtigkeiten für einen Menschen, der sich alles Wesentliche verschaffen kann — richtig; aber an nichts hängt bekanntlich das Herz des Menschen mehr als an solchen Aeußerlichkeiten, wenn sie von Hindernissen umgeben sind, die sie für gewisse Menschenklassen unzugänglich machen. Die Million warf mit der Wucht ihres Rollens viele Standesschranken nieder, vor manchen mußte sie doch stillhalten. Ein Herzog von Lévis, ein Herzog von Montmorency konnte mit einem reichgewordenen Generalpächter spielen und sich herablassen, ihm sein Gold abzugewinnen; er konnte seine prächtigen Feste seines Besuches würdigen; aber der Abstand zwischen Beiden blieb doch ein ungeheurer und ein reicher Emporkömmling,

der nichts als reich war, hätte wahnsinnig sein müssen, um einen Platz an der Oberfläche des Gesellschaftslebens zu träumen. Dadurch, daß die Million als solche noch nicht hoffähig war und auf gewisse Ehren und Anerkennungen verzichten mußte, behielt auch die Aristokratie des Geistes das Recht, sich ihr überlegen zu glauben, sie von oben herab zu behandeln, sich über sie lustig zu machen. Die Literatur konnte die Gestalt des „Turcaret“ schaffen, des protzigen und einfältigen Generalpächters, der von seiner ganzen Umgebung, seinen Freunden, seiner Maitresse, seiner Dienerschaft unbarmherzig ausgebeutet, betrogen und überdies verspottet wird, und die Vornehmen, die den Schein des Ansehens ohne die Wirklichkeit des Besitzes hatten, rächten sich durch ein Lächeln der Verhöhnung und Schadenfreude an den Reichen, die sich mit der erfreulichen Wirklichkeit über den nicht zu erlangenden Schein trösten konnten.

Die Umwälzung erlöste die Million von ihren letzten Rechtsbeschränkungen; die schwere Walze der Egalité, die mit entsetzlichem Krachen über Feudalschlösser und gekrönte Köpfe hinwegrollte, ebnete der Million den Weg zu den Ehrenplätzen der französischen Gesellschaft. Jetzt gab es nichts Größeres mehr als Reichthum; jetzt gab es nichts mehr, was der Million den Vortritt streitig machen konnte. Wie ein Vermögen erworben wurde, fragte man nicht; der Eine hatte Emigrantengüter um Spottpreise gekauft, der Andere mit Assignaten geschwindelt, der Dritte den Heeren Carnot's Pappschuhe geliefert; etwas Blut und Koth hing an den Wurzeln all dieser Vermögen und es war besser, nicht nachzusehen. Und wozu auch? Vergangenheit, Ur-

sprünge, Stammbäume haben einen Werth in einer aristokratischen Gesellschaft. Die Demokratie verlangt keine Ahnenproben von der Million, die sie achtungsvoll grüßt. „Non olet“ ist ein antikes Wort und mußte Begeisterung erregen in einer Zeit, die die Bewunderung und Nachäffung des Alterthums bis zur unleidlichsten Ziererei trieb. So ging aus den umgewälzten, umgepflügten Trümmern der französischen Gesellschaft des Ancien régime das neue Egalitätsbürgerthum hervor, dem Pergament gar nichts gilt und Papier Alles, das sich vor dem „titre“ nicht in seiner Bedeutung eines Adels-, sondern in dem eines Besitztitels verneigt und dem nur noch eins Ehrerbietung abnöthigt: der Erfolg, der sich in einem gewaltigen Geldbetrag ausdrücken läßt. Napoleon I. zeichnete seine reichen Lieferanten fast ebenso aus wie seine Marschälle und Beamten. Selbst die Restauration wagte angesichts der Million nicht mehr von „Emporkömmlingen“ zu sprechen und ließ ihr stillschweigend den Platz, den ihr die Umwälzung gegeben hatte. Unter dem Bürgerkönigthum faßte Guizot, der angeblich ein sittenstrenger „Doctrinär“ und Grundsatzreiter war, die geheimsten Bestrebungen der französischen Gesellschaft in den bekannten cynischen Ruf zusammen: „Enrichissez-vous!“ „Bereichern Sie sich!“ — in diesen Ruf, der der gesammten Nation eine Richtung für ihre Thätigkeit, ein Ideal für ihr Streben vorschlug. Das zweite Kaiserreich trieb die Achtung vor der Million bis zur Anbetung; es machte aus ihr die Stützen seines Thrones; es legte fünfzehn Jahre lang Paris in Schutt, ging unter die Gründer, führte Kriege, blos um Strebern Gelegenheit zu geben, Millionäre und dadurch

Säulen des Gesellschaftsbaues zu werden; die Million war während dieses Zeitabschnitts ein ausreichender Titel zur Ehrenlegion, zur Abgeordneten- und Senatorswürde. Und selbst das Schriftthum hatte es verlernt, hierüber zu spotten, und es steht ganz vereinzelt da, das Wort Barrière's in einem seiner Lustspiele, wo ein Geldsack, den man fragt, wofür er einen Orden erhalten habe, voll Würde antwortet: „Dafür, daß ich ein Beispiel des Reichthums gewesen bin — pour avoir donné l'exemple de la fortune!“

Die dritte Republik hat in diese Verhältnisse keine Aenderung gebracht. Ich weiß nicht, ob sie sie nicht sogar verschlimmert hat. Die Hofgesellschaft des Kaiserreichs ist verschwunden und die Finanzgesellschaft hat ihren Platz eingenommen und tyrannisirt das Pariser Leben weit rücksichtsloser, als es die hochmüthigste und ausschließendste Aristokratie der Welt vermöchte. Der Mensch fängt hier zwar nicht beim Baron, aber beim Millionär an; anderswo ist es guter Ton, in der Geschlechtskunde der vornehmen Leute bewandert zu sein und alle ihre „Alliancen“ bis ins zwanzigste Glied zu kennen; hier ist es ein Zeichen guter Salonerziehung, von jeder Persönlichkeit „aus der Gesellschaft“ zu wissen, wie viel Geld sie besitzt. Man ist nur, wenn man hat. Das ganze Pariser Leben hat einen solchen Zuschnitt bekommen, daß es dem „goldenen Mittelmaß“, der bloßen Wohlhabenheit, das anständige Durchkommen gar nicht mehr gestattet; das, was hier gute Sitte, gesellschaftlicher Anstand, Lebensart heißt, hat den Besitz der Million zur strengen Voraussetzung und wer ihrer ermangelt, mit dem kann die Gesellschaft nichts anfangen, den muß sie übersehen.

Dabei hat die Pariser Gesellschaft durchaus nicht die Verachtung der Armuth; noch mehr: sie treibt ihre Paradoxie so weit, für den Armen eine gewisse gerührte Theilnahme zu zeigen. Aber wohlgemerkt: nur für eine bestimmte Gattung der Armen, für die Armen, die daran arbeiten, reich zu werden. Die Pariser Million ist bonne fille; sie hat ihre Ursprünge nicht vergessen und ist herablassend; sie gewährt Anfängern, die kräftiges Wachsthum versprechen, bereitwillig Credit; der Reichthum erblickt eine besonders schmeichelhafte Form der Huldigung in dem verzweifelten Bemühen der Besitzlosen, ihn zu erwerben, und er ermuthigt sie durch Wohlwollen. Ein junger Romanschriftsteller, ein junger Bildhauer, ein junger Arzt oder Rechtsanwalt darf vornehme, das heißt vergoldete Salons besuchen, auch wenn er noch ein ganz armer Teufel ist; denn er hat Zukunft; es kann ihm gelingen; man weiß, daß Zola mit „Nana", Roman und Drama zusammengerechnet, eine Viertelmillion verdient hat, daß Meissonier und selbst Carolus Duran in einem Jahre die doppelte Summe machen können, daß Charcot's und anderer Modeärzte Einkommen 300.000 bis 500.000 Francs beträgt und ein erfolgreicher Rechtsanwalt, besonders wenn er sich auf die Politik wirft, ohne Anstrengung zur Million gelangt. Wehe aber der Begabung, die zu Jahren und nicht zugleich zum Reichthum gekommen ist! Wehe dem armen Dichter, dessen lange Locken zu ergrauen beginnen! Wehe dem Künstler, den die Mode nicht trägt! Wehe dem Gelehrten, dem Philosophen, der sich nicht auch ein wenig auf die Goldmacherkunst versteht! Für ihn hat die Gesellschaft keine Nachsicht und kein Erbarmen;

sie stößt ihn mit dem Fuße von sich; sie zieht ihm den letzten Börsengalopin weit vor; und wenn er nicht genug Selbstbewußtsein und Weltverachtung hat, um es auf die leichte Achsel zu nehmen, daß sich die sogenannte „Gesellschaft“ vor ihm verschließt, so ist Verzweiflung und Wahnsinn sein Los wie das des armen talentvollen André Gill, der fünfundzwanzig Jahre lang mit Pinsel und Stift, in Versen und Bildern, zuletzt auch noch mit Gründungsplänen um die Million warb und verrückt wurde, als er sie zu fünfundvierzig Jahren nicht errungen hatte.

Und so rast denn die ganze Gesellschaft, das Weib so rücksichtslos wie der Mann, der Jüngling beim Eintritt ins Leben so gierig wie der Greis an der Schwelle des Grabes, hinter der runden, rollenden, grillenhaften Million her und sucht sie zu haschen und festzuhalten; denn nur ihr Besitz macht das Dasein daseinswürdig und ohne sie gibt es kein Glück, keine Macht, keine Ehre, kein Ansehen. Und darum wälzt sich der Bacchantenzug der Speculanten endlos, unaufhörlich durch alle Straßen und betet ganz Paris Tag und Nacht mit Verzückung zu seinem einzigen Ideal: zum goldenen Kalb.

Nach dem „Krach“.

(Carneval 1882.)

Der Kalender behauptet, daß jetzt die Carnevalstage seien. Wenn in dieser Zeit, da alle Autoritäten schwanken und stürzen, irgend etwas noch auf Glauben Anspruch macht, so ist es wohl der Kalender. Ueberflüssigerweise wird seine Angabe durch zahlreiche Mauer-Anschläge bekräftigt, welche auf buntem Papier und zwischen phantastischen Gewinden von Masken Kostümfiguren-Bälle ankündigen. Dennoch wird es mir schwer, die Versicherung des Kalenders ernst zu nehmen. Worin unterscheidet sich dieser „mardi gras“ von allen anderen Tagen? Da Schulen und Werkstätten geschlossen sind, so treiben sich etwas mehr Arbeiter und Kinder auf den Straßen umher. Man sieht schwankende und stolpernde Betrunkene etwas häufiger als gewöhnlich. Einige Trottel machen sich unangenehm, indem sie an den Straßenecken mit Waldhörnern und Trompeten ein wüstes Getöse hervorbringen, ähnlich demjenigen, womit wilde Menschenfresser bei Mondesfinsternissen den Drachen zu verscheuchen pflegen, der nach ihrer Vorstellung das ver-

finsterte Gestirn zu verschlingen droht. Einige schäbige Masken irren verlegen auf den Boulevards umher, sichtlich betreten über ihre eigene Blödsinnigkeit, beschämt im Gefühle, daß sie die letzten und auch schon von der Zweifelsucht angekränkelten Ueberlebsel eines Gesittungs-Abschnittes seien, der todt, mausetodt und begraben ist. Und das ist Alles. Kein fetter Ochse, kein Aufzug von Leuten in geschichtlichen Verkleidungen, keine Rundfahrt geschmückter Wagen voll kecker Wäscherinnen in mythologischer Entkleidung, kein Walzen und Hopsen auf dem Asphalt-Estrich der Hallen, nichts Bacchanalisches, mit einem Worte, nichts von dem, was man sich unter dem außer Gebrauch kommenden Worte Carneval vorstellt. Und wie in den unteren, so in den oberen Volksschichten. Der jüngste Opernball war schwach besucht und nach der übereinstimmenden Aussage aller Teilnehmer von anständigster Sterbenslangweiligkeit. Die vornehmen Salons nehmen von den Fastnachtstagen keine Kenntniß. Aus diesem Anlaß einen Ball oder selbst nur ein Festmahl zu geben, wäre ein Beweis von vollständiger Zurückgebliebenheit. Die unglückliche Hausfrau, die auf diese alterthümliche Idee käme, würde ihre Kaste verlieren. Sie würde sich selbst vorkommen, als hieße sie Madame Durand und wäre eine zurückgezogene Kurzwaarenhändlerin aus der Rue Vieille du Temple. Man unterhält sich nicht. Das ist schlechter Ton. Was vornehm ist, das gähnt und hat schläfrig halbgeschlossene Augen. Und was nicht vornehm ist, das ahmt wenigstens die Vornehmen nach. Pailleron hat diesen Zug erfaßt und die Hunderte von ausverkauften Häusern, die sein „Monde où l'on s'ennuie“ bereits gemacht

hat. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts galt es als Zeichen eines überlegenen Geistes, blaß zu sein, struppiges Haar und feurige Augen zu haben, kurz gesagt, „geheimnißvoll und diabolisch" auszusehen und in unzusammenhängenden heftigen Ausrufen zu reden. Im letzten Viertel des Jahrhunderts hat der Geistesadel eine andere Maske; die Züge müssen schlaff und ausgezogen, der Blick muß bleiern, der Kopf kahl sein oder für etwa noch vorhandene Behaarung durch zurückhaltende Glättung und Abplattung des Haares um Entschuldigung zu bitten; die Stimme muß näselnd und schleppend sein und das Gespräch hat in einer steten Folge gelind höhnischer Bemerkungen über Alles, wofür sich einst die kindlichere Menschheit begeisterte, zu bestehen. Mit dieser von der Mode geforderten Haltung der Abgelebtheit und Zweifelsucht, französisch „blague", ist freies Gelächter, ist schwunghafter Tanz unverträglich. Diese heftigen Muskelbewegungen fordern Glauben, Ueberzeugung, Begeisterung, drei blosstellende Eigenschaften in unserer Zeit.

Diese allgemeine Richtung unserer Gesittung, die auf fröhliche Volksgepflogenheiten so wirkt wie Chlor auf Farben, erklärt wohl ausreichend das Absterben der Carnevalssitte. Aber nein. Diese Erklärung befriedigt gewisse Siebenmalweise nicht. Sie suchen anderswo die Gründe für die allseitig beobachtete Erscheinung. Wenn der Pariser Carneval heuer grämlich ist, so trägt daran der „Börsenkrach" die Schuld. Hat man ihn genug todtgeritten, diesen Börsenkrach! Hat man genug Stoff zu ledernen Wochenplaudereien aus seiner Haut geschnitten! Was sollte er nicht Alles für Verheerungen angerichtet, welche grundstürzenden Um-

wälzungen im gesellschaftlichen Leben von Paris hervorgebracht haben! Nähme man die in schwarzer Kunst ausgeführten Schilderungen dieser modernen Nachahmer der Thukydidischen Beschreibung der Pest von Athen für Bilder der Wirklichkeit, so müßte man sich in der Fremde vom heutigen Zustand von Paris etwa diese Vorstellungen machen: die Stadt verwüstet, die Straßen menschenleer, eine dumpfe Verzweiflung über der ganzen Bevölkerung, in jedem Hause ein Selbstmörder, Gift und Pistolen und kräftige hänfene Stricke die einzigen Waaren, die noch Absatz finden, im Uebrigen aller Handel stillstehend, eine Ueberschwemmung der Boulevards mit Bettlern, die gestern noch Millionäre waren und jetzt bei hereinbrechender Dämmerung die zitternde Hand nach einem Almosen ausstrecken, um nicht Hungers zu sterben.

Ich empfinde die ganze Trostlosigkeit, der ein ästhetisch gebildeter Gesittungsmensch bei der nothgedrungenen Zerstörung eines in seiner Art vollkommenen Kunstwerkes sich hingibt, aber ich muß mit dem großen Waschpinsel über dieses schauerlich schöne Bild des nachkrachlichen Paris hinfahren. Dämpfen wir erbarmungslos die kräftigen Farben! Schaben wir kühn die malerischen Einzelheiten weg! Selbst wenn wir eine kleine Ecke des Gemäldes übrig lassen, so bleibt noch immer eine Unwahrheit stehen.

Der Streifen Erde, den das Hagelwetter des Krachs verheert hat, ist ein weit kleinerer, als man sich gewöhnlich vorstellt. Wollen Sie genaue Angaben? Ich weiß ganz gut, wie mißlich es ist, Zahlen aus der Tiefe seines Gemüthes zu schöpfen und mit inneren Eingebungen Statistik

zu machen. Dennoch wage ich es, Ziffern zu bieten. Wenn ich sage, daß der Krach fünfhundert Menschen gänzlich zu Grunde gerichtet, fünfhundert andere genug hart getroffen hat, um sie zu wesentlicher Aenderung ihrer gewohnten Lebensweise zu zwingen, so übertreibe ich wahrscheinlich. Wohlgemerkt, ich spreche von Paris. Von Lyon weiß ich nichts. Ich habe wie alle Welt die Gruselgeschichten aus dieser Stadt gelesen. Wenn ich mich aber erinnere, wie sich das, was über Paris geschrieben wurde, zur Wirklichkeit verhält, so kann ich mich des äußersten Mißtrauens auch gegen die Schilderungen aus Lyon nicht entschlagen.

Die große Masse der Bevölkerung ist von den Börsenvorgängen nicht schwer betroffen worden. Die Papiere, die sie besitzt, mögen heute um einige Franken weniger werth sein als vor sechs Wochen, aber das hat ihr höchstens ein augenblickliches Mißvergnügen verursacht. Sie versagt sich deshalb weder ein Glas Wein noch eine neue Halsbinde. Sie lebt, arbeitet, erwirbt, verbraucht und spart wie zuvor und wenn sie in ihrem „Petit Journal" lange Geschichten aus verkrachten Kreisen liest, so interessirt sie sich für diese Literatur nur mit jener objectiven Theilnahme, die man Kriegsberichten entgegenbringt, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen. Ich wiederhole also: selbst nach schwarzseherischster Annahme beträgt die Zahl Derjenigen, welche der Krach schmerzlich oder gar zerstörend heimgesucht hat, nicht mehr als tausend. Aber allerdings sind diese Tausend fast ohne Ausnahme in einer Stellung, wo ihre verzweifelten Grimassen weithin gesehen, ihre Klageschreie weithin gehört werden. Es sind eben die Tausend,

welche die Oberfläche des Pariser Lebens einnehmen; die ständigen Comparsen aller Lärm- und Ausstattungs-Auftritte der weltstädtischen Posse, die sich, wie die wenigen Statisten kleiner Bühnen, vervielfältigen, herumtummeln, rechts abgehen und links wieder auftreten und beständig vor den Augen der maulaufsperrenden Zuschauer einherstolziren. Es sind die Besucher der ersten Vorstellungen und des Tanzfoyers der Oper, die Stammgäste der Wettrennen, die Schacherer der Kunstversteigerungen im Hôtel Drouot, die Müßiggänger der Champs Elysées, die Stöberer in Kramläden mit unächten Alterthümern, die Leute, die man Mittags an der Börse, Nachmittags auf dem Boulevard des Italiens und Abends an dem Orte findet, von dem gerade die Zeitungen sprechen; Clubleute, zweideutige Börsenmänner, Künstler, Journalisten, eine glänzend gekleidete lärmende Schaar von Weltweisen und Menschenverächtern, die sich's geschworen haben, die philiströse Arbeit zu scheuen und dennoch in allen Herrlichkeiten der Erde zu schwelgen.

Die Folgen des Bankbruchs dieser unterhaltlichen Existenzen sind weder sehr tiefgreifend noch sehr weitreichend. Worth verliert vielleicht einige Kunden, die ihm 2000 Francs für eine einfache Straßenrobe bezahlen; einige Leinwandbesudler à la mode erleben möglicherweise den Schmerz, ein gemaltes Seidenkleid oder einen giftgrünen Krautstrunk, wofür sie noch vor Kurzem die Frechheit gehabt hätten, 50,000 Francs zu fordern, um die Hälfte dieses bescheidenen Preises losschlagen zu müssen; man erzählt sich auf dem Boulevard mit verstörten Mienen, daß einige große Cocotten ihr Geld und ihre Liebhaber verloren haben und gezwungen

seien, ihre Juwelen zu verkaufen. Gutunterrichtete tragen noch betrübendere Nachrichten umher: in den Brillantenpreisen ist ein scharfer Preissturz eingetreten; einige kleine Hotels in der Plaine Monceau finden trotz billiger Preise keine Käufer; Binder, der elegante Wagenbauer, hat seine Schuppen voll Equipagen stehen, für die sich keine Abnehmer treffen, und mehrere englische Vollblutpferde gingen jüngst im „Tattersall français“ um ein Viertel ihres Werthes ab. Scheinen Ihnen diese Mittheilungen herzbrechend? Mir nicht. Die Berichterstatter der Boulevardblätter haben gut sie unter blutigen Thränen vortragen, ich kann mich nicht zur geringsten Rührung emporschwingen, wenn ich sie lese.

Meine Herzenshärtigkeit geht so weit, daß ich auch für die Opfer des Krachs keine Theilnahme empfinde. Allerdings, es sind Selbstmorde vorgekommen und manche Speculanten haben den Verstand verloren. Je weniger wir über diese Ausnahmsfälle sprechen, um so besser. Man könnte sich ein hartes Wort entschlüpfen lassen und müßte dafür wie unser berühmter Zeitgenosse Wippchen um Verzeihung bitten. Aber die große Mehrzahl der Zugrundegerichteten ist nicht zu bedauern. Haben Sie keine Angst um sie! Es sind ruhmreiche Besiegte. Sie tragen stolz ihre Niederlage und sie werden ihre Vergeltung üben. Wer hält die Wette, daß sie, ehe zwei Jahre ins Land gegangen sind, sich bei Worth, im Hotel Drouot, in den Foyers, bei den Cocotten u. s. w. — siehe oben — wieder all die Genugthuungen werden bieten können, die sie sich augenblicklich versagen müssen? Nun, wer hält die Wette? Ich habe in der Hause-Quadrille ums goldene Kalb nicht mitgetanzt und

möchte doch auch mal wissen wie ein leicht gewonnenes Geldstück aussieht!

Bleiben wir ein wenig bei dem Capitel, da wir dabei sind. Die Schilderer, die ein so düsteres Bild der Zerstörung von Paris durch den Krach entwerfen, beschränken sich nicht auf die beschreibende Gattung, sie versuchen sich auch als Sittenlehrer. Ich habe eine wahre Wuth auf diese Laien-Kapuziner, die sich bei solchen Anlässen verpflichtet glauben, die salbungsvollste und erbaulichste Predigt über die Verderbtheit der Menschen und die Nothwendigkeit ihrer schleunigen Besserung hervorzunäseln. Das Strafgericht ist hereingebrochen, psalmodiren sie, der Schwindel war zu arg, jetzt bedecken die Opfer den Boden; nehmt euch ein Beispiel am Schicksal der Gefallenen, bessert euch, vertraut nur auf die ehrliche Arbeit, die langsam aber sicher zum Ziele führt, folgt nicht mehr den Lockungen des Irrlichts, das euch in die gefährlichen Sümpfe der Speculation verführt — und so geht es in dieser Tonart endlos weiter, daß man aus der Haut fahren möchte.

Und wer sind die Sittenlehrer, die so beweglich predigen? Baissespeculanten, die beim Krach all das gewonnen, was die Opfer verloren, oder elegante Streber, die sich eine millionenreiche Erbin ertanzten, oder Philosophen, welche das schale Treiben der Welt von der Pyramidenhöhe geerbter Millionen gemüthsruhig betrachten, Leute mit einem Worte, „die es nicht nöthig haben" und deren salbungstriefende Erbauungsrede einen durchschlagenden Beigeschmack von Sättigung und Selbstzufriedenheit hat, der sie einigermaßen entwerthet. Es ist Alles nicht wahr. Der Krach enthält

seine Lehre und die Ruinen, die er zurückgelassen, werden Niemand abschrecken und die Verweisung auf die ehrliche Arbeit als verlockender Gegensatz zur schwindelhaften Speculation ist Unsinn und Heuchelei. Hat der Anblick eines leichenbedeckten Schlachtfeldes je einen flotten Cadetten abgehalten, die Officiersepauletten zu erstreben? Selbst das Mißgeschick in der Speculation hat nichts, was von dieser Laufbahn abschrecken könnte.

Die Sittlichkeit! Jawohl, sprechen wir von ihr! Ich denke mir einen Eiferer der berühmten „ehrlichen Arbeit", der in seiner Stube sitzt und sich das Hirn mit mühseliger wissenschaftlicher Forschung oder mit gewerblichen Erfindungen oder mit schriftstellerischer oder künstlerischer Hervorbringung zermartert und zu dem ein Versucher tritt und ihm etwa solche Reden hält: „Bleibe bei der ehrlichen Arbeit — dann ist dein Los stete Mühe, stete Anstrengung; hast du ganz besonderes Glück oder eine weltbeherrschende, allbesiegende Begabung, so lächelt dir ja vielleicht schließlich der Erfolg, aber erst, wenn du alt und verbittert und zu jeglichem Genusse des Lebens unfähig geworden bist; und selbst dieser Erfolg — wie bescheiden ist er in der großen Stadt! Einige Auserlesene werden dich kennen und schätzen, innere Genugthuung wirst du noch immer als deinen reichsten und sichersten Lohn betrachten müssen und der erstbeste Dummkopf, der auf einer Million daherreitet, wird dich überall verdunkeln, wo du glänzen möchtest: bei den schönen Frauen, bei der großen Menge, bei den Mächtigen der Erde. Das Alles, wohlgemerkt, wenn du erfolgreich bist. Hast du aber nicht das so unendlich seltene Genie oder Glück, welches

alle Widerstände besiegt, ah, mein Schatz, dann gütigst ein anderes Bild! Dann bleibst du dein Lebelang der dunkle arme Teufel, der du bist; hast du nichts, so verachtet man dich; trägst du abgeschabte Kleider, so wirft dir der Schutzmann mißtrauische Blicke zu; deine Armuth bringt alle Welt gegen dich auf; du bist gebildet? du bist gesund? du hast körperliche Vorzüge? du hast alle Begierden, alle Wünsche, alle Genußfähigkeiten? Umso schlimmer für dich. Bemühe dich, all das in den tiefsten Grund deines Herzens zu vergraben, und verzichte. Es ist sehr schön, zu verzichten. Die Kirchenväter behaupten es. Du siehst alle Herrlichkeiten der Erde wie in einem Lustgarten und du meinst, daß dieser auch für dich offen ist. Du irrst dich. Andere Leute gehen darin spazieren und pflücken die Früchte von den Bäumen, nach denen dir der gierige Mund wässert. Du mußt draußen bleiben und darfst höchstens die Stirn an die Gitterstäbe drücken und mit brennenden Augen hineinstarren. Das ist dein Lebensgang, wenn du bei der ehrlichen Arbeit bleibst. Versuche es nun einmal mit der Speculation. Zum Teufel die Mühe! Durchs Fenster das Arbeitsgeräth! Anstrengung ist gut für die Dummköpfe; du bist zu gut für sie. Du sammelst mit lässiger weicher Handbewegung Reichthümer, deren Einheimsung dich gar keine Arbeit kostet, im Gegentheil mit einer wonnigen Nervenaufregung verbunden ist, welche diese Thätigkeit zu einem Genusse, zu einer Wollust macht. Du gehörst zur Auslese der Gesellschaft. Schäbige Philosophen geben sich den Anschein, dich zu verachten, aber du hast dafür das Bewußtsein, von Millionen bewundert und mit scheuer Ehrfurcht betrachtet zu werden.

Steige auf die Plattform des Triumphbogens und blicke auf das schöne Paris hinab, das sich zu deinen Füßen ausdehnt — es ist dein, du kannst es in deine Westentasche stecken. Für dich bereitet Bignon seine köstlichen Gerichte, für dich lächelt die schöne Judic, die reizende Rosita Mauri, dir öffnet sich jeder Salon, in welchem dein Eintritt Aufsehen erregt, dir folgen alle Blicke, wenn du in deinem „Coupé“ um den „Lac“ im „Bois“ fährst. Bist du ehrgeizig? Du kannst Abgeordneter, ja sogar Akademiker werden — siehe Bischoffsheim — und dir jeden Orden der Welt ins Knopfloch hängen. Liebst du den steten Lärm um deinen Namen? Alle Zeitungen werden dir täglich Artikel und Tagesneuigkeiten widmen. Soll ich noch mehr sagen? Ich bin fertig: du wirst nicht wünschen können, denn all deine Wünsche werden sich im voraus verwirklichen. Doch nein. Ich bin nicht fertig. Ich bin ein ehrlicher Versucher und will dir auch die Schattenseiten des Speculanten-Daseins nicht verhehlen. Deine Speculationen können mißlingen, es kann ein Krach auf dich niederschmettern. Dann wirst du allerdings arm, aber deine Armuth hat ein leuchtendes Ansehen, einen wahren Glorienschein. Gehst du zu Fuß und verstört durch dein Paris dahin, so weichen die Leute zu beiden Seiten ehrerbietig aus und flüstern sich, dir nachblickend, zu: das ist der berühmte und unglückliche X., der gestern millionenreich war und heute Bettler ist. Jeder nimmt Antheil an deinem Elend. Endlose Kredite öffnen sich dir. Dein Unglück ist das Unglück des Landes. Man interpellirt, man gibt Gesetze für dich. Man gründet Hundertmillionen-Syndikate, Omnium-Cassen, was weiß ich, um dir

rasch beizuspringen. Alle Welt weiß, daß du morgen, übermorgen wieder obenauf bist. Und im allerschlimmsten Falle nimmt dir doch Niemand das, was du in der Zeit des Glückes genossen hast. Und bist du so mürbe geworden, daß du dich erschießest oder erhenkst, so hast du mit Schick geendet und erhältst gerührte Nekrologe, wie sie dem namenlosen Mann der „ehrlichen Arbeit“ nie gewidmet werden. So. Nun weißt du Alles. Und nun entscheide dich für die ehrliche Arbeit oder für die Speculation!“

Der Versucher hat etwas lang gesprochen, aber das ist eben seines Amtes, denn mit Lakonismus kann man Niemand beschwatzen. Wenn nun der Mann, dem so zugeredet worden ist, die Kraft hat, „Vade retro, Satanas!“ „Hebe dich von mir, Versucher!“ zu rufen und mit doppelter Begeisterung seine „ehrliche Arbeit“ fortzusetzen, dann wollen wir uns mit unserm ganzen Einfluß beim heiligen Vater für seine schleunige Heiligsprechung verwenden, oder wenn ihm sein Glaubensbekenntniß — man kann ja nicht wissen! — den Eintritt ins katholische Paradies verwehren sollte, ihn irgend einem großen Bankier als Cassirer empfehlen — in dieser Anstellung wäre er alles Geld werth!

Freilich — dieselben Pharisäer, die so erbaulich die Moral des Krachs abzuleiten verstehen, schlagen nun die Hände zusammen und seufzen unter himmelnden Augenverdrehungen: „Aber dieser Versucher wendet sich ja an die schlechtesten und niedrigsten Triebe des Menschen — an seinen Neid, seine Eitelkeit, seine Genußsucht. Sind denn Mittagessen bei Bignon und Tagesneuigkeiten in den Zeitungen und Cocotten der einzige Lebenszweck? Muß man

denn glänzen und schwelgen, um glücklich zu sein? Es gibt auch bescheidene Freuden, das Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung."

Genug. Der Pharisäer hat meinem Versucher bis ans Ende zugehört. Ich aber bin nicht so geduldig oder so höflich wie er und falle ihm schon hier in die Rede. Ich weiß, was weiter kommen würde. Wir kennen sie Alle, die alte Leier vom stillen Glück der Zufriedenheit, von den hohen Vorzügen der Bedürfnißlosigkeit, von den inneren Genugthuungen, die werthvoller seien als Alles, was man um schnöden Mammon kaufen könne u. s. w. u. s. w. Allerdings, allerdings, es gibt ja Menschen, von denen das gilt; aber man kann sie an den Fingern herzählen. So denken einige Idealisten, einige Lyriker, einige edle und erhabene Denker, die unter die banausische Menge verloren dahinwandeln und Geld, Genüsse, Stellung, äußere Ehren nicht eines Schnippchens werth erachten. Zwei Millionen von den zwei Millionen und tausend Bewohnern von Paris jedoch theilen diese unirdische Ansicht nicht; aus ihrer Weltanschauung heraus sind Sinnesgenüsse und Eitelkeitbefriedigungen werth, gierig gewünscht zu werden, und sie beneiden allerdings die Reichen, welche sich diese gönnen dürfen, und sie klammern sich an die Speculation als an ein Mittel, welches zu diesen Befriedigungen und Genüssen führt oder doch mindestens führen kann.

Und wer wagt es, den Neid des Armen gegen den Reichen zu verdammen? Dieser Neid liegt in der Natur, im Stoff, er ist eine Form, eine Aeußerung des thierischen Lebens selbst. Es war möglich, diesen Neid in Ägypten,

in Indien, in Sparta zu unterdrücken, indem man den Heloten, den niederen Kasten, mit dem Schwert die Ueberzeugung beibrachte, daß sie von der Natur mit geringeren Rechten und Ansprüchen ans Leben ausgestattet seien als ihre Meister. Und was wissen wir von den inneren Tragödien, die in der Seele von Heloten gerast haben mögen, welche von ihrer Untergeordnetheit nicht zu überzeugen gewesen! Es war möglich, diesen Neid im Mittelalter zu täuschen, indem ihm die Kirche in einem fabelhaften Jenseits all die Genugthuungen versprach, nach denen er in diesem Leben vergebens gierte. Aber heute ist der Glaube an das Paradies und an das blaue Blut verschwunden, der kräftige Proletarier ist nicht mehr zu überzeugen, daß seine Sinne nicht dieselben Ansprüche an Genüsse haben wie die des abgenützten und heruntergekommenen Herzogs oder Millionärs, und wen es nach Befriedigungen dürstet, der verlangt sie gleich und nicht erst nach dem Tode. Unvorsichtige Sittenprediger, die ihr die Speculation verdammt und an den Krach die Hoffnung knüpft, daß sie nicht wieder beginnen werde, wißt ihr auch, was ihr da thut? Wer sagt euch, daß in der üppigen Weltstadt die Armuth das beständige Beispiel des frechen Reichthums nicht blos darum geduldig erträgt, weil sie sich durch die Speculation in den Selbstbetrug hineinschwindeln kann, daß das beneidete Los des Millionärs auch ihr noch erreichbar sei? Wie wißt ihr, ob viele finstere, entschlossene, gewaltthätige Leute nicht blos darum keine Petroleurs geworden sind, weil sie die Wahl hatten, Speculanten zu werden? Beglückwünscht euch zur Agiotage! Betet inbrünstig, daß ihr Fieber bald wieder ausbreche! Die Speculation

verhütet vielleicht die Barricade. Statt vor ihr zu warnen, ruft begeistert: Es lebe der Börsenschwindel! Es lebe die Lotterie! Es lebe das Baccarat! Es leben die Turfwetten! Es lebe jede Einrichtung, die dem fressenden Neid des Armen gegen den Reichen einen Weg zu fabelhafter Befriedigung zu öffnen scheint ....

Und wenn Sie nicht meiner Ansicht sein sollten, so nehmen Sie an, ich hätte zu viel Sekt getrunken und alles Gesagte sei Fastnachtsfasel, und sprechen wir nicht mehr darüber.

Ein Pariser Salon.

Wir fuhren vor einem eleganten Hôtel der Avenue d'Eylau vor. Unser Wagen bildete ungefähr die Mitte einer langen Reihe von Fuhrwerken, unter denen reiche Coupés in der Mehrheit waren. Es gehörte ein in den kleinen Geheimnissen des Pariser Lebens geübtes Auge dazu, um zu erkennen, daß die Mehrzahl dieser Equipagen nicht das Eigenthum ihrer Benützer, sondern für die Gelegenheit oder für die Saison gemiethet war. Ein Thürhüter in prächtigem Pelzrock öffnete den Wagenschlag und wir betraten ein hellerleuchtetes blumengeschmücktes Vorhaus, das mit chinesischen Lampen, japanesischen Waffentrophäen, orientalischen Teppichen und Sitzmöbeln von italienischer Renaissanceform wunderlich ausgestattet war. Vor großen Spiegeln richteten Damen die Blumen in ihrem Haar und die Fältchen ihres Ueberkleids, während Herren ihrer weißen Halsbinde einen letzten Ruck und ihrem Schnurrbart eine letzte Glättung gaben. Alle diese Herren und Damen sahen einander mit einem eigenthümlich prüfenden Blick verstohlen von der Seite an. Es war klar, daß Niemand den Andern

kannte. Wir übergaben unsere Winterröcke stattlichen Lakaien in Blau und Gold, die uns wie an einem öffentlichen Vergnügungsorte Nummern einhändigten, und nun stiegen wir langsam mitten in einer Gruppe raschelnder Seidenschleppen und feierlicher Fräcke die teppichbelegte Treppe hinan.

Mein Begleiter war ein junger Fremder, der mir von einem Freunde empfohlen worden war. Ich sollte ihm ein wenig die Honneurs von Paris machen. Er war rücksichtsvoll genug, mich nicht mit seiner Führung durch die Sammlungen und Sehenswürdigkeiten zu behelligen, über die der treffliche Baedeker die besten Auskünfte gibt, er wünschte nur, daß ich ihm Gelegenheit biete, die Erscheinungen des Pariser Lebens kennen zu lernen, zu denen man die Eintrittskarten nicht in der Agence des étrangers kaufen kann. Er wollte namentlich nicht während der Saison in Paris gewesen sein, ohne einer Soirée angewohnt zu haben. Ich nahm ihn also zum Empfangsabend der Frau X. mit.

Es war bereits elf Uhr, als wir ankamen. Die meisten Gäste waren schon da und die Salons sehr voll. Man wurde nicht mehr angemeldet, doch hielt sich der Hausherr noch in der Nähe des Eingangs auf und drückte den Leuten, die auf ihn zugingen, um ihn zu begrüßen, verbindlich die Hand. Gerade im Augenblick, wo ich meinen Freund vorstellen wollte, faßte mich ein Bekannter am Arm und theilte mir etwas mit. Ehe ich Zeit fand, mich von ihm loszumachen, waren wir durch den Strom neuer Ankömmlinge in die Mitte des Salons geschoben worden. Mein Freund war sehr roth und flüsterte mir ins Ohr: „Der Hausherr

hat mir sehr liebenswürdig die Hand gedrückt und aufs freundlichste zugelächelt."

„Nun, das finde ich sehr nett von ihm."

„Ja, aber er kennt mich doch gar nicht."

„Was hat das zu bedeuten?"

Da ich ihn bei dieser Frage etwas ironisch ansah, überkam ihn eine unbestimmte Vorstellung, daß er nicht auf der Höhe weltstädtischer Anschauung sei und im Begriffe stehe, irgend etwas Provinziales, Zurückgebliebenes, Engherziges zu sagen, und er schwieg verlegen.

Wir traten in den zweiten Salon. „Werden wir der Hausfrau guten Abend sagen?" fragte mein Begleiter mit unsicherer Stimme.

„Nein", antwortete ich, „und zwar aus guten Gründen. Erstens bin ich nicht sicher, ob ich sie inmitten ihrer weiblichen Gäste erkenne, zweitens bin ich ganz sicher, daß sie mich nicht erkennen würde."

„Ich dachte, Sie seien in diesem Hause gut bekannt!"

„Gut bekannt! Man ist nicht gut bekannt in diesen prächtigen Hotels der Avenue d'Eylau, wo große Soiréen gegeben werden. Ich war drei oder vier Mal bei Empfangsabenden, vielleicht ebenso oft bei den Nachmittagen der Hausfrau, ein oder zwei Mal auch bei großen Festmählern, aber immer mit so vielen anderen Leuten zusammen, daß Madame X. etwas vom sagenhaften Gedächtniß des Mithridates haben müßte, wenn sie mich wiedererkennen oder gar meinen Namen behalten haben sollte."

Uebrigens wäre es auch materiell unmöglich gewesen, bis zur Hausfrau vorzudringen. Zwei Drittel des präch-

tigen großen Salons waren von ganz dicht neben und hinter einander aufgestellten Stühlen erfüllt, auf denen die Damen reihenweise wie in einem Concert Platz genommen hatten, während die Herren in den Fensternischen und im freigelassenen Hintergrunde des Salons in Gruppen beisammen standen. Madame X. saß in einem Lehnstuhl der vordersten Reihe und um zu ihr zu gelangen, hätte man über Köpfe und Schultern von zwölf oder fünfzehn Damen hinwegklettern müssen.

Wir blieben also im Hintergrunde und begannen die Gesellschaft zu mustern. Eine Dame mit prächtigem rothblondem Haar und schönen Schultern in der letzten Sitzreihe fesselte meinen Freund besonders und er wünschte zu wissen, wer sie sei. Ich konnte nicht dienen und wandte mich um Auskunft an meinen Nachbar zur Rechten, einen jungen Mann mit blondem Schnurrbart und Monocle. „Ich kenne sie nicht“, antwortete er mit heftiger englischer Aussprache. Ich versuchte mein Glück bei meinem Nachbar zur Linken, einem ältlichen Herrn mit vielen Orden, geglätteter Glatze und unerbittlich schwarzem Schnurr- und Backenbart. „Ich weiß nicht“, erwiderte er mit musterhafter spanischer Aussprache. Ermuntert durch dieses lustige Ergebniß, setzte ich meine Umfrage bei meinem Hintermann fort. Dieser verstand überhaupt nicht französisch und begnügte sich damit, ohne jeden Accent verlegen zu lächeln. Ich gab es auf, zu erfahren, wer die rothblonde Schönheit sei, um so mehr, als man anfing, uns strafende Blicke zuzuwerfen.

Auf einer kleinen rothausgeschlagenen Bühne vor dem Damenparterre war nämlich seit einigen Minuten Coquelin

der Jüngere erschienen und hatte angefangen, einen jener humoristischen Monologe vorzutragen, die jetzt so sehr in der Mode sind. Vor ihm hatte Sivori eine Violinpiece gespielt und Melchisedec, von der großen Oper, eine Arie gesungen, nach ihm sollten, wie auf Satinpapier mit Gold gedruckte Programme verriethen, Breitner eine Klaviersonate, die Van Zandt ein Lied, die Judic das Couplet „Quès aco?“ aus „Lili“ vortragen und zum Schluß der berühmte Magnetiseur Donato einige seiner Künste zeigen. Zwei Russen, die in einer Fenstervertiefung über die Soirée plauderten, fanden, daß das Programm „très chic“ sei und mindestens viertausend Franken koste.

Mein Freund begann, kleine Zeichen der Ungeduld zu geben. Er blickte zerstreut nach allen Richtungen, wechselte oft das Ruhebein und schenkte den Leistungen Coquelin's und Breitner's nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ich nahm ihn schweigend am Arm und führte ihn aus dem Salon durch ein rundes hübsches Gemach, wo in Armstühlen und auf dem pflanzengeschmückten Milieu ältere Herren mit offenem Munde und über den Bauch gefalteten Händen schlummerten, in den anstoßenden Speisesaal. Hier herrschte weit waches, frisches Leben. Um das riesige und mit verschwenderischem Reichthum bestellte Buffet, das eine ganze Langseite des Raumes einnahm, hatte sich ein Wall von kauenden und champagnerschlürfenden Herren aufgebaut, in welchen neue Ankömmlinge nur mühsam eine Bresche zu legen vermochten. Das Gespräch war in regem Gange und den Saal erfüllte jenes erfreuliche Geräusch verworrener lauter Stimmen, welches aus Gruppen behaglich schmausender

und von köstlichen Getränken angeregter Menschen aufzusteigen pflegt. Alle Sprachen wurden hier gesprochen, alle Accente waren um uns vertreten, aber französisches Französisch hörten wir nicht.

„Sind wir denn wirklich in einer Pariser Soirée?“ fragte endlich mein Freund, nicht ohne in seine Stimme eine leicht vorwurfsvolle Betonung zu legen.

„Ich beschwöre es Ihnen!“ antwortete ich feierlich.

„Aber es ist doch kein einziger Franzose da . . .“

„Doch — hier ist einer!“ sagte ich und stellte meinen Bekannten von vorhin, der eben an meine Seite getreten war, ceremoniös vor. Das war allerdings ein echter Pariser, aber freilich führte ihn nicht freie Entschließung, sondern harte Berufspflicht her — es war nämlich ein junger Mitarbeiter des „Gaulois“, der über die Soirée der Madame X. zu berichten hatte. Seine Aufgabe war erfüllt; er hatte Alles gesehen, Alles gehört, Alles aufgeschrieben, sich vom Hausherrn und der Hausfrau becomplimentiren lassen, die absichtsvollen Händedrücke der Künstler entgegengenommen und das Büffet experimentell studirt, er wollte jetzt gehen und lud uns ein, dasselbe zu thun. Wir folgten ihm gern und verbrachten noch ein angenehmes Stündchen plaudernd unter den großen Bäumen der elysäischen Felder. Am nächsten Morgen schickte ich meinem jungen Schutzbefohlenen in Begleitung meiner besten Grüße eine Nummer des „Gaulois“. Unter den Tagesneuigkeiten auf der ersten Seite konnte er lesen, daß gestern Abend im reizenden Hotel der geistreichen Frau X. eine brillante Soirée stattgefunden, der „das ganze elegante Paris und alle eben hier anwesenden

fremden Notabilitäten" angewohnt haben; darauf folgte ein Namensverzeichniß dieser „Notabilitäten", in welches der Berichterstatter mit zarter Aufmerksamkeit auch den Namen meines Freundes aufgenommen hatte. So fand er sich mit einem Schlage zum vielbeneideten Range eines Bestandtheils des gewissen „tout Paris" befördert und in aller Form beiden Halbkugeln vorgestellt, die sich für das Pariser Gesellschaftsleben leidenschaftlich interessiren und gläubig und gespannt in den Boulevardblättern nach Offenbarungen darüber suchen.

Die Soirée in der Avenue d'Eylau ist typisch für die Art, wie die Geselligkeit in Paris gepflegt wird. Es ist ein abgedroschener Gemeinplatz geworden, daß es hier keinen Salon im alten, ursprünglichen Sinne des Wortes mehr gibt, das heißt einen Ort, wo die guten Elemente der Gesellschaft zusammenkommen, um sich an einander zu erfreuen; wo man das eherne Rüstzeug ablegt, mit dem man tagüber für den Kampf ums Dasein geharnischt ist, und die Brust der Brust nahe genug kommt, um menschliche Wärme und weiche Berührung zu empfinden; wo man harmlos plaudert, einander gegenseitig neue Gesichtskreise öffnet und sich durch eine gemeinsame anmuthige Anstrengung aus dem engern, stickigeren Berufsdasein in eine höhere, reinmenschliche Existenz erhebt. Welche Gründe dieses Verschwinden des Salons verschuldet haben? Ich habe in Büchern und Zeitungsaufsätzen diesen Gegenstand so oft und so ausführlich behandelt, daß ich mich nicht entschließen kann, hier nochmals des Weiteren auf denselben zurückzukommen. Die Ursachen, das sei kurz gesagt, sind mannig-

faltig und verwickelt. Die erste Voraussetzung eines wirklichen Salonlebens ist Einheitlichkeit der Gesellschaft, Zusammenstimmung der Classen, Duldung aller vornehmen Bestandtheile der Nation gegen einander, mit einem Worte der Bestand einer einzigen Aristokratie oder genauer gesagt einer einzigen Auslese, welche Alles umfaßt, was eine Nation auf irgend einem Gebiete an bedeutenden Menschen hervorbringt. Sowie diese Einheitlichkeit aufhört, gibt es auch keine Gesellschaft und keinen Salon mehr, sondern nur noch Cliquen und deren Hauptquartiere. In Frankreich aber ist diese Einheitlichkeit besonders seit der endgiltigen Gründung der dritten Republik völlig zerstört. Die Auslese der Nation zerfällt in eine Reihe von engen und ausschließlichen Kreisen, die in einer beständigen Gespreiztheit und Heuchelei zu leben verurtheilt sind, da sie thun, als bemerkte keine den Bestand aller anderen, während sie in Wirklichkeit einander unausgesetzt beobachten und ausspüren. Die Faubourgs St. Germain und St. Honoré sondern sich eifersüchtig von den neuen Vierteln um den Park Monceau ab und der Marais verschmäht jede Verbindung mit den Champs Elysées. Die Gesellschaft theilt sich nach Ständen und Parteien in Lager, zwischen denen blos einige bevorrechtete Wesen, wie große Gelehrte, bedeutende Schriftsteller, erfolgreiche Künstler, mit einem Worte Modeberühmtheiten, die sich zur Rolle eines Tafelaufsatzes oder einer Kamingarnitur herleihen, die Freizügigkeit zugestanden bekommen. Die legitimistische und bonapartistische Aristokratie bleibt in ihren mittelalterlichen Burgen mit Zinnen und gothischen Thürmen, die Finanz-Magnaten schließen sich in ihre Renaissancepaläste ein, die

republikanischen Politiker thronen in ihren reichen Bürgerhäusern und belächeln im Bewußtsein ihrer augenblicklichen Allmacht die anderen, zwischen allen jedoch besteht ein uneingestandener, aber um so leidenschaftlicherer Wetteifer, einander an Ueppigkeit, Glanz, Reichthum zu überbieten und sich den ersten Platz im Pariser Leben streitig zu machen.

Eine eigenthümliche Stellung zwischen den feindlichen Lagern nehmen die amtlichen Salons und die der Fremden ein. Im Elyséepalast, in den Ministerhotels, im Pavillon de Flore des Louvre, der gegenwärtig den Seinepräfecten beherbergt, finden im Laufe der Saison in kürzeren oder längeren Abständen große Empfänge statt, die nicht viel schwerer zugänglich sind als etwa ein besseres Theater an einem Zugstück-Abende. Das Publikum dieser Soiréen? Alle Welt. Der Hausherr gibt, je nach der Größe der ihm zur Verfügung stehenden Räume, tausend Einladungen aus wie der Seinepräfect oder sechstausend wie der Präsident der Republik; man verschafft sich eine Einladung, indem man, wenn man Franzose ist, seine Visitenkarte dem Secretär des Hausherrn zusendet, oder, ist man Ausländer, sie von seiner Botschaft verlangt. Will man aber weder das eine noch das andere thun, so geht man ruhig auf die Soirée — es wird wohl kaum vorkommen, daß man von den Hausoffizieren oder Huissiers zurückgewiesen wird, wenn man in anständiger Toilette erscheint. Die Gesellschaft, die sich unter solchen Umständen in den amtlichen Salons versammelt, ist eine sehr zahlreiche und natürlich auch eine sehr gemischte. In einer Demokratie können noch immer einige Privatkreise stille Ecken bilden, die sich gegen die

allgemeinen Strömungen abschließen; die regierende Gruppe aber darf sich natürlich nicht vornehm absondern. Aus dieser Voraussetzung ergibt sich eine eigenthümliche Physiognomie der amtlichen Salons, über welche sich die echten und falschen Abkömmlinge der Kreuzfahrer gern lustig machen. Nun ja, man kann da wirklich seinem Schneider oder Hutmacher begegnen, aber das sollte, meine ich, nur solche Leute erschrecken, die ihnen Geld schuldig sind. Wenn man den Vorwurf, daß die Gäste der amtlichen Soiréen nicht lauter geborene Montmorency sind, mit einem Achselzucken abthun kann, so ist dafür der andere, daß sie trostlos langweilig sind, um so unwiderleglicher. In der That, Anregung darf man auf diesen Festen nicht suchen. Wen es unterhält, in großer Hitze und heftigem Gedränge von einem Menschengewimmel umbrandet zu sein, der findet vollauf seine Rechnung. Hat man sehr viele Bekannte, so ist es wahrscheinlich, daß man deren einige antreffen wird, und nichts verwehrt einem dann, sich mit ihnen in ein abgelegenes Gelaß oder einen Wintergarten zurückzuziehen und ein Plauderkränzchen zu bilden, wie auf einem Corso oder in einem Promenade-Concerte ja auch. Hat man aber keine Bekannten, so bleibt man freilich allein, es sei denn, man schätzte und übte jene Kunst, die besonders unter Handlungsreisenden zu hoher Ausbildung gelangt ist, die Kunst nämlich, überall, im Kaffeehause, im Theater, im Eisenbahncoupé mit fremden Leuten rasch vertraut zu werden. Die amtlichen Salons sind ehrbare öffentliche Orte und ihre Geselligkeit ist die der letzteren.

Wieder einen anderen Charakter haben die Salons der Ausländer. Der Zustand der Zerklüftung und Auflösung

der alten französischen Gesellschaft, die vom Druck der andrängenden „neuen Schichten" zermalmt wird, gestattete den Fremden, einen Platz im Pariser Leben zu erobern, wie sie ihn in keiner anderen Großstadt der Welt haben. Wenn ich von Fremden spreche, so meine ich in erster Linie die Amerikaner, obwohl auch Russen, Spanier und Engländer eine überaus lärmende Rolle spielen. Amerika beherrscht buchstäblich Paris. Es hat sich hier mit der Haltung und dem Selbstbewußtsein eines Siegers niedergelassen und hält die französische Gesellschaft unter seinem derben Stiefelabsatz. Was die Vereinigten Staaten an scandalös reichen Emporkömmlingen, an Millionären von gestern, an unorthographischen Dollars, an lesens- und schreibensunkundigen Diamanten besitzt, das sendet es in Steamerladungen nach Paris. Dieser tumultuöse Petroleum-, Shoddy- und Silberminen-Pöbel ergießt sich mit betäubendem Lärm über Paris und macht sich darin mit dem Ellenbogen Raum. Er kauft die schönsten Hotels, besitzt die prächtigsten Wagen und Pferde, miethet die besten Logen in der Oper und im Théâtre Français, kleidet sich bei den theuersten Schneidern und dingt sich die besten Köche. Der allmächtige Dollar wirkt Wunder. Er rasselt und klappert sinnverwirrend, ohrzerreißend in dieser erstaunlichen amerikanischen Colonie, die noch kein französischer Romancier naturalistisch zu schildern gewagt hat, trotzdem sie vielleicht die merkwürdigste Erscheinung des heutigen Paris ist. Die Amerikaner geben die Mode an; ihre Absonderlichkeiten beschämen die einheimischen Coterien und erregen ihren Wetteifer; sie machen Künstlern und Schauspielern ihren Ruf; sie füllen die Blätter, die

Bevölkerung, das Tagesgespräch mit dem Geräusche ihres lärmenden Daseins, ihre Feste, Gastmähler, Bälle sind die einzigen, von denen wirklich ganz Paris spricht. Hochmüthig und doch zugleich komödienhaft naiv wie alle Protzen, befolgen sie bei der Auswahl ihrer Gäste die wunderlichsten Grundsätze. Ihre große Sorge ist, Berühmtheiten zu haben; da man ihnen aber den Piräus als einen berühmten Schriftsteller aufbinden kann, so führt man bei ihnen ein, wen man will, wenn man ihm nur einen schnarrenden Titel oder ein klingendes Beiwort anhängt. Diese amerikanischen Salons haben die „Causerie" völlig unterdrückt; um zu plaudern, muß man eine Sprache sprechen können; die Wirthe sprechen aber in diesen merkwürdigen Salons nicht die Sprache ihrer Gäste und die Gäste verstehen die Sprache ihrer Wirthe nicht! Man kommt hin, um Reichthümer zu bewundern, und der Hausherr ladet blos ein, damit man sehe, daß er reicher sei und mehr aufwenden könne als sein Nachbar und Nebenbuhler. Ist nicht dieser „rastaquouère", wie die Franzosen diese Sorte ausländischer Pariser nennen, auf den Einfall gekommen, den Großen Triumphbogen für seine Soiréen ankaufen zu wollen, und jener, die Menus seiner Galadiners auf silberne Platten graviren zu lassen, die den Gästen als Andenken mitgegeben werden? Die Franzosen der Auslese gehen natürlich nicht in die bunten und geschmacklosen Ausstellungsräume überseeischer Reichthümer, aber die Besitzer derselben empfinden diese Zurückhaltung nicht, denn die Boulevardblätter bringen ihnen jeden Tag in Notizen und Artikeln die Ueberzeugung bei, daß sie allein die Pariser Gesellschaft und das Pariser Leben vertreten.

Unter dem Einflusse des amerikanischen Geldsackes entartet der Pariser Salon allmälig in einen mit schreiendem Luxus ausgestatteten Concertsaal, wo sich Leute, die einander nicht kennen, künstlerische Leistungen in Begleitung reicher Soupers vorsetzen lassen, wo Maler und Bildhauer Kunden zu födern, Streber ihren Weg zu machen, junge Ränkeschmiede reiche Mädchen zu erobern suchen, während jede Art von höherem geistigem und gemüthlichem Interesse unnachsichtlich ausgeschlossen ist. „Traurig, traurig!“ sagt Shakespeare bei einem Anlaß, der nicht entfernt so betrübend ist wie dieser Niedergang des Pariser Salons.

Das Komödiantenthum in der Pariser Gesellschaft.

Delaunay ist der jugendliche Liebhaber des Théâtre Français; er ist es allerdings schon seit mehr als dreißig Jahren und hat das Schwabenalter seit mindestens anderthalb Jahrzehnten überschritten; der Fremde, der ihn heute zum erstenmale sieht, ist erstaunt, einen trotz Schminke und Jünglingslocken-Perrücke durchaus ehrwürdig väterlich aussehenden Bühnenveteran von Liebe girren zu hören und hat in den Liebes-Auftritten weit weniger eine lyrische Täuschung als eine etwas peinliche Erinnerung an die biblische Erzählung von Susanna und den Greisen; wenn man aber diesen Eindruck vor den einheimischen Bewunderern Delaunay's ausspricht, so zucken sie die Achsel und ihre mitleidige Miene scheint zu sagen: „Armer Barbar, der Du von Kunst keine Ahnung hast!“ Die Pariser schwärmen nun einmal für ihren Delaunay; die alten, weil sie einst mit ihm jung gewesen sind, die jungen, weil sie es seit frühester Kindheit so gelernt haben und weil die Bewunderung des ewigen jugendlichen Liebhabers Delaunay bei ihnen eine jener eingeborenen Ideen bildet, welche

Descartes leugnet und die auch wir, um es mit den Philosophen nicht zu verderben, anerzogene Ideen nennen wollen. Der Fall ist hier übrigens keineswegs ohne Beispiel. Gewisse Laufbahnen haben in Paris keine Altersgrenze, zum Beispiel die galante. Zu fünfundsechzig Jahren muß der General, der Richter, der Spitalarzt seine Stelle niederlegen, die Cocotte dagegen kann ihr Ehrenamt weit über diese Zeit hinaus üben. Die Ninon de l'Enclos practicirte mit dem bekannten Erfolge bis zu ihrem achtzigsten Lebensjahr und — man sollte es nicht glauben, es ist aber so! — für verschiedene Ninons, die schon zur Zeit des Kaiserreichs sehr übertragene Ninons waren, richtet sich noch heute das heranwachsende Geschlecht der Pariser Clubmännchen zu Grunde. Auch die Laufbahn der jugendlichen Liebhaber hat das Vorrecht, nur durch den Tod aus Altersschwäche unterbrochen zu werden, wie denn die Déjazet eine hohe Siebenzigerin war, als das begeisterte Paris ihre rührsamen Liedchen und niedlichen Ziercreien einer kleinen Vaudeville-Grisette zum letztenmale beklatschte, woran sich nicht am wenigsten ihre erwachsenen Enkel betheiligten, die sich auch im Zuschauerraum befanden.

Delaunay schien aber einen Augenblick lang keine männliche Déjazet werden zu wollen. Er erklärte eines Tages — es war 1883 — aus dem Stegreif, er wollte sich von der Bühne zurückziehen. Die Nachricht fiel wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf das unvorbereitete Paris nieder. Man glaubte anfangs nicht an einen so grausamen Entschluß. Man dachte, ein rücksichtsloser Reporter habe das Publicum durch eine alberne Erfindung schrecken wollen. Als aber die Theaterzettel der Comédie Française mit der amtlichen

Ankündigung erschienen: „Abschiedsvorstellung des Herrn Delaunay“, da mußte man sich wohl vor dem Augenschein verneigen. Paris war trostlos; der Director des Théâtre Français, Herr Emil Perrin, weinte blutige Thränen; Francisque Sarcey rang im Sonntags-Feuilleton des „Temps“ die fetten Hände; die Dinstags-Abonnenten der Logen und Fauteuils d'Orchestre, diese berühmten Dinstags-Abonnenten, von denen Jeder mindestens ein Marquis oder Millionär ist, flehten Delaunay an, sie nicht unglücklich zu machen; er aber blieb unerschütterlich. Noch fünf oder sechs Abende gestand er der Naiven kniend seine Liebe, dann zog er sich nach Asnières zurück und machte in einem asphaltirten Garten die Geberden des Kohlpflanzens.

Dieses Unheil wäre wirklich über Paris hereingebrochen, wenn die Regierung nicht in der letzten Minute eine heldenhafte Anstrengung gemacht hätte, um es abzuwenden. Es war der Abend der vierten Abschiedsvorstellung Delaunay's, das Theater natürlich ausverkauft, das Publicum seltsam bewegt, als ahnte es, daß etwas Großes bevorstehe. Plötzlich fuhren mehrere Wagen am Haupteingange vor. Der Ministerpräsident, Herr Jules Ferry, stieg zuerst aus; ihm folgte der „Chef des Militärcabinets der Präsidenz“, General Pittié, der kurz darauf als Vertreter des Herrn Grévy zur Krönung nach Moskau reisen sollte; auch diesmal vertrat er den Präsidenten der Republik bei einer feierlichen Handlung; den beiden mächtigen Persönlichkeiten schlossen sich einige Sectionschefs und Ministerialräthe von geringerer Bedeutung an. Die Herren, sämmtlich in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, zogen nach dem Cabinet des Directors

und als nach dem Aufzuge, der eben gespielt wurde, der Vorhang fiel, lud ein Regisseur Delaunay ein, ebenfalls dahin zu kommen. Herr Jules Ferry empfing ihn stehend, umgeben von seinem Gefolge. Er zog aus der Tasche ein Etui, welches das Kreuz der Ehrenlegion enthielt, überreichte es dem geschminkten und kostümirten Schauspieler und hielt an ihn eine längere ehrfurchtsvolle Ansprache, in der er ungefähr den Gedanken ausdrückte, er habe sich in seiner Arbeit, Frankreich zu regieren, eine Stunde lang unterbrochen, damit er der Auszeichnung theilhaftig werde, mit eigenen Händen dem genialen Künstler das Ehrenkreuz anzuheften, welches der Präsident der Republik auf Vorschlag des Ministeriums ihm verliehen habe. Er knüpfte daran die bewegliche Bitte, nunmehr von seinem harten Rücktrittsbeschlusse abzustehen und noch ferner, womöglich bis an sein sanftseliges Ende, als jugendlicher Liebhaber des Théâtre Français einen Platz auszufüllen, auf dem ihn Niemand ersetzen könnte, da keinem Andern die Weisheit des Alters und langjährige Erfahrung so zur Seite stehen wie ihm. General Pittié hielt gleichfalls eine Rede, die indeß von geringerer geschichtlicher Wichtigkeit ist, und die Ministerialräthe, Sekretäre u. s. w. begnügten sich damit, zurückhaltend Beifall zu klatschen.

Delaunay war gerührt. Wie konnte er solcher Liebenswürdigkeit widerstehen? Er reichte dem Ministerpräsidenten gütig die Hand und versprach der Regierung, seine Kraft auch ferner dem Vaterlande zu widmen. Den überschwenglichen Dankesergießungen des Ministers, Generals u. s. w. entzog er sich rasch, denn der Regisseur gab sein Zeichen

und er hatte aufzutreten. Im Hause hatte man mittlerweile erfahren, was im Cabinet des Directors vorgegangen war; wie das in der kurzen Zeit geschehen konnte, ist nie festgestellt worden; die Blitzschnelligkeit, mit der sich die Kenntniß großer Ereignisse verbreitet, hat ja den Geschichtschreibern von jeher unbegreiflich geschienen. Als Delaunay auftrat, brach das Publicum in einen Beifallssturm aus, der sich nicht legen wollte. Das war keine Freude, das war keine Begeisterung, das war eine Raserei. Man sprang von den Sitzen auf, man schrie, stampfte, tobte; man konnte sich eine Viertelstunde lang nicht beruhigen; Männer schluchzten, Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihnen den großen Mann, Leute, die bis dahin Feinde waren, sanken einander versöhnt in die Arme, überwältigt von der Größe des Augenblicks. Und als die Vorstellung zu Ende war, begab sich das ganze Theaterpersonal in das Ankleidezimmer Delaunay's und brachte ihm seine ergebenen Glückwünsche dar; nach den Collegen wurde die Kritik zugelassen; nach dieser durften die Habitués ihre Gefühle ausdrücken; es dauerte weit über zwei Stunden, ehe die Defilircour vorüber war.

Und am nächsten Morgen, und an den acht oder zehn darauffolgenden Tagen setzte die Presse das Fest fort, in erster Linie allerdings die Boulevardblätter, aber doch nicht diese allein, sondern auch die ernsthaften Zeitungen vom Schlage der „République française“ oder des „Temps“. Die Reporter schilderten den Hergang der Krönung — pardon, der Ueberreichung des Ordens mit allen Einzelheiten. Die „Chroniqueurs“ besorgten die Hymnenpoesie.

Die Geschichtschreiber trugen mit emsiger Forschung alle früheren Fälle der Decorirung von Schauspielern zusammen. Die Casuisten erörterten scharfsinnig alle Nebenfragen, z. B. ob General Pittié als Feldherr oder als Theaterliebhaber anwesend gewesen sei, ob Delaunay das Kreuz nicht gleich hätte ans Kostüm heften sollen u. s. w. Der Vorfall würde wahrscheinlich noch viel länger im Mittelpunkte der journalistischen Discussion gestanden haben, wenn nicht die Ereignisse in Tonkin dazwischen gekommen wären.

Der Zwischenfall der Decorirung Delaunay's ist typisch für die Bedeutung, welche der Schauspieler im Pariser Leben erlangt hat. Er steht im Mittelpunkte desselben, er beherrscht es. Durch die Uebertreibung des Stadtklatsches zu überlebensgroßen Verhältnissen aufgebauscht, schreitet er majestätisch durch die gleichgiltige Menge, die ihm nachstürzt, ihm ein endloses Gefolge bildet, ihn mit den weitaufgerissenen Augen verschlingt und sich seine Miene, seine Geberden, seine Haltung einzuprägen sucht. In allen Papier-, Buch- und Kunsthandlungen ist sein Bildniß neben dem Gambetta's, des Modecomponisten, Tagesromanciers und Gelehrten en vogue zu sehen. Seine Lebensgeschichte prangt in der Bücherei eines jeden Parisers, der auf Bildung Anspruch macht. Die Unkenntniß auch nur eines einzigen intimen Vorfalls seines Lebens stempelt zum beklagenswerthen Barbaren. „Wie, Sie wissen nicht, daß Got sich einmal mit der Comédie française überworfen hat? wer der erste Liebhaber der Croizette gewesen ist? wie es Capoul in Amerika ergangen ist? was Coquelin der Königin von Dänemark bei seiner Audienz gesagt hat?" Und man ist sofort als

Auvergnat, in Deutschland würde man sagen Kaffer, classificirt. Jede Bewegung, jede Aeußerung des Schauspielers hat denn auch die größte Wichtigkeit und wird mit leidenschaftlicher Theilnahme verfolgt. Sein Neuengagement erregt Aufsehen, die Frage, ob er eine gewisse Rolle übernehmen werde oder nicht, kostet das Publicum schlaflose Nächte. Die Blätter kommen sicher nur einem Bedürfnisse des Publicums entgegen, wenn sie dem Schauspieler einen großen Theil ihres Raumes widmen. Und es ist Thatsache, daß er in der Pariser Boulevard-Presse einen größern Platz einnimmt als in irgend einer Journalistik der Welt. Der Theaterbericht zählt in diesen Blättern mehr Zeilen als der Parlamentsbericht. Nach einer Première wird der politische oder gesellschaftliche Leitartikel unterdrückt und an seiner Stelle erscheint eine Rhapsodie über das große Ereigniß des Abends. Vier, fünf Mitarbeiter sind für diesen hochwichtigen Dienst angeworben. Der Eine hat die Stücke kritisch zu besprechen, der Andere die Aeußerlichkeiten des Abends zu schildern: wer im Hause war, was für Toiletten die Darstellenden trugen, welche Aeußerungen im Laufe der Vorstellung hinter den Coulissen fielen u. s. w.; ein Dritter spürt den kleinen Theaterneuigkeiten nach und schreibt eine Art Hofchronik der Bühnen-Prinzen und Prinzessinen, in welcher genau verzeichnet ist, wo jeder Einzelne geschlafen und gespeist, wen er empfangen, wen besucht, ob er Spazierfahrten unternommen hat u. dgl. Ein oder zwei Mitarbeiter endlich bearbeiten die Sonderfragen, an denen es niemals fehlt. Einmal gibt es zwischen dem Impresario Meyer und Coquelin einen Rechtshandel, weil der letztere einen Vertrag

bricht, in welchem er sich zu einer Gastspielreise durch Amerika verpflichtet hat; ein andermal heiratet Sarah Bernhardt; dann wieder zankt sich der Schauspieler Marais mit seinem Director Koning herum, dem er ausreißen will. Dann wird der Held interviewt und die Unterredung mit ihm in spaltenlanger Ausführlichkeit mitgetheilt; täglich werden Briefe, Bulletins, Urkunden über den Fall eingetragen; die Angelegenheit Marais-Koning hat z. B. zu einem wahren Blaubuch Anlaß gegeben, das, aus dem Zeitungs- in den Buchsatz übertragen, einen stattlichen Band bilden würde. Und dieser ganze endlose Quark wird verschlungen, gedruckt, abgewandelt. Wenn man das läppische Zeug in den großen Boulevard-Blättern überfliegt, so fragt man sich oft zweifelnd, ob es denn möglich sei, daß erwachsene Menschen mit ernsten Sorgen und Geschäften im Kopfe solches Gequatsch lesen? Man möchte sich gern überreden, daß die betreffenden Artikel für Kinderstuben geschrieben seien, allein gewisse Einzelheiten schließen diese tröstliche Annahme aus. Nein nein, es ist nicht zu bezweifeln: der Athenienser der dritten Republik, das Publicum, das sich selbst das geistreichste der Welt nennt, ergötzt sich an diesen unsagbaren Cretinismen!

Ein junger Chroniqueur, Octave Mirbeau, hat sich vor einiger Zeit gegen diese Vordringlichkeit des Komödiantenthums aufgelehnt. Die Leser des „Figaro" fanden eines Morgens zu ihrem großen Erstaunen an der Stelle, wo sie gewöhnt sind, Abhandlungen über die Roben der Granier zu sehen, einen heftigen Schmähartikel gegen die Schauspieler, welche, hieß es dort, ohne die geringste Berechtigung sich den ersten Platz in der Gesellschaft anmaßen. Das

sollte diesem Mirbeau übel bekommen. Wenn er Herrn Grévy oder Victor Hugo oder den General Galliffet angegriffen hätte, so würde kein Hahn danach gekräht haben. Er hatte sich aber unterstanden, an den Schauspieler zu rühren, und Paris gerieth sofort in Aufruhr. Er erhielt mehrere Herausforderungen. Die ganze Presse theilte sich in zwei Lager, von denen das eine ihn furchtsam und kleinlaut vertheidigte und mit Hinweis auf seine Jugend und Unerfahrenheit wenigstens mildernde Umstände für ihn zu erlangen suchte, während das andere ihn wie einen Tempelschänder oder Vaterlandsverräther mißhandelte und ihn erbarmungslos in den Grund und Boden niederriß. Das Ende vom Liede war, daß Mirbeau Knall und Fall vom „Figaro" den Laufpaß erhielt, während das Blatt die Schauspieler demüthig für die ihnen zugefügte Beleidigung um Verzeihung bat. Wahr ist, daß Mirbeau die Sache ohne Begabung und Verstand angefangen hatte. Seine Schmähschrift hatte weder Kopf noch Fuß. Daß bei Gambetta's Lebzeiten Coquelin der Aeltere einer der einflußreichsten Männer der Republik war, Abordnungen und Bittschriften empfing, Politikern Entschlüsse eingab, Streber beschützte, Aemter, Tabakbureaus, Ehrenlegionskreuze vertheilte, daß Coquelin der Jüngere der Löwe aller Salons ist, wo man ihm den Vortritt vor Akademikern und Senatoren einräumt, daß Komödiantinen die Mode machen und den gesellschaftlichen Ton angeben, ließ er ganz unberührt. Dagegen machte er den Schauspielern den erschrecklichen Vorwurf, daß sie auf der Bühne Gefühle darstellen, die nicht die ihren seien, daß sie an dem Tage, an welchem ihr

Kind sterbe, komische Rollen spielen und das Alter entehren, indem sie sich jung schminken und Mätzchen machen. Das sind Beweisgründe, mit denen man keine Katze hinterm Ofen hervorlockt. Sie sind fast so treffend wie die jenes Freisinnigen, der gegen den Absolutismus keinen vernichtenderen Vorwurf zu erheben wußte, als daß derselbe die Parlamentsstenographen um ihr Brot bringe. Allerdings war er selbst Stenograph und das entschuldigt ihn ein wenig.

Der Beruf, dem in der Gesellschaft die höchste Wichtigkeit eingeräumt und die größte Ehre erwiesen wird, muß naturnothwendig das Ideal zahlloser Individuen werden. Alle Welt hat einmal über die Anekdote in den „Fliegenden Blättern“ gelacht, in welcher ein Kind auf die Frage, was es werden möchte, mit einem von der Illustration köstlich wiedergegebenen Ausdruck des Neides im Gesichte antwortet: „Invalide!“ Und die Antwort des Kindes ist doch ganz natürlich: es befindet sich in einem öffentlichen Garten, der Invalide vertritt da die Obrigkeit, die ganze Kinderschaar wird bei seinem Erscheinen von Ehrfurcht und Bangen erfaßt, Alles gehorcht ihm, er hat die Macht, die Spiele zu verbieten oder zu gestatten; was Wunder, daß sich in der Kindesseele der Neid regt und daß der Kleine wohl auch mal eine so gewaltige Persönlichkeit sein möchte wie dieser stelzbeinige Invalide! So ist in Paris der Komödiant der Gegenstand der Bewunderung und des Neides vieler Leute, die nichts Besseres als Kindsköpfe sind. Sie möchten wie er von den vornehmen Damen mit schmachtenden Blicken angesehen werden, wie er duftende Liebesbriefchen erhalten, wie er auf der Bühne bei elektrischem Lichte schön geschminkt

und schön kostümirt herumstolziren, wie er täglich in den Zeitungen genannt werden — und manche von ihnen suchen auch ihr Ideal zu verwirklichen. Eine Anzahl junger Rechtsanwälte, Aerzte und Ingenieure hat einen Theaterclub gebildet und gab längere Zeit im kleinen Theater der Rue de la Tour d'Auvergne — dasselbe ist jetzt niedergerissen und ich weiß nicht, wohin der Club seine Hausgötter getragen hat — Vorstellungen, zu denen die Kritik geladen war. Die Cercles der reichen Müßiggänger veranstalten ein oder zweimal im Jahre intime Aufführungen, welche der goldenen Jugend Gelegenheit bieten, mit den Possenreißern des Palais Royal und den blödsinnigen Coupletsängern der Cafés chantants oder „beuglants" in den Champs Elysées zu wetteifern. Delpit und Richepin, Schriftsteller von großer Begabung, die auch schon ansehnliche Erfolge als Bühnendichter errungen haben, spielten in einigen ihrer Stücke die Hauptrollen selbst. Sie fanden offenbar, daß der Schriftstellerruhm nicht genügende Eitelkeitsbefriedigungen gewährt, und der Lorbeer des Komödianten schien ihnen köstlicher als der des Dichters.

Allein das Pariser Leben brachte eine noch merkwürdigere Erscheinung hervor. Die jungen Müßiggänger, die man abwechselnd „luisants" oder „Pschutteux" nennt, welche die Spielclubs bevölkern und der „haute bicherie" ihre fürstlichen Einkünfte liefern, haben sogar einen noch höheren Ehrgeiz als den, es den Menschendarstellern der Bühne gleichzuthun. Ihr Ideal geht über den Komödianten hinaus; es strebt bis zum Clown hinan. Ihr Ruhmestraum hat nicht mehr das Theater, sondern den Circus zum Rahmen.

Zwei dieser edlen Jünglinge, Träger geschichtlicher Namen, wenn Sie nichts dagegen haben, treten von Zeit zu Zeit im Hippodrom als Clowns auf, mit dem Wergschopf, dem weiß und roth getünchten Gesichte und den bunten Tricots, ganz wie die berufsmäßigen Lustigmacher, und sie schlagen Purzelbäume und versetzen einander Maulschellen und Fußtritte, daß die wirklichen Clowns vor Neid darüber gelb werden. So oft sie sich zeigen, ist das Hippodrom voll und ihre Standesgenossen überschütten die geistreichen Herrchen mit dem schmeichelhaftesten Beifall. Sie haben nun, was sie erstrebten: die Zeitungen sprechen von ihnen, sie sind die Löwen der Salons, in denen sie verkehren, und in ihren Cercles ist man stolz auf sie. Das Bedürfniß', beklatscht und durch Operngucker angeschaut zu werden, beschränkt sich aber nicht auf diese beiden Neuerer. Es scheint von der ganzen aristokratischen Gesellschaft von Paris empfunden zu werden. Und da ein wirkliches Bedürfniß nicht lange ohne Befriedigung bleiben kann, so ist denn auch ein eigenartiges, in Europa bisher einziges Unternehmen entstanden. Herr Molier, ein vornehmer und reicher Sportsmann, hat auf seine eigenen Kosten einen kleinen, eleganten Circus gebaut, den man in der feinen Welt den „Cirque Molieros" nennt. Da werden von Zeit zu Zeit regelrechte Vorstellungen mit dem pflichtmäßig lärmenden Blechorchester vor einem geladenen Publicum gegeben. Die Zuschauer sind die Freunde und Bekannten des Hausherrn, die Darsteller aber, die Darsteller sind die Herren und Damen des high life! Das Programm ist dasselbe wie in jedem anderen Circus: man springt durch Reife, macht Trapez- und Springübungen,

reitet hohe Schule, es gibt einen Aujust, Clowns, Pudel-Abrichter und Barock-Geiger, es wird gestoßen, geknufft, im Sande gerollt, mit einem Worte man beherrscht und erschöpft das ganze Repertoire jener Pflegestätte edler, geistreicher und gemüthbildender Künste, des Circus.

Nicht wahr, ein erquickendes Sittenbild, diese hochwohlgeborenen Damen und Herren in Tricots und Zindelröckchen, welche sich vor ihren begeistert klatschenden Freunden produziren und denen diese beim Abreiten in die Manège mit strahlenden Mienen entzückte Complimente zuflüstern? Das hängt aber alles organisch zusammen: die Wichtigkeit des Schauspielers im Pariser Leben, der Platz, den die Presse ihnen einräumt, der Schmink- und Tricot-Kitzel der vornehmen Gesellschaft. Ist freilich auch schon dagewesen, wie der weise Salomo ja von allen Dingen behauptet. Im Rom der Kaiserzeit, im Byzanz des tiefsten Verfalles war der Mime auch die größte Persönlichkeit der Welthauptstadt; auch damals sah man Kaiser auf der Bühne um Applaus werben und Senatoren und Ritter in die Arena hinabsteigen, um als Rosselenker und selbst als Gladiatoren Lorbern zu erkämpfen; auch damals erregte der Wettstreit der Fahrkünstler die größte Leidenschaft der Menge, ein Circusspiel war die wichtigste Staatsangelegenheit, die Bevölkerung theilte sich nach der Farbe der Rosselenker in die Parteien der Grünen und Blauen und die Partei der Besiegten lieferte der des Siegers Straßenkämpfe. Wem diese Aehnlichkeiten nicht auffallen, der hat keinen Sinn für sittengeschichtliche Analogien.

Mabille.

Wer Selbstachtung hatte, der mußte den Abend nach dem grand prix in Mabille verbringen, ehe Mabille — im Jahre 1883 — verschwand. Das war ein so ehernes Gesetz, wie daß man nach dem Opernball ins Café Anglais gehen und ein buisson d'écrevisses essen muß. Vergebens schützt man vor, daß man überhaupt kein Speisebedürfniß empfinde und der Magen insbesondere diese Krustenthiere nicht vertrage; man braucht die Krebse nicht anzurühren, aber man muß sie sich vorsetzen lassen. Ebenso war es keine Ausrede, daß man von den Aufregungen des Rennens, vom Geschrei und Gedränge der Zuschauermassen, vom Staube und der Hitze und der langen Fahrt nach Longchamps todtmüde sei und am liebsten schlafen möchte. Nichts hinderte einen ja, auf einem eisernen Stuhle hinter einem eisernen Tische in einer Ecke einzunicken, aber diese Ecke mußte in Mabille sein. Es gibt nun einmal höhere Nothwendigkeiten, denen man sich nicht entziehen kann. Was Teufel! Man ist Pariser oder man ist es nicht. Im vorigen Jahrhundert sagte man: „Um schön zu sein, muß man

leiden." Es ist nur billig, daß man auch das beneidenswerthe Vorrecht, Pariser zu sein, mit etwas Martyrium bezahle. Ich für meinen Theil suche mich diesem so viel wie möglich zu entziehen, aber gelegentlich des 1881er **grand prix** war es nicht thunlich. Ich hatte einige an mich empfohlene Fremde zu lootsen und die gewissenhaften Reisenden, die sich zur Pariser Fahrt mit umfassenden Vorstudien gerüstet, hätten mich sehr streng beurtheilt, wenn ich sie einen Verstoß gegen das unerbittliche Gesetzbuch des Pariser Lebens hätte begehen lassen, dessen Paragraphen ihnen theoretisch so beklagenswerth genau bekannt zu sein schienen.

Ich führte sie also nach Mabille. Seit der Weltausstellung war ich nicht wieder an diesem ruchbaren Orte gewesen, er hatte sich aber in den drei Jahren, die seitdem verflossen, nicht im geringsten geändert. Der Eingang in der Avenue Montaigne flammte in der gewohnten Pracht seiner Gaskugeln, im Innern standen die bekannten Blechtische unter den bekannten Bäumen, in der Mitte des weitläufigen Tanzsaales erhob sich die Bühne, wo die Musikcapelle Platz nahm, in den Ecken lockten nach wie vor die Tische für allerlei harmlose und überaus einfältige Hazardspiele, die den Geistesfähigkeiten der Stammgäste eben angemessen waren, und auch die Dämchen, welche hier die Hauptrolle spielten, waren größtentheils noch dieselben, ach, ganz dieselben, nur etwas aufgedunsener, etwas runzeliger und etwas dicker geschminkt als vor drei Jahren. Und diese Unveränderlichkeit war natürlich und nothwendig bei einer Anstalt, die längst aufgehört hatte, ein Spiel der

leichtfertigen Tagesmode zu sein und ihrem launenhaften Wechsel zu unterliegen. Mabille war keines jener öffentlichen Locale, die heute einen gewaltigen Zulauf haben und morgen verlassen sind; es war über die wandelbare Gunst der Menge erhaben; es war eine ehrwürdige sittliche Einrichtung, die Paris für seine zahllosen fremden Besucher unterhielt und die es ihnen auch schuldete. Paris gilt nun einmal bis zu den Gegenfüßlern für ein Sodom und Gomorrha, für ein sündhaftes und unterhaltliches Babylon, wo das gleißende Laster sich in anziehendster Form bläht und der ausländischen Tugend wonnesam gefährliche Schlingen legt. Ein gewissenhafter Reisender kann offenbar nicht in Paris gewesen sein, ohne daß er den Wunsch gehabt hätte, das Pariser Laster kennen zu lernen, das ja für ihn die bezeichnendste Seite der Seinestadt ist. Wie soll er das aber anstellen? Soll er, der Unkundige, sich etwa aufs Gerathewohl in den Strudel des hauptstädtischen Nachtlebens stürzen? Soll er auf eigene Gefahr die Höhlen der Sünde aufsuchen oder abenteuerliche Entdeckungsreisen in Schlupfwinkel unternehmen, wo die Verderbniß, welche den anziehenden Inhalt aller Pariser Romane und Melodramen bildet, ihre üppige Nacktheit zur Schau stellt? Das ist nicht zu verlangen. Und dann — neben dem wißbegierigen Reisenden gibt es auch die Reisende, die denselben berechtigten Wunsch hat, sich zu unterrichten und mit eigenen Augen zu sehen, die sich aber offenbar nicht an bedenkliche Orte begeben kann. Um nun den Bedürfnissen der auf Beobachtung erpichten Fremden entgegenzukommen, hat man Mabille gegründet und ich begreife nur nicht, wie man die wohl-

thätige Anstalt hat eingehen lassen können. Mabille war ein Katechismus des Pariser Lasters in usum delphini, eine Schul-Ausgabe des Lehrbuchs der Pariser Sünde, natürlich mit Unterdrückung aller anstößigen Stellen, so etwas wie die Ovid- und Horaz-Ausgabe, die dem jungen Don Juan in Byron's Gedichte zum lesen gegeben wurde. Mabille war ein anständiges Muster unanständiger Tanzorte. Der englische Pastor, der deutsche Professor konnten unbedenklich hierherkommen und unbedenklich ihre gestrengen Ehehälften mitnehmen! Kein Greuel zwang ihn, die Stirne zu runzeln; keine Unzüchtigkeit trieb ihr die Schamröthe in die Wangen. Die Frau Pastorin aber konnte beim Anblick der Sirenen dieser Gegend mit Genugthuung feststellen, daß die Sünde in der That so abstoßend sei, wie ihr beredter Gemahl es in seinen Sonntagspredigen verkündet, und der Herr Professor fühlte eine tiefe Befriedigung darüber, daß es ihm gegeben sei, ohne allzuempfindliche Verletzung seines sittlichen Sinnes in allen Ehren das berühmte Pariser Laster so recht an seiner Quelle zu studiren. Das war die schöne internationale Aufgabe von Mabille und man muß zugeben, daß Mabille sie gewissenhaft erfüllte. Das Publicum bestand zum größten Theil aus anständigen Fremden, die hier ihre sittliche Entrüstung gegen fünf Franken Eintrittsgeld spazieren führten. Nichts war genußvoller, als den Pärchen junger Hochzeitsreisender und den Gruppen ehrwürdig reifer Ferienbummler beiderlei Geschlechts zuzusehen, wie sie bänglich und gedrückt die Wände entlang herumschlichen, von den übrigen Besuchern derselben Gattung in einem scheuen Incognitospiel den Kopf abwandten und mit

verstohlenen Seitenblicken die eleganten Sünderinen maßen. Diese wußten, daß die Augen Europas auf ihnen ruhten, und sie bemühten sich, eine gute Figur zu machen. Sie rauchten Cigaretten, sie tranken Champagner, sie stießen von Zeit zu Zeit einen blödsinnigen kleinen Schrei aus, mit einem Worte, sie thaten, was an ihnen lag, um dem Bilde zu entsprechen, das der fremde Besucher sich von einer Pariser Cocotte gemacht hat. Um diese Rolle gut zu spielen, mußte das betreffende Dämlein alt, gesetzt, gewissenhaft und geübt sein. Junge, übermüthige Geschöpfe wurden denn auch nicht zugelassen. Sie konnten über die Schnur hauen. Absonderlichkeiten und Ausartungen aber waren in dieser Musteranstalt streng verboten, da sie deren ehrbares Publicum verscheuchen konnten.

Es wurde bei Mabille auch getanzt, natürlich auch Cancan, da ja der fremde Besucher für sein Eintrittsgeld auf Localfarbe Anspruch erhob und zur Pariser Localfarbe zunächst der Cancan gehört. Ich habe mich noch heute, nach Jahren, nicht von der Enttäuschung erholt, die mir der erste Mabille-Cancan, dem ich zusah, verursuchte. Man kommt mit tausend romantischen Vorstellungen im Kopf. Man erwartet eine geistreiche Orgie übermüthigen Bewegungsdranges zu sehen, eine anmuthige Raserei hüpfender, wirbelnder, zuckender junger Leiber, durcheinandergeschleudert im Hexensabbath tollen, ausgelassenen Liebes- und Champagnerrausches. Man hat vielleicht erst eine halbe Stunde vorher gelesen, was Heine über den Tanz auf Pariser Nachtfesten schreibt: „Hier ist das verlorene Thal, wovon die Amme erzählt; hier tanzen die Unholden, wie bei uns in

der Walpurgisnacht, und Manche ist darunter, die sehr hübsch, und bei aller Verworfenheit jene Grazie, die den verteufelten Französinnen angeboren ist, nicht ganz verleugnen kann. Wenn aber gar die Galopp-Runde erschmettert, dann erreicht der satanische Spectakel seine unsinnigste Höhe und es ist dann, als müsse die Saaldecke platzen und die ganze Sippschaft sich plötzlich emporschwingen auf Besenstielen, Ofengabeln, Kochlöffeln — ‚oben hinaus, nirgends an!‘ — ein gefährlicher Moment für viele unserer Landsleute, die leider keine Hexenmeister sind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muß, um nicht von dem wüthenden Heere fortgerissen zu werden.“ Man verspürt ja förmlich ein wonniges Gruseln bei dieser verzückten Beschreibung — und als ich dann das Ding selbst in seiner gemeinen Wirklichkeit sah — ich hätte gern dem armen todten Heine einen Proceß wegen absichtlicher Irreführung und Verbreitung falscher Nachrichten gemacht. Walpurgisnacht? Satanischer Spectakel? Besenstiele? Ofengabeln? Kochlöffel? Die letzteren drei Haushaltungs-Geräthschaften sind allerdings von den meisten der Mabille-Besucherinen gehandhabt worden, ehe diese sich einer freiern Berufsart zuwandten, und ein geübtes Auge sah es den letzteren auch unschwer an. Aber von satanischem Spectakel und Walpurgisnacht-Treiben war nichts zu spüren. Es ging Alles höchst ordentlich und bürgerlich her. Am Tanze betheiligten sich nie mehr als drei oder vier Paare und auch diese wurden von der Verwaltung bezahlt. Zum eigenen Vergnügen schwang hier Niemand das Tanzbein. Diese Zeiten waren vorüber. Das Cancantanzen in Mabille war ein Lebensberuf, eine

Anstellung geworden; man wurde Cancantänzerin, wie man Steueramts-Registrator wird, nur etwas leichter, denn die Bezahlung war schlecht, der Bewerber um die Stelle waren wenige und die Anforderungen, die man an die Candidaten stellte, die bescheidensten. Welch ein Cancan war das aber auch, den die mit festem Gehalt angestellten Tänzerpaare leisteten! Man denke sich Bacchantinen aus Pappe, einen Uebermuth, den ein schläfriger Dirigent durch gelassenes Ziehen an Bindfaden in Gliederpuppen hervorbringt, mechanisches Aufschnellen der Beine, phlegmatisches Zappeln mit den Armen, ein jammervolles Hin- und Herschlurren ohne Schwung, ohne Ueberzeugung, ohne Laune, ein gequältes und gelangweiltes Arbeiten ums liebe tägliche Brot — das war der zeitgenössische Nachkomme jenes dämonischen Tanzes, der Heine vor einigen Jahrzehnten zu solchem lyrischen Flug begeisterte.

Es stand eben in Mabille Alles im Einklang — der Cancan mit dem ganzen Charakter der Anstalt. Diese war auch nicht immer, was sie in ihren letzten Jahren gewesen ist. Sie hatte auch ruhmreiche Zeiten gesehen und ihre spätere ehrbare Unanständigkeit verhält sich zu ihrem vergangenen genialen Sündenleben wie der administrative Cancan ihrer bezahlten trübseligen Lustigmacher zum Walpurgisnacht-Tanze aus eigenem Antriebe, den Heine besingt. Vor vierzig und noch vor dreißig Jahren hatte Mabille seinen Antheil an dem poetischen Heiligenschein, mit dem der Romanticismus die „wilden Frauen“, wie das deutsche Mittelalter sich überaus malerisch ausdrückte, umgab. Die Romantiker verherrlichten die Dirne nicht wegen ihrer Laster-

haftigkeit, sondern weil sie eine Empörerin gegen Herkommen und Satzung war. Die romantische Bewegung bedeutete eben die Auflehnung gegen alles Bestehende in der Aesthetik, in der Politik, in der Religion und Gesellschaft. Sie stand auf der Seite des Räubers gegen den Gendarm, auf der Seite der Ehebrecherin gegen den Gemahl mit der baumwollenen Nachtmütze, auf der Seite des genialen Schuldenmachers gegen den Notar mit dem drohenden Lederportefeuille unterm Arm. Sie schwärmte für den Räuber Ernani und die Sünderin Marion Delorme; sie grub die verschollene „Manon Lescaut" des vorigen Jahrhunderts zu neuer Verehrung aus und bereitete den unerhörten Triumph der „Dame mit den Camelien" vor, die einen seltsamen Uebergang von der romantischen zur philiströsen Literatur bildet.

Mabille war auch in der großen Zeitströmung und hatte ebenfalls seinen romantischen Zeitabschnitt. Es wurde damals von Dichtern und Künstlern, von „Impressionisten" und „Emotionisten" besucht und seine weiblichen Stammgäste erfreuten sich einer hohen Verehrung, die ihre Spuren sogar im classischen Schriftthum zweier großen Völker zurückgelassen hat. Haben wir nicht in unserem eigenen Parnaß, dessen internationale Gastfreundlichkeit sich mitunter wunderlichen Gästen gegenüber bewährt, das Bild einer Mabille-Berühmtheit aus den Vierziger Jahren? Und welch ein Bild! Berückend schön, bestrahlt vom verklärenden Glorienschein höchster Poesie, rührender und lieblicher als manches langweilige Heiligenbild — pinxit: Heinrich Heine. Wer, der ihn einmal gelesen, hat den Cyklus „Pomare" im „Romancero" vergessen können?

„Alle Liebesgötter jauchzen
Mir im Herzen und Fanfare
Blasen sie und rufen: „Heil!
Heil der Königin Pomare!“ — — —
Zweimal in der Woche zeigt sie
Oeffentlich sich ihrem Volke
In dem Garten Mabill', tanzt
Dort den Cancan, auch die Polke.
Majestät in jedem Schritte,
Jede Beugung Huld und Gnade,
Eine Fürstin jeder Zoll
Von der Hüfte bis zur Wade. . .“

Und weiterhin erzählt Heine, wie Pomare nach kurzem Glanz elend verkommen ist und wie die Gefeierte nur von ihrem Friseur und ihrem Hunde zu Grabe geleitet worden. Und selbst der Hund sei ihr nicht treu geblieben, sondern schon beim Kirchhofsthore davongelaufen und habe bei Rose Pompon ein Unterkommen gefunden.

„Ros' Pompon, der Provençalin,
Die den Namen Königin
Dir mißgönnt und als Rivalin
Dich verklatscht mit niederm Sinn.“

Rose Pompon und Pomare sind keine Phantasiegeschöpfe Heine's; sie haben Beide gelebt, sie haben Beide in Mabille getollt und getanzt und wenn wir es einmal erleben, daß an deutschen Hochschulen Heine-Lehrstühle errichtet werden, so wird es den gelehrten Inhabern derselben nicht schwer fallen, den Commentar zu diesem Gedichte-Cyklus in der französischen Literatur zu finden. Es wimmelt an geschichtlich-dichterischen Urkunden über die Sterne von Mabille und besonders über Rose Pompon und Pomare.

Ein berühmtes Liedchen Nadaud's stellt ihre Namen in einem onomastischen Reimpaar zusammen:

„Pomaré, Maria,
Mogador et Clara ...“

Bourdin, ein verstorbener Schwiegersohn des verstorbenen Villemessant (mir ist, als schriebe ich einen Ebers'schen Roman über verstorbene Pharaonen des verstorbenen Egypterlandes!) verfaßte ein eigenes Buch über Pomare allein und Banville widmet ihr in seinen „Odes Funambulesques“ einen übermüthigen Reim und eine gerührte Anmerkung, die alles Wissenswerthe über sie enthält.

Pomare, erzählt Banville, hieß in Wirklichkeit Elise Sergent und war eine der sonderbarsten Erscheinungen der romantischen Epoche. Sie erschien auf allen Maskenbällen der Oper und in Mabille und trug unabänderlich elegante Herrenkleider und ein Spazierstöckchen. Sie verbrachte die Ballnacht im Gespräch mit Schriftstellern und Künstlern, verließ sie nicht, hatte so viel Geist wie sie, ging mit ihnen soupiren und gab sich in keiner Weise als Weib. Man speiste gewöhnlich bei Vachette, dessen Nachfolger Brébant ist, nicht etwa in cabinets particuliers, sondern im großen Gastsaale, wo sie sich wie ein tadelloser Gentleman benahm, jedoch nur, wenn keine anständige Frau zugegen war. Anständige Frauen haßte sie wüthend. Wollte das Unglück, daß eine solche sich mit ihrem Gemahl in das Restaurant verirrte, so konnte nichts Pomare abhalten, mit einem furchtbaren Orgelbaß ihr Lieblingslied anzustimmen: „Un général de l'Armée d'Italie.“ Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich dieses Lied nicht kenne. Das lebende Geschlecht hat es

nicht gehört oder als ferne, dämmernde Jugenderinnerung vergessen und gedruckt ist dergleichen aus guten Gründen nicht zu finden. Nach den Andeutungen Banville's zu schließen, muß dieses Lied übrigens ungezählte Pferdestärke stark und im Stande gewesen sein, etliche Dragoner-Regimenter in wilde Flucht zu jagen. Im Uebrigen war Pomare überaus gutmüthig und phantastisch, wie man es in unserer rechnenden Zeit nicht mehr ist. Da geht sie beispielsweise eines Tages Wohnung suchen und geräth durch die Fügung des Zufalls und eines Thorzettels in das hübsche Appartement des Dichters Baudelaire, das dieser gekündigt hatte. Die künstlerische Einrichtung, verschieden von Allem, was sie bis dahin gesehen hat, entzückt Pomare; sie bewundert lange die Tapeten mit großem verworrenem schwarzem und rothem Geäst, den Kopf von Delacroix, den wunderlich geschweiften Arbeitstisch, die prächtig gebundenen Bücher, die breiten Abts-Lehnstühle und den Schrank mit Rheinweinflaschen und smaragdenen Römern, die damals in Paris noch unbekannt waren. Sie will einfach nicht mehr weggehen, nimmt von einem kleinen türkischen Divan Besitz, verbringt hier die Nacht und blättert am Tage in den classischen Büchern mit den schönen Einbänden. Sie wäre vielleicht bis an ihr Lebensende in der Wohnung Baudelaire's geblieben, wenn nicht nach einigen Monaten der Baumeister eines Tages gekommen wäre, um Ausbesserungen vornehmen zu lassen, gegen die mit aller Tapferkeit nichts auszurichten war, weil sie mit der Niederreißung der Hausmauern begannen. Kurz nach diesem Abenteuer von der Gattung der Stillleben kleidete sich Pomare eines

Abends an, um nach Mabille zu gehen; sie hatte damals zum Geliebten einen jungen Menschen, schön wie der Tag und eifersüchtig wie ein Tiger, der ihr verbot, auf den Ball zu gehen. Sie bestand aber auf ihrem Willen. Da drückte er seine brennende Cigarre auf ihren kleinen nackten Fuß und brachte ihr eine grausame Brandwunde bei. Und Pomare? Statt zu schreien, warf sie sich ihrem Geliebten an den Hals und bedeckte ihn mit Küssen. Sie hinkte drei Wochen lang und war ihm während dieser Zeit tadellos treu. Wie sie jung und im Elend gestorben ist, das bitte ich alle Jene, die ein bischen weinen wollen, in Heine nachzulesen.

Die billige Gelehrsamkeit, die ich in Banville finde, würde mir gestatten, auch über Mogador und Rose Pompon lange und rührende Geschichten zu erzählen. Allein wozu? Die Anekdoten über Pomare genügen, um zu zeigen, daß die Mabille-Sterne des vorigen Geschlechts keine alltäglichen Dirnen waren. Sie hatten Eigenartigkeit, Leidenschaft, Einfälle, eine Physiognomie; sie vermochten geistreiche Leute zu fesseln und erhielten zum Dank eine begrenzte Unsterblichkeit.

Die alte Garde des Mabille der Verfallszeit hatte nicht so hochfliegenden Ehrgeiz. Sie machte sich nichts aus dem Silberklang des ihnen zu Ehren tönenden Reimes, sondern verlangte den Klang von Goldstücken zu hören. Das ist gemeiner, aber praktischer. Von all den namenlosen Cocotten, die hier herumstrichen und deren Spur man später vergebens in den Dichtern und Schriftstellern dieser Zeit suchen wird, hatte es eine doch zu einer Art Berühmt-

heit gebracht. Sie hatte den Beinamen „mite à l'œil", „Motte im Auge", und war stets von einem dichten Kreise von Bewunderern umgeben, die ihr einredeten, sie sei die Erbin ihrer großen Vorgängerinen in Mabille, der

Pomaré, Maria,
Mogador et Clara.

Das war aber Lästerung. Ihre Bewunderer waren nicht Dichter und Künstler, sondern englische Bookmakers und Börsengreise. Ihr eigenartigster Einfall bestand darin, daß sie von Zeit zu Zeit mit Kinderstimme und Kinderlallen sprach, und Geist zeigte sie nur in der Geschicklichkeit, mit der sie ihre Verehrer anpumpte. Pomare war arm, aber sie wurde von Heine und Nadaud und Banville besungen. Auf Mite à l'œil hat noch kein Dichter Verse gemacht, aber ein agent de change hat ihr ein kleines Hôtel gekauft. Auch die Sünde hat aufgehört, romantisch zu sein, und ist naturalistisch geworden. Der Fortschritt der Zeiten, meine Brüder, der Fortschritt der Zeiten!

Psychologie der Pariser Cafés.

Victor Hugo hat den apokalyptischen Ausspruch gethan: „Tout est dans tout", „Alles ist in Allem". Ein hervorragender Rechtsverdreher des vorigen Jahrhunderts hat gesagt: „Gebt mir eine geschriebene Zeile von einem Manne und ich will ihn an den Galgen bringen." Cuvier hat nach einem einzigen versteinerten Knochen das ganze Skelett eines damals noch unbekannten Urwelt-Thieres wiederhergestellt.

Wozu diese Verschwendung von Anführungen? Blos um die Behauptung mit guten Autoritäten zu belegen, daß alle Theile einer Erscheinung in einem nothwendigen innern Zusammenhange stehen und einander mit fester Gesetzmäßigkeit bedingen, daß daher ein einzelner, selbst anscheinend unbedeutender Zug sichere Schlüsse auf ein Ganzes und ziemlich weitgehende Verallgemeinerungen gestattet.

Ich will das gleich durch ein Beispiel verdeutlichen. Da haben wir das Pariser Café. Der Blasirte, der Zweifler, welcher über die Kindlichkeiten des Hochzeitsreisenden und des feuilletonistischen Entdeckers von Paris, Rom oder

ähnlichen unbekannten Gegenden hinaus ist, zuckt die Achseln und sagt: „Ein Café ist ein Café, es sei in Paris oder Pasewalk“, und fügt vielleicht auch eine gebildete Bemerkung über die gleichmachende Bestrebung der neuzeitlichen Gesittung hinzu, welche bezeichnende, unterscheidende Eigenthümlichkeiten in den Städte-Physiognomien immer mehr unterdrückt und den Städten wie den Menschen ein gleichmäßig banales Aussehen zu geben bemüht ist. Nun denn: das ist doch nicht ganz richtig. Gewiß, ein Café ist, oberflächlich gesehen, in Paris genau so wie in Pasewalk ein Ort, wo Tische, Stühle und Sophas umherstehen, wo Kellner Gästen allerlei Getränke reichen, wo müßige Leute Zeitungen lesen oder sich allerhand Spielen hingeben und wo Tabaksqualm die Luft mehr oder weniger verdirbt. Daß die Kaffeehäuser in dieser Stadt mehr Spiegel und Vergoldungen enthalten als in jener, daß die Tische hier vorwiegend rund und aus Blech, dort viereckig und aus Marmor sind, daß die Zeitungen hier in einen Rahmen gespannt, dort nach Art antiker Bücher um einen Holzstab gerollt, daß die Kellner hier in kurze Jacken gekleidet und unverschämt, dort nach Diplomatenart mit Frack und weißer Halsbinde ausstaffirt und höflich sind, daß sich hier nette Blumenmädchen, dort schmierige Tabulettkrämer zwischen den Tischen und Gästen durchschlängeln, das macht einen so geringen Unterschied, daß es wirklich nicht der Mühe werth wäre, gerade über Pariser Cafés einem Andern als einem mit den Formen städtischer Gesittung völlig unbekannten Kaffer ein Langes und Breites zu erzählen. Allein wenn man das Pariser Café unter dem richtigen Gesichtswinkel betrachtet, so wird

man an ihm denn doch Besonderheiten wahrnehmen, die werth sind, daß man bei ihnen verweile, ihren Ursachen nachgehe und nach ihrer Bedeutung als Anzeichen frage.

Das Pariser Café ist zunächst keine starre und unwandelbare Einrichtung, sondern wie alle französischen Institutionen in fließender Entwickelung begriffen. Es spiegelt herrschende Anschauungen wider, es folgt den Strömungen selbst flüchtiger Tagesmoden. Das typische Café zum Beispiel, welches jeder Reisende die großen Boulevards entlang in zahlreichen Wiederholungen gesehen hat, ist heute bereits altmodisch und steht in keiner Weise mehr auf der Höhe der Zeit. Diese kleinen runden Tische, diese gewöhnlichen Strohsessel, dieser Kellner mit der kurzen Jacke und der langen Schürze, das Alles wird in einigen Jahren der Vergangenheit angehören. Das sind Ueberlebsel einer Zeit vergleichsweiser Einfachheit und Natürlichkeit, die in raschem Verschwinden begriffen ist. Das junge Geschlecht von Boulevardiers und Kaffeehaus-Nomaden zuckt über solche urväterische Zurückgebliebenheit mitleidig die Achsel. Was an die Stelle dieser aussterbenden Cafés alten Stiles tritt, oder richtiger, in welcher Weise sie sich umgestalten, das werden wir gleich sehen. Zuvor nur noch ein Wort, um zu zeigen, daß selbst das banale Pariser Café Züge hat, die ihm allein eigen sind, es von ähnlichen Anstalten in anderen Städten unterscheiden und mit Besonderheiten des Pariser Volkscharakters zusammenhängen.

Man sehe sich beispielsweise die Kaffeehaustische an. Ihre Größe und Form schließt eine Gruppirung von Gästen in Gesellschaften aus. Ein gemüthliches Beisammensitzen

mehrerer Plauderer ist nicht möglich. Dazu sind die Tische zu klein und zu rund. Sie bedingen die Vereinzelung und unfreundliche Sonderung. Sie erschweren die Anknüpfung jener Kaffeehausbekanntschaften, die anderwärts im gesellschaftlichen Leben eine recht bedeutende Rolle spielen; sie verhindern die Pflege gewisser Beziehungen, die man gerne besitzt und erhält, denen man jedoch nicht die größere Tiefe und Festigkeit eines Verkehrs im eigenen Heim geben möchte. Der Pariser Spießbürger, der mit einem Nachbar kannegießern oder sein Lieblings-Bézigue spielen will, muß sich in den Hintergrund des Cafés zurückziehen. Dort allein findet er die größeren viereckigen Tische, welche die stoffliche und geometrische Unterlage derartiger Genüsse bilden. Im Freien, vor dem Café, stehen blos die kleinen Tischchen, welche den Cafébesucher zur Einsamkeit, fast hätte ich gesagt zur Einzelhaft verurtheilen. Allerdings zu einer Einzelhaft, welche durch die selten fehlende Anwesenheit weiblicher Begleitung angenehm gemildert ist. Denn der Pariser schätzt die Weisheit des Bibelwortes, wonach es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Freilich braucht man, wenn man im Pariser Café ein Männlein und Weiblein einträchtig beisammen sitzen sieht, nicht gleich auf das Bestehen standesamtlicher Beziehungen zwischen ihnen zu schließen . . .

Ein kurzes Verweilen bei einem einzigen Zuge im Bilde des Pariser Cafés hat uns bereits über eine Eigenthümlichkeit seiner Besucher Aufschluß gegeben. Der winzige Kaffeehaustisch hat uns gezeigt, daß es ein Vorurtheil ist, dem Pariser einen großen Hang zur wahllosen Geselligkeit und leichte Zugänglichkeit für Begegnungen zuzuschreiben, deren

Vermittler der Zufall ist. So berichtigt sich die irrthümliche Annahme, die dem Engländer allein eine kühl ablehnende Haltung gegen nicht in aller Form vorgestellte Fremde zutraut.

Ein zweiter Zug, der beim Pariser Café auffällt, ist sein Herausströmen auf die offene Straße. Das Café liegt mehr auf dem Bürgersteig als innerhalb seiner eigenen vier Wände. Es bietet seinem Besucher den Ausblick auf das Treiben des Boulevards, wie die Schweizer Hôtels die Aussicht auf die Gletscher, wie die Gasthöfe in Seebädern den Blick auf das Meer zu bieten suchen. Das läßt erkennen, welchen Platz der Boulevard in der Meinung der Pariser einnimmt. Der Boulevard scheint ihm eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges; er ist sein Stolz und seine Freude; er stellt ihn dem Alpenpanorama und der Oceanbrandung an die Seite; nein, er stellt ihn unbedenklich über diese Naturschauspiele. So erklärt es sich auch, daß der Pariser es nicht zu vermeiden sucht, im Kaffeehause allein und schweigsam dazusitzen. Er will eben im Boulevard-Café weder plaudern noch spielen. Die Zerstreuung, die er hier sucht, besteht in der müßigen Betrachtung des großstädtischen Getümmels, das vor seinen Augen hin- und herwogt. Fragt man den richtigen Pariser, was er an diesem Bilde mit solcher Unermüdlichkeit stundenlang bewundert, so antwortet er mit Begeisterung: „Der Boulevard ist der große Jahrmarkt des Lebens. Hier drängt sich Alles zusammen, was in Paris, also in Frankreich, also in beiden Welten, mitzählt und mitspricht. Wenn Sie eine gedrängte Uebersicht aller irgendwie bedeutenden und interessanten Zeitgenossen

gewinnen wollen, so hüten Sie sich, eine Reise um die Erde zu unternehmen. Setzen Sie sich an das Tischchen eines Boulevard-Cafés und schlürfen Sie in aller Bequemlichkeit einen „Bock“ oder „Mazagran“. Innerhalb kurzer fünf Minuten werden Sie da mehr außergewöhnliche Menschen sehen als auf einer monatelangen Bummelfahrt über Festländer und Weltmeere. Es ziehen an Ihnen arabische Scheichs und birmanische Gesandte, chinesische Generale und japanesische Gelehrte, entthronte Könige und Erben europäischer Kronen, russische Kammerherren und andalusische Bettler, griechische Popen und weibliche Nihilisten, unsterbliche Künstler und weltberühmte Dichter vorüber und jeder Blick in die bunte Menge umspannt ein kleines Pantheon.“

So spricht der begeisterte Pariser, aber im Grunde seines zweifelsüchtigen Gemüthes glaubt er selbst nicht mehr an das, was er noch immer, aus Gewohnheit oder Eitelkeit, zu sagen fortfährt. Das Bild, das er da entworfen hat, ist nicht mehr richtig. Der Boulevard hat seinen Glanz und sein Interesse verloren und wer sich an den Kaffeehaustisch nächst der gewöhnlich gar nicht wohlriechenden Gosse hinsetzt, der wird sehr wahrscheinlich statt der erwarteten Herrlichkeiten eine große Anzahl grell geschminkter, frecher Dirnen, nicht wenige Zuhälter, allenfalls auch verstümmelte und verkrüppelte Bettler, sonst aber blos die Horde der gewöhnlichen Straßenmenge, spazierengehende Arbeiter und Philister, die Schaufenster beguckende Nähmädchen, Ammen und Militärgestalten u. s. w. zu sehen bekommen. In dem Maße, wie das Schauspiel des Boulevard-Treibens gemeiner und uninteressanter wurde, verlor das Boulevard-

Café seine Daseins-Berechtigung und mit diesem seine Gäste. So hängt der Niedergang dieser Geschäfte mit dem Schwinden der alten und immer mehr zur Geschichtssage werdenden Eleganz, Vornehmheit und höheren Lebensführung von Paris zusammen. Selbst Cafés von geschichtlicher Bedeutung, an die sich merkwürdige Legenden und interessante Erinnerungen knüpfen, die mit den bedeutendsten Abschnitten der literarischen oder politischen Vergangenheit von Paris verwoben sind, können sich nicht halten und verschwinden eines nach dem anderen. Das „Café de Madrid“, der Sammelplatz der Oppositionsführer unter dem Kaiserreiche, die eigentliche Wiege der Rochefort'schen „Lanterne“, des J. J. Weiß'schen „Journal de Paris“, der Ulbach'schen „Cloche“, der Revolution vom 4. September 1870, des Commune-Aufstandes, macht verzweifelte Anstrengungen, um das drohende Los des Unterganges von sich abzuwenden. Der Eigenthümer hat den Einfall gehabt, die Namen seiner berühmtesten Stammgäste aus der Glanzzeit in Goldbuchstaben auf den Tischplatten anbringen zu lassen. Das wird ihm nichts helfen, denn es hat auch dem „Café Procope“ nichts geholfen, diesem ehrwürdigen Café, wo Voltaire seine Briefe an Friedrich den Großen schrieb, Grimm mit Diderot Stachelreden austauschte, Gautier für die erste Vorstellung von „Hernani“ Stürmer und Dränger warb und eindrillte und Gambetta seine ersten Redeübungen vornahm. Trotz diesen Erinnerungen, trotz den Bildnissen der genannten Größen an allen Wänden, trotz ihren Namen auf den Tischen ist es geschlossen worden, nachdem es Monate vorher von den letzten Gästen verlassen war. Verschwunden ist auch

das „Café de la Rotonde“ im Palais Royal, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von der besten männlichen Gesellschaft Europas frequentirt war. Das „Café de la Regence“, der Schauplatz der homerischen Schach-Kämpfe und schon zur Zeit der großen Revolution berühmt, ringt mit dem Tode. Im „Café de la Paix“ ist noch Leben, weil es bei den Fremden, namentlich Engländern und Deutschen, einen guten Namen hat, aber der classische Tortoni, der Treff-Ort der Marschälle unter dem ersten Kaiserreich, der heimgekehrten Emigranten unter der Restauration, der Pairs und Hofcavaliere unter der Julimonarchie, Tortoni, den an schönen Sommerabenden der Pariser Bourgeois seinem Sohne zeigte, wenn derselbe bei den Schulprüfungen sich brav gehalten hatte, Tortoni ist sichtlich von der Schwindsucht ergriffen und der Wurm nagt an seinem Marke. Spricht sich in dieser Gleichgiltigkeit gegen geschichtliche Stätten, die deren Niedergang und schließliches Verschwinden herbeiführt, nicht wieder eine Charakter-Eigenheit der Pariser aus, nämlich ihr Mangel an geschichtlichem Sinne und an jener Ehrerbietigkeit für das Alte, das anderswo Ueberlebsel der Vergangenheit mit solcher Achtung umgibt?

Die Gunst der Pariser wendet sich also von den Cafés alten Styls, den banalen Cafés, die nichts anderes sind und sein wollen, vollständig ab. Das blasirte Publikum sucht etwas Neues; es will auch in den Localen, wo es seine Langeweile lüftet und seinen Müßiggang hätschelt, Anregungen, Ueberraschungen, Pikanterien finden. Zuerst boten ihm kluge Unternehmer „Brasserien“ oder Bierkneipen

im altdeutschem oder altvlämischem Styl. Ueberall thaten sich Locale auf, deren Wände mit verschwarztem Holze getäfelt, deren Fenster mit Butzenscheiben verfinstert waren und von deren angeschmauchter Balkendecke an verrosteten Eisenketten unbrauchbare — übrigens auch glücklicherweise nie angezündete — Oellampen herabhingen. Alles war da stylvoll, die geschnitzten, furchtbar unbequemen Schemel und Sitzbänke ebenso wie die schweren, plumpen Eichenholztische, die Steinfliesen des Estrichs ebenso wie die Eisenbeschläge der Thüren und das schmiedeeiserne Wirthshausschild über dem Eingange; modern waren blos die Dame an der Kasse („am Comptoir", wie man hier sagt) und die Kellner, deren neuzeitliche Bierjungentracht inmitten dieser Museen ehrwürdigen Urväter-Trödels einen wahrhaft tempelschänderischen Eindruck machten. Diese Brasserien hatten einen großen Erfolg und zogen einen Zulauf an, der noch immer nicht wesentlich abnimmt. Aber bald ließen es sich die anspruchsvollen Pariser daran nicht genügen. Ihr künstlerischer Sinn empörte sich gegen den schreienden Anachronismus zwischen den Kellnern und dem Rahmen, in dem sie sich bewegen, und sie forderten eine strengere Styleinheit, die sich nicht blos auf das Stillleben, sondern auch auf die lebendige Staffage erstrecken sollte. Diese Forderung sollte nicht lange ohne Befriedigung bleiben. Seit einigen Jahren sind die vlämischen Trinkstuben weit überholt. Ein findiger Kopf richtete auf dem Boulevard ein Café oder eine Brasserie ein, die eine normännische Dorfschänke aus dem vorigen Jahrhundert darstellt. Ein Zeiger baumelt über der Thüre, das Vordach ist mit Stroh gedeckt, im Innern hängt der

rußige Kochkessel im riesigen Kamine, lange Tafeln auf X-Beinen und zusammengenagelte Sessel bilden die Einrichtung, als Wandschmuck sind grobe, irdene Bauernteller und Schüsseln verwendet und die Kellner laufen in der Tracht der Dorflümmel auf Watteau'schen Bildern, mit Wämmsern, Kniehosen und Schnallenschuhen umher. Die „Auberge aux Adrets" ist eine Idylle. Eine Satire dagegen ist das Café „Zur schwarzen Katze", „Au chat noir", das schon in sein eigenes Haus in der Rue Laval ziehen konnte, nachdem es einige Zeit auf dem Boulevard Rochechouart zur Miethe gehaust hatte. Dieses Café stellt äußerlich nichts Bestimmtes dar, oder allenfalls nur eine Kneipe aus Märchenland. Die ganze Schauseite ist braun angestrichen, so daß sie wie verwittert aussieht, und bis zum Gebälk mit dick wachsendem Epheu übersponnen. In der Höhe des ersten Stockes öffnet sich ein Söller, vor dem als Balustrade eine riesige Katze aus dunklem Metall angebracht ist, deren grimmiges Haupt mit gewaltigem Schnauzbart ein goldener Heiligenschein umgibt. Das Motiv des schwarzen Katers wiederholt sich in mannigfaltigster Verwendung an der Laterne über dem Eingange, in den Glasmalereien, auf den Wandbildern, an den Kleiderrechen, an allen Einrichtungsgegenständen. Bald sind es majestätische, ruhevolle Katerköpfe, bald gräßlich abgemagerte, rauhfellige Dachrinnen-Katzen, bald anmuthige Miezchen, bald schreckerregende Katzengesichter, welche das heftigste Leibgrimmen ausdrücken. Wenn der Gast eintritt, so wird er von Hausbeamten in der Uniform von Präfecten empfangen und eine Treppe hoch in den gemeinsamen Saal gewiesen, dessen Wandgemälde alle

Handlungen des religiösen und bürgerlichen Lebens parodiren, vor welchen der Philister Achtung zu haben pflegt; hier treten ihm Kellner entgegen, welche als Mitglieder der französischen Akademie costümirt sind: Frack mit gestickter Palmen-Einfassung, Beinkleid mit goldenem Längsstreifen und zierlicher Salondegen an der Seite.

Selbst diese Verhöhnung aller Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft ist noch nicht das letzte Wort in der neuen Richtung parodistischer Cafés. Eine noch heftigere Auflehnung gegen Behörde und spießbürgerliche Ehrbarkeit war das übrigens nach kurzem Bestande wieder eingegangene Café, das der ehemalige Communekämpfer Max Lisbonne auf dem Boulevard Clichy eröffnete. Dieses Café hieß „Zum Bagno“ und war die getreue Darstellung des Aufenthaltsorts der Galeerensträflinge in Neu-Caledonien. Da der Staat, wie man sich wohl denken kann, seinen Zuchthäuslern keinen Marmorpalast mit Vergoldungen zur Verfügung stellt, so hatte dieses Local auch nichts Künstlerisches oder Luxuriöses an sich. Es war ein langer, schmaler, roher Bretterbau, ganz so wie die Blockhäuser, in denen die Sträflinge ihre Schlafstätten haben. Das Dach war an beiden Enden zur Plattform abgeflacht, und trug je eine Kanone. Das Innere war so kahl wie die Außenseite. Nur waren die Holzwände mit Bildern im Jahrmarktbuden-Styl behangen, auf welchen mit großherziger Verwendung von Grün, Blau und Roth Auftritte aus dem Leben der Communards in Neu-Caledonien dargestellt waren: die Flucht Rochefort's und Pain's, die Mißhandlung der Gefangenen durch die Aufseher, die Vollziehung der Prügelstrafe u. s. w. An der

Thüre stand ein Mann in der Uniform der Strafaufseher, mit einem unheimlichen Schlüsselbund am Gürtel, den er von Zeit zu Zeit schauerlich rasseln ließ. Die Kellner waren als Galeerensträflinge costümirt. Sie tragen kurze gelbe Pluderhosen, rothe Blousen mit den Buchstaben „T. F.“ („travaux forcés“, Zwangsarbeit) auf der Brust, grüne phrygische Mützen mit der aufgenähten weißen Nummer des Gefangenen und eine gefährlich aussehende vom Fuß zum Handgelenke ziehende Eisenkette mit daranhängender großer (aber natürlich hohler) Kugel. Damit die Täuschung vollkommen sei, gingen die Strafaufseher von Zeit zu Zeit durch die Hütte und mahnten die Sträflinge mit rauher Stimme zu fleißigerem und hurtigerem Schaffen.

So ungefähr sehen die Cafés aus, in welchen sich der Pariser gegenwärtig gefällt. Er will die Komödie ins wirkliche Leben übertragen und sich von einer beständigen Maskerade umgeben sehen. Seine Zweifelsucht, zu der ihn die Beobachtung der Menschen und Ereignisse während der letzten zwanzig oder dreißig Jahre gebracht hat, findet eine gewisse selbstverhöhnende Freude an dem unlustigen Carneval, den diese verkleideten Kellner inmitten unwahrscheinlicher Theater-Decorationen um ihn aufführen. Die „Blague“, die so lange blos im Schriftthum und Gespräche zu Hause war, nimmt nun architektonische Formen an und verkörpert sich in lebenden Bildern. Die Verspottung der Götter des Olymps (in „Orpheus in der Unterwelt“), der Regierungs- und Heeres-Einrichtungen (in der „Großherzogin von Gerolstein“ und „Madame l'Archiduc“) und der gelehrten Gesellschaften (in „Le Monde où l'on s'ennuie“) hat die Bühne

verlassen und mischt sich über die trennende Rampe hinweg in Gestalt von Kellnern unter kaffee- und biertrinkende Gäste, die sehr bald nichts Auffallendes mehr daran finden, von Akademikern ein Glas Absinth zu verlangen und kettenklirrenden Galeerensträflingen zwei Sous Trinkgeld zu reichen.

Komödie und Blague, das sind die Richtungen, welche bei der neuesten Umgestaltung der Pariser Cafés zum Ausdruck gelangen. Hatte ich nicht Recht, zu sagen, daß man auch aus den Cafés einer Stadt auf den Charakter und die Stimmung ihrer Bevölkerung Schlüsse ziehen könne?

Die Pariser Lumpensammler.

Vom phantastischen Hintergrunde des Pariser Lebens heben sich drei Gestalten ab, welche die Dichtung und Sage mit allem Zauber der Romantik ausgestattet haben: Mimi Pinson, Gavroche, Vireloque. Der Fremde, der von der französischen Hauptstadt nichts weiß, als was er in den Romanen der Pariser Schriftsteller und in ihren zugleich übertriebenen und verwässerten ausländischen Nachahmungen, in stereotypen Reisebeschreibungen und in den lyrisch-überschwenglichen Ergüssen, zu denen sich jeder Journalist in seinen ersten Aufsätzen über Paris verpflichtet glaubt, gelesen hat, kann an die Stadt nicht denken, ohne die Gestalt der gemüthvollen und anmuthigen Grisette, des geistsprühenden und heldenmüthigen Gassenjungen und des gnomenhaft geheimnißvollen und philosophischen Lumpensammlers vor seinem Auge aufsteigen zu sehen. Aber diese Gestalten, mit denen die Einbildungskraft des Fernstehenden Paris bevölkert, der Bewohner der Stadt wird sie vergebens in den Straßen suchen. Wer sie wirklich antreffen will, der muß in den Büchern von Musset, von Victor

Hugo, von Murger, von Privat d'Anglemont, in der Literatur der langhaarigen Romantiker aus den dreißiger Jahren nach ihnen ausschauen; im Leben wird er ihnen nicht begegnen.

Mimi Pinson wohnt da nicht in blumengeschmücktem Dachkämmerlein, singt nicht mit einem Canarienvöglein um die Wette harmlose Lieder voll unschuldiger Heiterkeit oder thränenfeuchter Schwermuth und hängt nicht in selbstloser Liebe an einem Studenten, dessen einziger Reichthum seine zwanzig Jahre sind, sondern sie ist eine arbeitsscheue Dirne, dumm wie ein Fisch, langweilig wie ein Regentag, eitel und selbstsüchtig wie kein anderer Menschentypus in der weiten Welt, ein erniedrigtes Geschöpf, das sich dem Meistbietenden verkauft und dessen Anhänglichkeit genau so lange währt wie die Freigebigkeit des Verehrers.

Gavroche ist nicht der witzige Beobachter und Kritiker, der aus einem Chore des Aristophanes ausgebrochen zu sein scheint, der die Mächtigen mit dem Scheidewasser seines Spottes überschüttet und die Tapferen mit einem feinsinnigen Compliment wie mit einer Bürgerkrone bekränzt, eine jede Lage in einem überraschenden Witzworte zusammenfaßt, an Festtagen in den Straßenbacchanalen als Verkörperung hinreißender Lustigkeit die erste Rolle spielt und in den Stunden des Kampfes um große Freiheitsgedanken mit einem geistreichen Epigramme auf den Lippen stirbt, sondern er ist ein trübseliger, blutarmer, skrophulöser Junge, vorzeitig reif und bis in's Knochenmark verdorben, frech allerdings und ohne Achtung vor irgend etwas Lebendem oder Todtem, aber zugleich unwissend und beschränkt, voll böser, schmutziger

Triebe und unflätiger Gewohnheiten, fähig, einem mühselig humpelnden Mütterlein ein Bein zu stellen, einem Blinden die Almosenpfennige aus der Schale zu stehlen und einem auf der Boulevardbank duselnden Betrunkenen den Bart abzusengen oder die Kleider anzuzünden, in Volksaufständen gern plündernd und meuchlings mordend und auf der Barricade mehr aus leichtsinniger Verkennung der Gefahr als aus bewußter Tapferkeit sterbend.

Und ebenso wenig ist Vireloque ein seltsamer, tiefsinniger Weltweiser, eine Art Diogenes ohne Faß, doch mit einer Kiepe, einer Blendlaterne und einem Stöberhaken, der in schweigender Nachtstunde plötzlich an einer Straßenecke auftaucht, mit dem verspäteten Wanderer ein schopenhauer'sches Gespräch anknüpft, in welches er Anführungen aus classischen Dichtern, geschichtliche Anekdoten und intime Bemerkungen über hochstehende Persönlichkeiten einflicht, und an einer andern Straßenecke den erstaunten Begleiter ebenso jäh wieder verläßt, sondern er ist ein ganz gewöhnlicher, bescheidener Proletarier, der mit unsauberer, aber immerhin nicht ganz unnützer Arbeit einige Franken täglich verdient und in die tödtlichste Verlegenheit geriethe, wenn man von ihm eine „Causerie“ verlangen würde, wie sie ihm von den dichterisch-verklärenden Schilderungen in den Mund gelegt werden.

Dennoch war Vireloque vor einigen Jahren der Held im Drama des Pariser Lebens. Alle Zeitungen beschäftigten sich mit ihm, emsige Federn schrieben seine Naturgeschichte, seine Psychologie, seine auf- und absteigenden Lebensläufe, die Salons plauderten, die Vertretungskörper der Gemeinde

und des Staates beriethen über ihn, Zeitungs-Bericht-erstatter suchten ihn in seiner Wohnhöhle auf und fragten ihm die Geheimnisse seines Daseins ab, Politiker boten ihm ihr Wort zur Vertheidigung seiner Interessen an, Parteien machten sich ihn streitig. Was war der Anlaß, daß sich die allgemeine Theilnahme der Weltstadt plötzlich so bestimmt der dunkelsten Classe ihrer Bevölkerung zuwandte? Die Präfectur hatte angeordnet, daß der Kehricht eines jeden Hauses in einen Behälter gesammelt und Morgens vor die Hausthür gestellt werde, um in den zu bestimmter Stunde vorüberkommenden Müllwagen geleert zu werden. Rücksichten der Reinlichkeit und Gesundheit forderten diese Maßregel, welche einen Fortschritt gegen die früheren Zustände bedeutete. Denn bis dahin war der Hauskehricht einfach auf die Straße geworfen worden und die städtischen Arbeiter konnten zusehen, wie sie mit seiner Wegschaufelung fertig wurden.

Ja, aber diese fröhlich unter der Sonne — oder unter den Sternen — ausgebreiteten Kehrichthaufen gestatteten den Lumpensammlern, in aller Bequemlichkeit zu wühlen und zu stöbern, während der tiefe Behälter, der zur bestimmten Stunde auf der Straße erscheinen und alsbald wieder verschwinden soll, seine bescheidenen Schätze viel eifersüchtiger birgt und den armen Vireloque zu einer wahren Bergmannsthätigkeit zwingt, um aus den gleichgiltigen Abfällen bis auf den Boden des Gefäßes hinab alles für ihn Werthvolle zu erschürfen. Die Lumpensammler klagten und jammerten und das Publicum nahm für sie Partei. Es fand zu seiner eigenen Ueberraschung, daß es für Vireloque

eine gewisse, fast hätte ich gesagt gefühlsame Zärtlichkeit empfinde. Gegen die Verordnung der Präfectur ließ sich nichts Vernünftiges sagen; sie beseitigte eine Barbarei, die man allenfalls in Constantinopel oder Kairo, aber nicht im eleganten Paris begreift. Und doch forderte man ungestüm ihre Abschaffung, weil man nicht wollte, daß an das Interesse des braven Lumpensammlers gerührt werde.

Es ist bei dieser Gelegenheit viel Falsches und Uebertriebenes von ihm erzählt worden. Man hat behauptet, daß es in Paris 30, ja 50,000 Lumpensammler gebe, die durchschnittlich 6 Franken täglich erstöbern. Das gäbe täglich 300,000 und jährlich 109½ Millionen Franken oder nahezu 88 Millionen Mark, weit mehr als irgend ein bekanntes Goldbergwerk liefert, sodaß man glauben müßte, der Pariser Kehricht berge reichere Schätze in sich als die „placers" Californiens. Das ist aber blos Reporteraufschneiderei. Die Wirklichkeit zeigt weniger großartige Verhältnisse. Nach einer amtlichen Darstellung des Chefingenieurs von Paris, Herrn Alphand, beschäftigen sich 7050 Personen beiderlei Geschlechts mit Lumpensammeln, von denen 5248 in Paris selbst und 1802 in den Vororten außerhalb der Ringmauer wohnen, von wo sie allnächtlich zur Stadt wandern, um mit dem Morgengrauen unter der Last ihrer gefüllten Kiepe keuchend heimzukehren. Auch einen so reichen Lohn, wie die begeisterten Schilderer meinen, wirft das Gewerbe nicht ab. Vireloque darf auf keine höhere Tageseinnahme als 3 Franken rechnen und die gesammte Ausbeute der ehrenwerthen Körperschaft stellt, wenn das Jahr herum ist, höchstens einen Werth von 6 bis 7 Millionen dar.

Das ist noch immer eine ansehnliche Summe und man ist zu der Frage berechtigt, welche Schätze denn eigentlich der Kehricht enthält, daß man Millionen aus demselben auflesen kann? Findet der Lumpensammler vielleicht Perlen oder Schmucksachen aus Edelmetall oder Geldscheine? Nein, das ist es nicht; wenn er ausnahmsweise auch einmal dergleichen aufstöberte, so wäre er gehalten, es dem „Concierge" oder Thorwart des betreffenden Hauses zurückzugeben, und man versichert, daß er dies in der Regel ehrlich thut. Die Kostbarkeiten, nach welchen der Lumpensammler fahndet und deren Werth doch auch Millionen beträgt, sind viel bescheidenerer Natur; es sind Knochen, Papier- und Stofffetzen, Glasscherben, Metallabfälle; aber da gilt das Wort: „Die Menge muß es machen."

Einzeln werthlos, erreichen diese Dinge in größeren Partien ganz annehmbare Preise, die nur wenig schwanken und über welche der früher genannte Herr Alphand zuverlässige Angaben machte. Es werden in Paris bezahlt: für 100 Kilo Knochen 4 Franken, Papier (je nach dessen Feinheit) 1 bis 5 Franken, Schafwolllappen 40 Franken, Kupferabfälle 80 Franken, Sardinen- und Conservendosen 3 Franken, weißes Glas 6 Franken, grünes (Flaschen-) Glas 1 Frank 20. Die Industrie hat für all diese als unnütz weggeworfenen Abfälle Verwendung. Die Knochen werden zu Mehl vermahlen und als Dünger verkauft oder zu Kohle verbrannt; aus den Papierlumpen wird neues Papier bereitet; die Schafwolllappen dienen zur Verfertigung billiger und natürlich auch nicht sehr dauerhafter sogenannter „Shoddy"-Tuche; von den Blechdosen, in welchen

Sardinen u. dergl. verkauft werden, lebt ein ganzes, recht interessantes Gewerbe, dessen Erzeugnisse so billig abgegeben werden müssen, daß es seinen Rohstoff, das Eisenblech, unmöglich vom Blechwalzer selbst beziehen könnte, nämlich die Fabrikation von Metallsoldaten, welche mittels einfacher Maschinen aus den Blechdosen ausgestanzt werden; und die Glasscherben kehren in Gestalt neuer Glaswaaren auf unsern Tisch zurück.

Das Lumpensammeln ist zwar eine freie Kunst, aber seine Adepten haben doch ein festes Zunftgefüge, welches sogar Rangabstufungen zuläßt. Zu unterst stehen die „biffins“ oder „chineurs“, halb Dilettanten, halb Desperados, Leute, die tagüber etwas Anderes treiben, mit einbrechender Nacht aber zum Stöberhaken greifen und auf's Gerathewohl vor sich hinwandernd ihr Glück versuchen. Sie sind von ihren Genossen höherer Ordnung scheel angesehen, weil sie das Herkommen der Zunft nicht kennen oder nicht achten, in die Vorrechte Anderer eingreifen und überhaupt im wohlgeregelten Getriebe der ehrsamen Körperschaft das Element der Pfuscher und Störer oder „Bönhasen“ darstellen.

Respectabler sind die „rouleurs“, Lumpensammler von Beruf, von denen jeder seinen bestimmten Straßenbezirk ausbeutet, ohne seinen Kameraden in's Gehege zu streichen, wogegen er dieselbe Rücksicht für sich und sein Revier erwartet. Auf der höchsten Sprosse der Rangleiter stehen die „placiers“. Dieselben gelten als die Aristokraten der Brüderschaft. Sie haben das Vorrecht, im Kehricht zu stöbern, ehe er noch auf die Straße geworfen wird. Sie dürfen in die Häuser selbst eintreten und da in aller Ruhe arbeiten.

Der Concierge kennt sie und steht mit ihnen auf dem Fuße wohlwollender Herablassung. Ein jeder „Placier“ sucht 10 bis 30 Häuser ab und macht sich den Concierges für ihre Duldung durch kleine Dienstleistungen, z. B. Wassertragen, nützlich. Die Stelle eines Placier hat einen gewissen Werth, namentlich in den reichen Stadtvierteln; gedenkt er, sich von den Geschäften zurückzuziehen, so verkauft er sie einem Nachfolger, den er an einem Sonntage, ganz sauber gekleidet, den Concierges seines Reviers in aller Form vorstellt und ihrem Wohlwollen empfiehlt. Man versichert, daß einzelne Placiers für ihre Stelle bis zu 1000 Franken bekommen haben.

Das sind die verschiedenen Gattungen der eigentlichen Lumpensammler, die persönlich auf Beute ausgehen. Außerdem gibt es aber Unternehmer, welche ihnen ihre Sammelfrüchte abkaufen, dieselben durch Tagelöhner sondern lassen und nach Gattungen geordnet in großen Posten weiter verkaufen. Solcher Unternehmer zählt man etwa 100, darunter vier oder fünf, die mit Millionen arbeiten, und Alle gelangen sehr rasch zu Wohlstand, in vielen Fällen zu großem Reichthum. Seit dem Jahre 1868 trat bei jeder Municipalrath- und Abgeordnetenwahl in Paris ein (Anfang 1887 verstorbener) Herr Berton als Candidat auf. Er war die lustige Person aller Pariser Wahlen. Er nannte sich den „Menschheitscandidaten“, „le candidat humain“. Seine Ansprachen an die Wähler waren auf rosenfarbigem Papier gedruckt und mit seinem wohlgetroffenen Ebenbilde in Holzschnitt geziert. Er versprach gewöhnlich in apokalyptischem Stile die Beglückung

Communards noch mit der Wildheit von Menschenfressern gegen einander kämpften.

Alle diese Züge ergeben zusammen das Bild eines ehrlichen, aber recht prosaischen Arbeiters, der sich in seinem einigermaßen schmarotzerischen Gewerbe als Rohstofflieferant gewisser nebensächlicher Gewerbezweige und Verwerther unbrauchbarer Abfälle nützlich zu machen sucht. Wie konnte nun gerade diese Gestalt eine der volksthümlichsten des Pariser Lebens werden? Wie konnte sie solches Interesse und solche Sympathie in Paris und darüber hinaus erwecken? Wie konnte ihr die Legende einen Glorienschein um das struppige Haupt zaubern? Ich erkläre mir dies nur dadurch, daß die Romantiker sich viel mit dem Lumpensammler beschäftigt und ihn idealisirt haben. Daß sie aber auf ihn geriethen, das lag bei ihrer allgemeinen Richtung und Neigung nahe. Die Romantiker hatten einen Haß auf alles normal Bürgerliche und herkömmlich Regelmäßige. Sie schwärmten für das Ungewöhnliche, für das, was aus der philiströsen Ordnung des Staates, der Gesellschaft, des Erwerbslebens heraustrat; deshalb waren ihnen Zigeuner interessanter als ansässige, Gewerbssteuer zahlende Gewürzkrämer, Verbrecher und Scharfrichter anziehender als Schutzmänner und Richter, thörichte Jungfrauen lieber als weise. Der Lumpensammler mußte dem Romantiker in's Auge stechen. Er arbeitete nicht am Tage wie ein Schuster und Schneider, sondern zur schauerlichen Nachtzeit; er brach wie die Fledermäuse aus unbekannten Schlupfwinkeln hervor und verkroch sich wie diese bei aufgehender Sonne wieder; man begegnete ihm zur geheimnißvollen Geisterstunde in den

schweigenden, schlafenden Straßen, welche mit ihm nur noch die auf Eindrücke, Stimmungen und Entdeckungen ausgehenden Romantiker theilten, und er trug vor allem eine Blendlaterne. O, diese Blendlaterne! Ich bin überzeugt, daß sie allein mehr als alles Andere dazu beigetragen hat, den Lumpensammler zur Lieblingsfigur der Romantiker zu machen. Die Gedanken-Verknüpfung spielt bei Phantasiemenschen eine große Rolle und die Blendlaterne erweckt die Vorstellung von außerordentlichen Erlebnissen, nächtlichem Greuel und dramatischer Missethat. Vom Lichte seiner eigenen Blendlaterne ist ein Strahl auf den Lumpensammler gefallen und hat ihn in dichterisches Licht gesetzt. Ginge Vireloque am Tage seinem Gewerbe nach, er hätte nie die Ehre eines Romans oder Dramas erhalten.

Zweifellos gibt es unter den Lumpensammlern, namentlich unter den „Bönhasen“ des Gewerbes, den dilettantischen „biffins“, wunderliche Gestalten, die aus dem Rahmen der Alltäglichkeit heraustreten. Die Deserteure und Nachzügler des Kampfes um's Dasein, die „Declassirten“ aller höheren Berufe mögen oft genug zum Stöberhaken greifen, da seine Handhabung keinerlei Vorbereitung erfordert. Wie man in den Pariser Nachtherbergen für Obdachlose verkommene Marquis und Grafen, Priester und Professoren, Aerzte und Rechtsanwalte, ehemalige Präfecten und erste Tenore antrifft, so mag ab und zu ein solcher Schiffbrüchiger des Lebens auch unter die Bevölkerung der Rue Mouffetard verschlagen sein — Abfälle der Weltstadt, die ihr Leben von Abfällen der Weltstadt zu fristen suchen! So ergeben sich wunderliche Begegnungen wie die, welche

der arme Gérard de Nerval erzählt. Er ging eines Nachts gegen drei Uhr leicht angetrunken nach Hause und holte einen Lumpensammler ein, der langsam vor ihm einherschritt.

„Wie viel Uhr ist es, mein Freund?“ fragte der Dichter.

„Quota hora est?“ antwortete der Angeredete, „tertiam esse credo.“*)

Und als Gérard de Nerval ihn überrascht ansah, fuhr der Lumpensammler in elegantestem Salonfranzösisch fort:

„Sie wunderu sich, edler Trunkenbold, daß ich mit Ihnen lateinisch spreche? Erfahren Sie, daß Sie die Ehre haben, mit dem langjährigen Sekretär und Mitarbeiter des Herrn von Beaumarchais zu sprechen.“ Darauf grüßte er und schwenkte in eine Seitengasse ab.

Wie gesagt, solche Begegnungen sind möglich, aber sie dürften wohl äußerst selten sein. Die volksthümliche Legende jedoch verallgemeinert diese ausnahmsweisen Anekdoten und macht aus jedem Ritter des Stöberhakens einen Incognito-Herzog oder heruntergekommenen Archäologen. Das ist die Macht der Literatur auf den Volksgeist. Vireloque ist und bleibt in der Vorstellung der Menge eine romantische Figur. Mit leichter Aenderung des Dichterwortes kann man sagen: die Menschenclasse, bei der ein dichterischer Geist idealisirend verweilte, „sie bleibt geweiht für alle Zeiten“.

*) „Wie viel Uhr es ist? Ich glaube, es ist drei Uhr.“

Othello in Paris.

Als der Director des Odeontheaters, Herr de la Rounat, im Jahre 1882 den Einfall hatte, den Othello in der Uebersetzung des Herrn von Gramont einstudiren zu lassen, da schüttelten die Kenner den Kopf und sprachen von einem Wagniß. Ja wohl, man war damals in Paris so weit, es als ein Wagniß zu betrachten, wenn man dem Publicum eines der allerstolzesten Meisterwerke Shakespeare's vorsetzen wollte! Shakespeare ist in Frankreich ein Fremder geblieben. Dieser Eroberer, der sich die ganze übrige Culturwelt unterwerfen gekonnt, hat an der Grenze Frankreichs immer Halt machen müssen. Es ist der hiesigen „Acclimatisations-Gesellschaft" gelungen, Ananas und Llamas, Känguruhs und Thujabäume auf französischer Erde einheimisch zu machen; Shakespeare zu acclimatisiren ist noch nicht gelungen, wenngleich in der letzten Zeit mit „Macbeth" und „Hamlet", mit dem „Sommernachtstraum" und „Was ihr wollt" krampfhafte Versuche in dieser Richtung angestellt wurden. Ihm widersteht das französische Klima offenbar mehr als dem Känguruh und Llama, dem Ananas- und Thujabaume. Und an Bemühungen,

ihn in den ablehnenden Boden einzupflanzen, hat es doch wahrhaftig nicht gefehlt. Seine sämmtlichen Werke sind zwei- oder dreimal, einzelne seiner Stücke sogar sechs- oder achtmal übersetzt worden und gerade den Othello hat man bereits viermal auf die Pariser Bühne gebracht. Das erstemal bearbeitete Voltaire das Stück und zog daraus seine „Zaïre“, ein abgeschmacktes Drama im classischen Styl der Zeit-, Orts- und Handlungs-Einheit, voll Ziererei, Empfindelei und Unnatur. Die guten Pariser weinten das Maß von Thränen, welches das damalige Gesetz der Wohlanständigkeit schönen Seelen für eine classische Tragödie vorschrieb, und das Stück verblich nach kurzem Schattenleben eines sanften Todes. Zur Zeit des Kaiserreichs wurde der Versuch erneuert. Diesmal stammte die Uebersetzung von Ducis. Dieser treffliche Mann legte dem Original gegenüber eine Selbstständigkeit an den Tag, die uns Achtung einflößen muß. Vor allem befreite er sich von Shakespeare's Personennamen und ersetzte sie durch solche, die die Marke seines eigenen Genius trugen. So taufte er Desdemona überaus geschmackvoll in „Hedelmona“ um, aus Jago wurde Gratiano u. s. w. Ferner verbesserte er den Ausgang des Dramas dem Fortschritt der Sitten gemäß. Desdemona oder vielmehr Hedelmona wurde von Othello nicht erwürgt, das wäre zu roh gewesen; er brachte sie vielmehr mit einem damascirten Dolche elegant vom Leben zum Tode. Und selbst diesen feinen und präsentablen Schluß vertrug das Pariser Publicum nicht, sondern lehnte sich gegen die Grausamkeit des unvernünftigen Mohren mit solcher Entrüstung auf, daß Ducis sich beeilte, den Mord aus dem Schluß-

auftritt verschwinden zu lassen. Othello zückt zwar gegen Hedelmona den Dolch, allein deren Vater erscheint rechtzeitig und fällt dem Wütherich in den Arm, Othello gewinnt dadurch Zeit zum Nachdenken, er sieht ein, wie ungalant er sich gegen sein reizendes kleines Frauchen benommen habe, sinkt ihr, wie es sich für einen ordentlichen Ehemann schickt, zu Füßen, sie verzeiht ihm und der Papa breitet segnend die Hände über die rührsame Gruppe. In dieser Form ließ sich das Publicum den Othello gefallen und da Talma ihn spielte und in den Text da und dort schluchzende Romanzen und Harfenbegleitung eingefügt waren, so hatte er sogar einen gewissen mäßigen Erfolg. Fünfundzwanzig Jahre später gab das Odeon einen neuen Othello, diesmal einen von Alfred de Vigny wörtlich übersetzten, einen Othello, der schrie, die Augen rollte und die weiße Desdemona mit dem Kissen erwürgte. Das Publicum, über das doch schon die ersten Schauer des romantischen Gewitters niedergegangen waren, wurde so unwillig, daß es bei der ersten Vorstellung mit Fußbänkchen und Operngläsern nach der Bühne warf. Der Othello endlich, den das Odeontheater 1882 aufführte, war ebenfalls ein unverfälschter, wenn auch nicht der Ausdrucksweise, doch dem Inhalte nach. Sein Schluß begegnete keinem Widerspruche und das war immerhin ein Fortschritt. Man protestirte nicht mehr mit hölzernen Wurfgeschossen gegen die Barbarei des englischen Menschenschlächters. Hat er darum gefallen? Hat er seine tragische Wirkung geübt? Nun denn: nein. In das Verständniß Othello's ist das zeitgenössische Publicum des Odeons ebenso wenig eingedrungen wie dasjenige, das de Vigny's Uebersetzung auspfiff,

Ducis' Parodie reizend fand und bei Voltaire's Armseligkeit sich die Augen wischte.

Shakespeare tritt unter die Pariser wie Gulliver unter die niedlichen Leutchen von Liliput. Welch ein schrecklicher Mensch! Welche unverständige Höhe! Welche ungeschlachte Breite! Welche Hände! Welche Füße! Welche Stimme! Das strebt Alles über die herkömmlichen Verhältnisse hinaus, das reimt auf nichts Gewohntes und Bekanntes. Wie soll man einen solchen Gast an dem Tische und in dem Bette unterbringen, die für Menschlein von alltäglichem Wuchse berechnet sind? Man möchte ihn gern komisch finden, aber er flößt zu viel Angst ein. Die Beklemmung verhindert das Hohngelächter.

Man weiß hier mit Shakespeare nichts anzufangen. Alles an ihm ist ein Hinderniß für sein Eindringen in die zeitgenössische Literatur und Gesittung Frankreichs: seine Sprache, seine Kunstform, seine Stoffe. Vor Allem seine Sprache. Das Bezeichnende an Shakespeare's Ausdrucksweise ist, daß sie eigentlich ist; sie nennt die Dinge immer beim Namen und gebraucht für jede Vorstellung das einfachste und bezeichnendste Wort. Shakespeare verwendet Bilder, aber keine Umschreibungen. Er verkleidet wohl den Gedanken in allerlei Prachtgewänder, aber das Wort sucht er nicht durch Ersatz-Ausdrücke und Umschweife zu maskiren. Ganz das Gegentheil thut die gegenwärtige französische Sprech- und Schreibweise. Man geht voll Angst jedem kräftigen Worte aus dem Wege; man bemüht sich, an Stelle des Namens die mehr oder minder geistreiche, mehr oder minder gefällige Umschreibung zu setzen, und den Preis des

eleganten Styls wie der feinen Rede trägt derjenige davon, der für die bekannteste Sache eine so unbekannte Bezeichnung findet, daß sie durch ihre Fremdheit erstaunt und verwirrt. Dieser Zug beherrscht das Alltags-Geschwätz des Gewürzkrämers ganz so wie die hohe, getragene Rede des Akademikers. Man darf hier unter anständigen Leuten nicht küssen — „baiser“ — sondern nur umarmen, „embrasser“. Das eigentliche Wort hat eine durchaus unziemliche Nebenbedeutung erhalten und wurde durch das uneigentliche, umschreibende völlig verdrängt. Ebenso darf man nicht sagen, irgend etwas sei „nicht wahr“ — pas vrai — wohl aber, sei „unrichtig“ oder „ungenau“, inexact. „Nicht wahr“ ist eine tödtliche Beleidigung, für die man sich maulschellt und schlägt, „ungenau“ läßt man sich mit einem verbindlichen Lächeln gefallen, obwohl es sachlich bis auf die feinste Abstufung ganz dasselbe bedeutet, nämlich das Gegentheil der Wahrheit. Der eigentliche Ausdruck verletzt, der uneigentliche, umschreibende allein hat Geltung. Ich könnte diese Beispiele verhundertfachen. Seit dem Salon des Hôtel Rambouillet, seit dem Wörterbuche des Vaugelas, seit der Gründung der Akademie entwickelt sich die französische Sprache nach dieser Richtung hin; sie entfernt sich von der Wahrheit und Natürlichkeit und strebt in geistreichisirender Diftelei nach zierlicher Subtilität und immer vornehmerer Verfeinerung. Das Bemühen der eleganten Gesellschaft, nichts mit dem Pöbel gemein zu haben und sich in jedem Worte von der Ausdrucksweise der gewöhnlichen Masse gründlich zu unterscheiden, führt in jedem Menschenalter zu einer Art Spracherneuerung, denn sowie die Auslese ein neues Wort

annimmt, beeilt sich das Volk, dieses neue Wort gleichfalls anzuwenden, dadurch hat dieses wieder seine vornehme Ausschließlichkeit verloren, es gewinnt für die ausgezeichneten Ohren von Neuem einen gemeinen Klang und wird aufgegeben, um durch ein anderes ersetzt zu werden, das nach wenigen Jahren sich ebenso „encanaillirt" wie sein Vorgänger. So ist die Sprachentwickelung nichts anderes als eine Hetzjagd zwischen der verfeinerten Gesellschaft und der großen Menge; jene sucht in ihrer Sprechweise von der andern wegzueilen, diese bemüht sich, sie einzuholen, und Alles in Allem entfernen sich beide mit gleicher Geschwindigkeit vom natürlichen Ausdruck. Die Romantiker glaubten zur Wahrheit der Sprache zurückgekehrt zu sein und machten sich über die Classiker lustig, die für „Stuhl" „Bequemlichkeit der Conversation", für „Pferd" „Renner" und für „Meer" „flüssige Ebene" setzten. In Wirklichkeit sündigten sie ganz so wie die Pedanten, die sie verspotteten, und noch heute spricht und schreibt in Frankreich kein Gebildeter, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

Man führe nicht Zola und den Naturalismus überhaupt als Beweis gegen die Richtigkeit dieser Behauptung an. Zola und seine Jünger, diese Huysmans, Bast-Ricouard, Paul Alexis, Henri Céard, Guy de Maupassant, Rod und wie sie alle heißen, sind gesucht pöbelhaft, aber sie sind nicht natürlich. Es gibt eine Ziererei im Gemeinen, wie es eine Ziererei im Vornehmen gibt. Wenn ich, der Mann aus dem Mittelstande, mich als Lumpensammler verkleide, so trage ich ebensowenig meine gewöhnliche Kleidung, wie wenn ich eine magyarische Magnatentracht anlege. Habe

ich weniger in uneigentlicher Umschreibung gesprochen, wenn ich mit einem pöbelhaften österreichischen Provinzialismus die Augen „Gluren“, als wenn ich sie mit dichterischer Bildlichkeit „Spiegel der Seele“ nenne? Der Naturalismus läßt den Dingen auch nicht ihre eigentlichen Namen, sondern bezeichnet sie mit einer niedrigen Umschreibung. Das gemeine „gueule“ (Schnauze, Rachen) ist von „bouche“, Mund, ganz ebenso weit entfernt wie das gezierte „nid d'amourettes“ (Amoretten-Nest), nur in entgegengesetzter Richtung. Die Natürlichkeit ist der französischen Schriftsprache seit drei Jahrhunderten verloren gegangen. Rabelais war der letzte, der sie besaß. Shakespeare könnte nur in die Sprache Rabelais' übersetzt werden, vor dieser Sprache hat aber das heutige französische Ohr ein Grausen. Der Uebersetzer des Othello im Odeon, Herr von Gramont, ein junger Mitarbeiter des „Intransigeant“, der gleich seinem Chefredacteur Rochefort seinen Grafentitel vor der Thüre läßt, wenn er in das grundstürzende Blatt eintritt, ging ja mit den besten Absichten an seine Arbeit. Als es sich aber darum handelte, die wilden mähnewerfenden Rosse Shakespeare's ins Geschirr des französischen Alexandriners zu spannen und den rauhen Donner seiner Rede zum elegant lispelnden Paarreim herabzumildern, da fiel ihm denn doch das Herz in die Hose und er handhabte das Kastrirmesser und den Dämpfer mit einer Emsigkeit, daß man nicht weiß, ob man sich wüthend ärgern oder helllaut auflachen soll.

Und wie seine Sprache, so widersetzt sich auch seine Kunstform und Stoffbehandlung der Einbürgerung Shakespeare's in Paris. Das zeitgenössische französische Drama

fußt auf dem classischen Drama des „großen Jahrhunderts". Die scheinbar so vollständige Umwälzung der romantischen Epoche hat in Wirklichkeit die Continuirlichkeit der Kunstüberlieferung nicht unterbrochen und die schon einmal erwähnten Einheiten stecken den heutigen Bühnendichtern noch wie ein Erbrheumatismus in allen Gliedern. In der Verörtlichung ihrer dramatischen Handlung sind sie überaus ängstlich und am liebsten vermeiden sie jeden Wechsel des Schauplatzes. Rascher und häufiger Wandel der Scenerie wird als ein Vorrecht des Ausstattungsstückes, der „Feerie", betrachtet und wenn ein Verfasser sich unterstände, seinen Personen mehrere Male in einem und demselben Aufzuge einen neuen Rahmen zu geben, das beleidigte Publicum würde ihm für immer den Rang eines ernsten Bühnendichters verweigern. Wie sollte es sich da mit der natürlichen und freien Scenenführung Shakespeare's befreunden? Die Regie des Odeons hat es nicht gewagt, sich an die Angaben des Dichters zu halten, wo derselbe einen Wechsel des Schauplatzes vorschreibt, und ganze Aufzüge, in denen die Handlung wohl ein halbes Dutzendmal von einem Orte zum andern überspringt, spielen im Odeon unbeweglich auf dem herkömmlichen „freien Platze" vor einem Palaste oder in der ebenso unbestimmten „Vorhalle", die uns vom classischen Drama her wohlbekannt und unleidlich sind. Aber selbst abgesehen von dieser Aeußerlichkeit, welch ein ungeheurer Unterschied zwischen der innern Technik des Shakespeare'schen und des modernen französischen Theaters! Die Pariser Dramen-Zuschneider gehen bei ihrer Arbeit, von welcher Poesie und Begeisterung ängstlich ausgeschlossen sind, folgendermaßen

zu Werke: sie denken mit vieler Spitzfindigkeit eine Lage aus, welche durch ihre Absonderlichkeit überrascht oder auf die Empfindsamkeit wirkt oder durch ihre Grausamkeit die Nerven martert, und bauen um diese Lage herum das Stück, wie man nach der bekannten Anekdote bei der Herstellung einer Kanone ein Loch nimmt und es mit einem metallenen Rohr umgibt. Der eine Auftritt, welchen man im heutigen Bühnen-Rothwälsch den „clou“, den „Nagel“ des Stückes nennt, bedingt die Charaktere der handelnden Personen und die ihm vorausgehende Handlung. Das ganze Stück ist auf diese eine Wirkung hin gearbeitet. Shakespeare dagegen nimmt Menschen von bestimmter Anlage und bringt sie unter gewissen Voraussetzungen von Alter, Lebensstellung u. s. w. zu einander in Beziehung. Aus ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander ergibt sich mit Naturnothwendigkeit die Entwicklung der Charaktere und der Handlung. Dieser Kunstgrundsatz ist aber dem Pariser Publicum vollkommen fremd geworden. Es sucht im Theater den „clou“ und ist enttäuscht, wenn es ihn nicht findet. Es will von einer stetig und gleichmäßig in breitem Strome dahinflutenden Handlung, in welcher Scene auf Scene majestätisch vorüberrollt, nichts wissen; die Spannung soll sich immer nur um Actschlüsse zusammendrängen und das ganze Stück blos eine einzige Gemüthsbewegung, entweder eine heitere oder tragische, mit seinem „clou“ vom Zuschauer verlangen; eine anhaltende Spannung, eine durch drei Stunden nicht erlahmende, beständig sich steigernde Theilnahme darf man von den Nerven eines Boulevardmenschen nicht fordern.

Und nun gar der Inhalt der Shakespeare'schen Stücke!

Dieser Shakespeare ist wirklich der „Wilde“ und der „Tiger“, den ihn Voltaire vor hundert Jahren genannt hat. Unsere ganze heutige Gesittung arbeitet darauf hin, uns hübsch gleichmäßig nach einer erprobten Bildungsschablone zuzustutzen, uns an anständige Kleidung, welche unsere Leibesnacktheit verhüllt, und an artige Heuchelei, welche unsere Seelenregungen verbergen soll, zu gewöhnen. Und nun kommt dieser britische Wütherich und zwingt uns, Menschen anzuschauen, denen er die Kleider vom Leibe gerissen hat, daß sie in beängstigender Splitternacktheit vor uns stehen, und denen er die Seelen geöffnet hat, daß wir mit Grauen sehen müssen, wie darin die Leidenschaften keimen, wachsen und furchtbar überwuchern. Das ist ja nicht zu dulden! Es ist gerade, als säßen wir in einem gesitteten Salon und tränken Thee aus vergoldeten Täßchen und sprächen mit artigem Lächeln und gemäßigter Stimme verbindlich über die Granier und die „Vernissage“ und plötzlich würde die Thüre mit Fußtritten gesprengt und hereinpolterten einige wilde Kanaken in Vater Adams Urweltkostüm und begännen vor unseren Augen zu toben und mit Keulen auf einander loszuschlagen und sich zu hassen und zu lieben mit der Aufrichtigkeit und Unbekümmertheit des Gethiers im finstern Walde — würden da die Damen nicht das Recht haben, ohnmächtig von den Armstühlen zu fallen, und thäten die Herren nicht ihre Schuldigkeit, wenn sie ihren Muth in beide Hände nähmen und die barbarischen Eindringlinge hinausjagten? Wir sind Pariser der dritten Republik, wir haben gelernt, uns äußerlich nichts merken zu lassen, wenn uns im Herzen die Gier und Leidenschaft noch so sehr rast,

und wir wissen mit diesen Shakespeare'schen Menschen nichts anzufangen, die keine Spur von diplomatischer Erziehung besitzen und nicht begreifen, daß es gegen alle Lebensart ist, uns zu Zeugen der Ausbrüche ihrer ungezügelten Leidenschaften zu machen.

Anscheinend mußte von allen Tragödien Shakespeare's gerade der „Othello" den Parisern am meisten verständlich und sympathisch sein, denn sein Inhalt klingt an den einzigen und ewigen Vorwurf des modernen französischen Theaters, an den Ehebruch an. Es muß doch hier Theilnahme erwecken, das Eheleben eines ältlichen Generals zu beobachten, der eine reizende junge Dame geheiratet hat und sich mit dem Verdachte martert, daß sie ihn mit seinem jungen Ordonnanzoffizier betrügt! Das wäre ja Alles ganz schön und gut; es ist nur der Teufel, daß dieser leidige Shakespeare selbst mit dem dankbarsten Stoffe nichts Rechtes anzufangen weiß. Was hätte nicht ein Dumas oder Sardou aus diesem Stoffe zu machen verstanden! Er hätte uns wahrscheinlich den armen Othello gezeigt, wie er vier Aufzüge lang mit komischer Verzweiflung einer unbestimmten Vorstellung nachläuft, wie er, um die Wahrheit zu erfahren, Reisen vorschützt und plötzlich zurückkommt, sich in Wandschränken verbirgt, um zu horchen, die Zofe zu bestechen sucht und von ihr an der Nase herumgeführt wird, und nachdem wir uns vor Lachen ausgeschüttet hätten, würde der Dichter ihn im letzten Auftritt reuevoll seine fein lächelnde Gattin wegen des falschen Verdachts um Verzeihung bitten lassen, während Desdemona im Geheimen Cassio ein Briefchen mit einem Stelldichein zusteckte. Bei Shakespeare aber nichts

von alledem. Desdemona hat ihn doch gar nicht betrogen und Othello nimmt dennoch schon den Schatten einer Annahme so tragisch, daß er das reizende junge Weibchen erwürgt. Ist das nicht gegen alles Herkommen des Lebens und der Bühne? Was würde aus der Gesellschaft werden, wenn alle alten Herren, die junge Frauen heiraten, sie wegen der ungenügend erklärten Wanderungen eines Taschentuchs erwürgen wollten? Zu so ungebührlichen Extremen geht man hier selbst dann nicht, wenn man sein phantasievolles Weibchen in der Stellung der Tizian'schen Danae überrascht. Dumas fils hat wohl sein berühmtes „tue-la" gepredigt, allein das ist alles dummes Zeug. Der gute Dumas „posirte" einfach für den Mörder. Es „tue-la-t" sich nichts. Ein Rechtsfall hat ungefähr gleichzeitig mit der Aufführung des „Othello" mit gerichtlicher Urkundlichkeit bewiesen, daß der Herzog von Chaulnes, als er den Grafen D. bei seiner Herzogin ertappte, sie durchaus nicht, sei es nach Shakespeare'schem oder nach Dumas'schem Verfahren, tödtete, sondern sich prosaisch damit begnügte, von ihr ein Bekenntniß ihrer Schuld unterschreiben zu lassen. Und der Prinz von Caraman-Chimay, als seine Frau mit ihrem Kammerdiener Jean durchging, öffnete einfach die Thüre des Schlafwagens der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, wo sie es sich bequem machten, und wünschte den beiden glückliche Reise, mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Jean sich so anständig betragen werde, wie man es vom Lakaien eines guten Hauses erwarten dürfe. Und einem Publikum, das solchen Klatsch in den Ohren hatte, wenn es ins Theater ging, sollte die Würgscene einleuchten? Nein, Othello war hier nicht möglich.

Ich habe noch nicht gesagt, wie die Tragödie aufgenommen wurde. Es war ein hohes Ergötzen, das Publicum während der Aufführung, in den Zwischenacten und nach dem Schlusse zu beobachten, und ein noch größeres, die Kritiken in den Blättern zu lesen. So weit ist die literarische Erziehung hier schon gediehen, daß man sich zu einiger Heuchelei verpflichtet glaubt. Man empfindet, daß es schicklich ist, von Shakespeare eine gute Meinung zu haben. Die köstliche Unbefangenheit des vorigen Geschlechts, welches überzeugt war, daß es über Alles nach eigenen Maßstäben zu urtheilen berechtigt, daß es die letzte Berufungs-Instanz aller Urtheile und von ihrem Urtheile keine weitere Berufung möglich sei, ist dem gegenwärtigen verloren gegangen. Die Pariser des ersten Kaiserreichs getrauten sich noch, über Shakespeare zu lachen, und es fiel ihnen nicht im Traume ein, daß sich Jemand unterfangen könne, ihr Lachen lächerlich zu finden. Die heutigen Pariser haben diesen Muth nicht mehr. Sie haben die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß sie mit Unrecht Dinge geringgeschätzt und verspottet haben, die außerhalb Frankreichs sehr ernst genommen worden sind, und das macht sie bedenklich, wenn ihre Empfindung mit der der ganzen gesitteten Menschheit nicht übereinstimmt. Sie haben sich Wagner aufnöthigen lassen, obwohl sie ihn heute so wenig zu würdigen vermögen wie vor zwanzig Jahren, als sie „Tannhäuser“ auspfiffen, und sie hörten dem „Othello“ mit scheinbarer Erbauung zu, obwohl in den pfiffig blinzelnden Seitenblicken, die sie einander von Zeit zu Zeit zuwarfen, deutlich zu lesen stand: „Das ist zwar Alles strafbar langweilig und diesen unglücklichen de la Rounat

soll der Teufel holen, aber die Augen Europas sind auf uns gerichtet und es gilt, gute Figur zu machen!" Man hat Pflichten, wenn man die geistreichste und kunstsinnigste Bevölkerung der Welt ist, und zu diesen Pflichten gehört es leider nun einmal, daß man bei Shakespeare weder laut gähnen noch laut lachen darf.

Zum Glücke fand sich nach der Aufführung ein kühner Schriftsteller, Herr Henri Fouquier, der das öffentliche Gewissen erleichterte, indem er im „XIXe Siècle" laut aussprach, was das Publicum des Odeon im Stillen dachte, aber nicht zu äußern wagte, daß nämlich die „nebelhafte Phantastik Shakespeare's dem klaren Genius der Romanen widerstrebe". Es ist doch tröstlich, daß die starke Race der Curtius noch nicht ausgestorben ist und daß sich noch immer Helden finden, die nicht schwanken, sich für ihre Vaterstadt zu opfern!

Mathilde Heine.

Am 20. Februar 1883, durch das Walten eines seltsamen Zufalls genau Tag um Tag siebenundzwanzig Jahre, nachdem Heinrich Heine begraben worden, öffnete sich die Gruft auf dem Pariser Montmartre-Kirchhof von Neuem und ein zweiter Sarg wurde neben den ersten in die steingemauerte Zelle gestellt. Dieser Sarg enthielt die Leiche von Mathilde Heine, der Gattin unseres großen Dichters. Eine Viertelstunde lang spielten frische Lüfte in den Moderduft des stillen Kämmerleins hinein; eine Viertelstunde lang lachte blauer Himmel und rieselte goldener Sonnenschein in die trostlose Finsterniß der Gruft hinab; ein kurzer Gruß des Lebens an den Tod; ein kurzer ahnungsvoller Blick aus leeren Augenhöhlen in die fröhliche Menschenwelt; dann schloß sich die bemooste Stein-Deckplatte wieder und die alten Schatten zogen von Neuem in die Gruft ein, um nie mehr vom Lichte gestört zu werden.

Nach langen Jahren der Trennung fanden sich die Gatten endlich vereint, um beisammen zu bleiben bis zum jüngsten Tag, jedes still in seiner Ecke, jedes einsam in

seinem Sarge, in der Steingruft ganz so wie einst in der Matratzengruft, wo der arme Dichter auch einsam und still lag, während Mathilde ihrerseits abgesondert in ihrem Zimmer hauste, mit ihrem Papagei um die Wette schwatzend, Alles in Allem jedoch geschwätziger als er.

Theoretisch läßt sich darüber rechten, ob das Privatleben eines Dichters der Oeffentlichkeit gehört und ob nicht die Schöpfungen seines Geistes das einzige sein sollten, worum sich das Publicum zu kümmern hat; praktisch ist diese Frage jedoch gelöst: das Publicum nimmt thatsächlich für sich das Recht in Anspruch, in alle verborgenen Ecken eines Dichterdaseins einzudringen, sein menschliches und bürgerliches Leben wie einen Platz ohne Zaun und Thor zu behandeln, den man frei betreten und wo man sich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht nach Belieben ergehen kann, um mit der indiscreten Laterne seiner Theilnahme — oder Neugierde — nicht nur dem Dichter selbst, sondern auch allen Personen ins Gesicht zu leuchten, die in seinen Lebenskreis bedeutungsvoll oder flüchtig eingetreten sind.

Mathilde Heine hat alle die Leser Heine's, die hinter dem Werke hartnäckig den Verfasser suchen, lebhaft beschäftigt. Man hat sich mit ihrer Person, ihren Lebensgeschicken, ihren Beziehungen zu Heine, der Geschichte der Liebe und Ehe des Dichters sehr viel befaßt und ihr Tod hat die Theilnahme, die sich an sie knüpfte und die seit einem Vierteljahrhundert eingeschlummert war, noch einmal hell auflodern gemacht. Es ist wieder endlos über sie geschwatzt und geschrieben worden, in neun Zehnteln der Fälle von durchaus Unberufenen, die sie nicht gekannt haben und von

ihr nichts wissen, als was da und dort in Büchern und Zeitungen über sie zu lesen steht. Solchem Gefasel gegenüber sind Richtigstellungen geboten.

Ich habe die Verstorbene dreimal besucht, das erste Mal im November 1874, zu einer Zeit also, da sie noch nicht sechzig Jahre alt und geistig schwerlich zurückgegangen war; außerdem habe ich mit Louis Kalisch, der Heine oft besucht hatte, Weill, der sein intimer Bekannter war (die Beiden sind heute auch schon todt) und Dr. Gruby, der Heine jahrelang ärztlich behandelte, viel über sie gesprochen, und da das Urtheil dieser Männer völlig mit meinem eigenen Eindrucke übereinstimmt, so bin ich geneigt, diesen für richtig zu halten.

Ehe ich nun meine Meinung über Mathilde Heine ausspreche, will ich nur in einigen flüchtigen Worten an die allbekannte Geschichte ihrer Verbindung mit dem Dichter erinnern.

Es war im Jahre 1835, als Heine Mathilde Mirat auf einem öffentlichen Balle der Barrière kennen lernte. Sie war eine simple Handarbeiterin, zwanzig Jahr alt, von der derben übermüthigen Thierheit einer ferngesunden normännischen Bauerndirne, sie tanzte den Cancan mit Ueberzeugung, lachte schallend und vertrug starke Getränke. Heine fand sie nett, machte sich an sie heran, wurde ohne Schwierigkeit ihr Liebhaber und ging mit ihr eines jener Verhältnisse ein, wie sie in den großen Städten und namentlich in Paris zwischen unverheirateten Männern und leichtblütigen Mädchen aus dem Volke so häufig sind.

Das heitere Liebeleben währte einige Monate, dann

entstanden zwischen dem Dichter und der Arbeiterin heftige Zerwürfnisse, die zu einer Trennung führten. Heine hatte das Verhältniß wie ein Deutscher und wie ein tief empfindender Dichter aufgefaßt, nämlich bitter ernst; Mathilde dagegen wollte sich erlustigen und frei sein und entwand sich den Fesseln, welche ihr Freund ihr aufzuerlegen gedachte, in dem Augenblicke, in welchem er ihr die Ausflüge mit Freundinen, den Besuch der Vorstadtbälle und überhaupt die Zerstreuungen, die ihrem Verständniß zugänglich waren, verwehren wollte.

Heine litt unter der Trennung, bemühte sich jedoch, es zu verwinden. Er klagte seinen Schmerz den Bekannten, die ihn auslachten, wenn sie Franzosen waren, und ihm Strafpredigten voll tiefsinniger Sittlichkeit hielten, wenn er an die gediegenen Landsleute gerieth. Er versuchte, sich in andere Frauen zu verlieben; da er aber so ehrlich oder so ungeschickt war, zu gestehen, worum es sich ihm handle, so ist es nicht zu verwundern, daß keine den Ehrgeiz hatte, ihm als bloßes Heilpflaster für seine Herzenswunde zu dienen.

Da er über seine Sehnsucht nicht hinwegkommen konnte, so suchte er Mathilde eines Tages kurz entschlossen wieder auf, versöhnte sich mit ihr und blieb von da an mit ihr vereinigt, anfangs in einem freien Verhältnisse, dann, vom 31. August 1841 an, in gesetzlicher Ehe. Man weiß, unter welchen Umständen er Mathilde heiratete. Er sollte sich mit Strauß, dem Gatten der Freundin Boerne's, schlagen und hielt es für seine Gewissenspflicht, angesichts der Möglichkeit eines für ihn unglücklichen Ausganges des Duells

die Zukunft des Weibes sicherzustellen, das nun schon sechs Jahre lang an seiner Seite dahinlebte, ohne ihn je mit einer Frage nach dem Morgen belästigt zu haben.

Wie er sie, die damals Vierundzwanzigjährige, zwei Jahre vor seiner Verheiratung mit ihr in ein Mädchenpensionat gegeben, damit sie ein wenig Bildung und Schliff erwerbe; wie unwissend sie dennoch bis an ihr Lebensende geblieben; wie eifersüchtig er während seiner Krankheit gewesen; wie sie nie etwas von ihm gelesen und seinem Geistesleben fremd gegenübergestanden, das ist hundertmal erzählt worden, zuletzt noch mit wunderlichen Einzelheiten von Frau Joubert in ihren „Erinnerungen“.

Als ich Frau Mathilde Heine kennen lernte, war sie, wie ich bereits erwähnt habe, eine fast sechzigjährige Frau. In der Frage, ob sie schön gewesen sei und ihre körperlichen Reize ihre merkwürdige Anziehungskraft für Heine erklären, kann ich also vernünftigerweise nicht mitsprechen. Die bejahrte Frau erschien mir nichts weniger als schön und ich suchte in ihrem Gesichte auch vergebens die Spuren vergangener Herrlichkeit, welche manchmal die Verwüstungen der Jahre überdauern.

Sie war die typische alte Französin aus den mittleren Classen, wie sie in den tieferen Schichten der Pariser und provinzialen Bourgeoisie, unter Handwerkern, kleinen Ladenbesitzern u. s. w. zu zehntausenden vorkommen: groß, dick, majestätisch, mit hochgeröthetem Gesichte, einem Anflug von Schnurrbart auf der Oberlippe, die ergrauenden Haare glatt gescheitelt und in zwei platten Streifen über die Stirn gelegt. Die Nase war unschön, die Stirne auffallend niedrig,

der Mund plump, jedoch noch mit schönen Zähnen ausgestattet, und nur die dunkeln Augen waren noch glänzend und lebhaft und hatten einen Dämmerstrahl von heiterer Jugendlichkeit bewahrt.

Diejenigen, die Mathilde in ihren besten Jahren gekannt haben, erklären übrigens übereinstimmend, daß sie nie eigentlich schön gewesen sei. Sie hatte, behaupten sie, den Reiz ihrer zwanzig Jahre und ihrer ländlichen Gesundheit, dazu üppige Formen, dichtes Haar und muntere Schwarzaugen; das sei Alles gewesen.

Frau Joubert ist ebenfalls durchaus dieser Ansicht, spricht sie aber als kluge und feine Frau gemäßigt aus. Natürlich. Ein tactvolles Weib wird die körperliche Erscheinung eines andern Weibes vor dem Publicum nie herb beurtheilen — es läge ja zu nahe, eine allzu abfällige Aeußerung auf persönlichen Neid zurückzuführen! Frauen sind nur entzückt, wenn sie Männer über die Schönheit einer andern die Achsel zucken sehen; sie selbst spielen in der Regel eine Komödie von Schätzung und Beifall. Aber selbst Frau Joubert kann sich nicht enthalten, Mathilde geziert zu finden und namentlich hervorzuheben, daß sie beständig aus dem obern Register, durch die Fistel gesprochen habe. Dieses Zwitschern, dieses Sprechen mit einer feinen Kinderstimme ist eine bei Pariser Arbeiterinen äußerst weit verbreitete Ziererei. Das ist eine Art, sich auf das unschuldige Bébé, das sanftmüthige Täubchen hinauszuspielen, und es scheint, daß sie manchen Männern gefällt. Auch Heine hatte den beklagenswerthen Ungeschmack, diese Unform reizend zu finden. Frau Joubert stellt es fest, ohne

zu kritisiren. Der Leser, so will sie offenbar, soll sich das Uebrige dazudenken.

Lassen wir also Mathilde's Schönheit aus dem Spiel und beschäftigen wir uns nur mit ihrem Geiste. Ach, kurze Haare sind so bald gebürstet! In drei Unterredungen von jedesmal einer vollen Stunde erwies sie sich mir als eine durch und durch prosaische Natur von ungemein beschränktem Gesichtskreise und den allergewöhnlichsten Anschauungen der Menge. Ihre Unterhaltung war buchstäblich die einer Pariser „Concierge". Schon ihr Französisch fiel durch eine Fehlerhaftigkeit auf, wie man ihr hier, wo es der erste Stolz eines Jeden ist, seine Muttersprache richtig und womöglich sogar elegant zu sprechen, nur im Munde der Ungebildetsten begegnet. Wendungen wie „pas vrai?" „Je vas vous dire", „il s'est en allé" kamen jeden Augenblick vor und erlaubten nicht, zu vergessen, daß man eine Frau aus dem Volke vor sich habe, deren ursprüngliche Geistesbildung durch eine zufällig erlangte höhere Lebensstellung kaum beeinflußt worden ist.

Nur bei meinem ersten Besuche bat ich sie um Mittheilungen über Heine. Ich merkte es ihren Antworten an, daß sie häufig gegebene, gewissermaßen stereotypirte waren. Sie sprach von ihrem „Henri" verdrossen, stockend, zerstreut. Ihr Geist war sichtlich anderswo, während ihre Lippen mit theatralischer Feierlichkeit von der Krankheit und dem Tode ihres Gatten erzählten.

Die nächsten Male brachte ich die Unterhaltung auf ganz andere Gegenstände und ich erkannte sofort, daß diese sie ungleich mehr interessirten als die gefühlvollen Er-

innerungen, in welche die ehrerbietigen, stets gleichen Fragen der gewöhnlichen Besucher sie sich zu hüllen zwangen. Sie sprach äußerst geläufig und lebhaft über die Unterschiede zwischen dem alten und neuen Paris, über die bauliche Umgestaltung des Stadtviertels, das sie bewohnte, über Eugen Sue's „Ewigen Juden" und über die schönen Romane der alten Zeit überhaupt, wie man sie heute gar nicht mehr schreibe, über die prächtigen Melodramen, die man zur Zeit der Julimonarchie auf dem Boulevard du Temple gespielt habe, wie der Wein früher so viel besser und billiger gewesen sei als jetzt und so plätscherte der Guß der Rede eine halbe Stunde, eine Stunde lang fort, laut, rasch, einförmig, öde und betäubend, daß ich immer mit einem Gefühl unsagbarer innerer Leere und Verstumpftheit von dannen ging. Und wenn ich vor der Thüre war, kam es jedesmal über mich wie ein schweres Unbehagen, daß dieses Geschwätz einst das Entzücken eines edeln und hohen Dichtergeistes ausgemacht haben soll!

Warum sage ich das Alles? Warum scheue ich mich nicht, mir den Vorwurf der Unritterlichkeit, der Gemüthshärte und niedriger Gesinnung zuzuziehen, indem ich über ein Weib und eine Todte, eine doppelt und endgiltig Wehrlose, unfreundliche Aeußerungen thue?

Warum? Ich will den Grund nicht verschweigen. Weil sich der Wahrheitsdrang in mir empörte, als ich sah, daß der Tod Mathildens manchen deutschen Feuilletonisten ein Anlaß war, eine empfindsame Legende von „dem lieblichen französischen Naturkinde" zu erdichten und dem gerührten Publicum als geschichtliche Wahrheit aufzuschwatzen. Mathilde

hatte Anspruch auf mitleidige Nachsicht. Man durfte den bekannten redensartlichen Schleier des Vergessens auf ihre Leiche werfen. Niemand hätte die Grausamkeit gehabt, diesen Schleier zu lüften und Unschönheiten zu zeigen, die er bedeckte. Aber einige Schriftsteller haben einen goldenen Heiligenschein an den Mann zu bringen gehabt und gegen die unpassende Anbringung poetischer Strahlenkränze muß man Verwahrung einlegen.

Der Drang der „Rettungen" ist tief in der Menschennatur begründet. Die eine Wurzel desselben ist das edle Verlangen, der Anwalt eines schweigenden Angeklagten zu sein und seinen Fall zu vertheidigen, damit er nicht ungehört verurtheilt werde; die andere Wurzel ist wohl der Hang zum Widerspruch, zum Paradoxalen, der macht, daß man alte, allgemein für richtig geltende Anschauungen bekämpft, blos um des Vergnügens willen, auch einmal etwas anderes als das Ueberlieferte zu hören, selbst wenn man die revolutionäre These mit keinem einzigen vernünftigen Grunde stützen kann.

Man hat Kleopatra, Messalina, Lucrezia Borgia, Nero, Tiberius gerettet. Man versucht jetzt — mögen die großen Geschichtsungeheuer verzeihen, wenn ich ein kleines, alltägliches Menschenkind in einem Athem mit ihnen nenne — Mathilde Heine zu retten. Wovor zu retten? Vor der Beschuldigung, eine ganz gewöhnliche Pariser Arbeiterin gewesen zu sein, nicht besser, nicht schlechter, einfach nichts Anderes als die übrigen Pariser Tagelöhnerinen, die an Wochentagen unter albernem Geschwätz Kleider und Kunstblumen machen und am Sonntag mit dem Erstbesten auf Vorstadtbällen tanzen.

Um Mathildens Figur zu idealisiren, duseln sich die „Retter“ in eine Schwärmerei für die Pariser Arbeiterin überhaupt hinein, über welche der Kenner des Pariser Lebens blos mitleidig die Achseln zucken kann. Diese Schwärmerei ist der Niederschlag der kindlich gläubigen Vertiefung in Musset, Béranger, Murger und Paul de Kock. Mimi Pinson, Musette und Lisette haben ihren Antheil an der leichtgläubigen Rührung, mit welcher ein weichseliger Deutscher vor der Erinnerung an die Gestalt Mathildens hinschmilzt. Dieser ungesunden Süßlichkeit ist entgegenzuwirken, wenn es nicht anders möglich ist, durch nüchterne, wahrheitsgetreue Schilderung Mathildens.

Die Verherrlicher Mathildens führen einen merkwürdigen Beweggrund im Munde. Sie sagen: „Sie mag Fremden wie immer erschienen sein, das Weib, das Heine tiefe, dauernde Liebe einzuflößen vermochte, muß liebenswerth gewesen sein.“ Armselige Logik! Noch armseligere Psychologie! Die Thatsache, daß ein Individuum Liebe, sei es selbst bis zum Wahnsinn und bis zum Selbstmord, zu erwecken fähig war, beweist ebensowenig dessen Werth und Bedeutung, wie es ein Beweis für die Richtigkeit einer Lehre ist, daß sie im Stande war, Anhänger zur Blutzeugenschaft zu begeistern. Menschen sind für den größten Unsinn als Märtyrer gestorben und bedeutende Geister haben verächtliche Personen leidenschaftlich geliebt. Was beweist das? Nichts Anderes, als daß in der Liebe Verirrungen betrübend häufig sind.

„Wenn ein großer Dichter sie liebte, so muß etwas an ihr gewesen sein!“ Je eingehender man diesen im ersten

Augenblicke so einleuchtend klingenden Satz zerlegt, um so erstaunter wird man über seinen gründlichen Unsinn. Muß am Ende auch etwas am Absinth sein, weil Alfred de Musset, der doch auch ein großer Dichter und sogar ein besonderer Geistesverwandter Heine's gewesen ist, ihm mit verhängnißvoller Leidenschaft zugethan war? Holla, ist kein rührseliger „Retter" da, der rasch am Absinth poetische Eigenschaften auffindet, weil Alfred de Musset ihn geliebt hat, und der aus demselben Grunde von uns Ehrerbietung für den Absinth fordert? Nach der Heiligsprechung Mathildens hat auch der Absinth Anspruch mindestens auf Seligsprechung.

So lange die theoretischen Schwärmer für Mathilde blos aus Heine's Liebe ihre Berechtigung zur Verehrung dieser Frau ableiten, sind sie nur verzweifelt schlechte Logiker und Psychologen. Unehrlich werden sie aber, wenn sie diejenigen, die sich über Heine's Neigung und Ehe ungünstig aussprechen, der Augenverdreherei und Sittlichkeitheuchelei beschuldigen.

Nicht, daß er Mathilde auf einem öffentlichen Balle kennen gelernt, nicht, daß sie sich ihm leichten Sinnes an den Hals geworfen, nicht, daß sie vor ihrer Bekanntschaft mit ihm eine Liebesvergangenheit gehabt hat, wird man Heine zum Vorwurf machen. Wir verstehen die großen Griechen, die Phryne und Aspasia geliebt haben. Wir begreifen Musset's Leidenschaft für George Sand, die er aus Sandeau's Hand empfing, welcher sie aus ihres Gatten Arme geholt hatte, der sie — doch das gehört nicht hierher. Und wenn der Gott die Bajadere liebt, so leuchtet es uns auch ein, nur muß es die Bajadere Goethe's, die duftig

poetische, liebeverzückte, selbstopferungsfähige, kurz ein edles Weib sein. Aber verstimmend und betrübend wirkt es, wenn ein großer Dichter sein Herz an ein Weib wegwirft, dessen trostlose Gewöhnlichkeit uns nicht vergessen machen kann, daß er es zum Ueberfluß auch noch aus zweideutigen Verhältnissen aufgelesen hat.

Mathilde soll Heine doch mindestens glücklich gemacht haben — geht doch, geht! Ist das Verhältniß zur geheimnißvollen „Mouche" möglich, wenn man in einer Neigung glücklich ist? Spricht etwa Befriedigung aus der Sehnsucht, mit der Heine sich dieser weiblichen Erscheinung zuwendet? Nein nein, mit diesem Märchen komme man uns nicht. In den furchtbaren Gedichten und Briefen an die Mouche, in diesen „Wahlverlobten", in diesem „Mich fesselt dein Gedankenbann", „Geschlossen war mein Aug'" u. s. w. schluchzt und jammert ein unendlich leidvolles Verlangen nach Liebe und Verständniß. Da stößt der arme Dichter verzweifelte Rufe nach einer weiblichen Seele aus, zu der er Worte der Liebe sprechen kann; da bettelt er wie der Aermste der Aermsten mit blutigen Thränen und gerungenen Händen um ein Herz. Wo ist derjenige, welcher zu behaupten wagt, daß solche Töne, solche Worte aus einer Brust kommen können, in der Befriedigung über ein Eheglück wohnt?

Wenn sie nichts Anderes mehr an ihr zu rühmen wissen, so verweilen die Lobredner Mathildens zuletzt noch bei ihrer Eigenschaft einer treuen Krankenpflegerin. Nun denn, selbst dieses Lob kann man ihr nicht ohne Einschränkung zumessen. Als Heine eigentlicher, leiblicher Pflege

bedurfte, da erhielt er dieselbe nicht von Mathilde, sondern von einer gemietheten Wärterin, einer starkknochigen Mulattin, die den Tag und häufig auch die Nacht an seinem Bette verbrachte und ihn wie ein Kind in die Arme nahm, wenn man ihm das Lager wechseln sollte. Mathilde liebte es nicht, in solchen Augenblicken im Krankenzimmer zu sein. Sie konnte den Anblick von Heine's gelähmtem, verschrumpftem Leibe nicht vertragen und litt es überhaupt nicht, das Schauspiel der Krankheit vor sich zu sehen. Das spricht für zarte Nerven, aber keineswegs für besondere Samaritaner-Begabung.

Es ist nicht zu beschönigen und nicht zu vertheidigen: Heine's Ehe mit Mathilde war eine Verirrung, die sich aus keiner Eigenschaft des Weibes, sondern nur aus dem Charakter des Dichters heraus erklären läßt. Heine hatte zu viel Herz und zu viel Seele, um ein Verhältniß zu einem Mädchen, das sich ihm ohne Frage und Sorge gegeben, leicht zu nehmen. Ein solches Verhältniß mußte ihm zum Verhängniß werden; dem gewöhnlichen Pariser wäre es die Zerstreuung einer Woche gewesen. Heine ist derjenige deutsche Dichter, der am meisten Leichtfertigkeit geheuchelt hat. Wie fern war der Mann von Leichtfertigkeit, der sich in rührenden Gedichten mit heiligem Ernste zu überzeugen suchte, er sei vom Schicksal zum verantwortlichen Hüter eines arglosen, leichtblütigen Weibes bestimmt, auf das er in einer Tanzboden-Quadrille gestoßen war!

Und nun lassen wir das Andenken Mathildens ruhen. Sie war ein Dutzendgeschöpf aus dem Volke, von der Natur angelegt, den Kochtopf eines rauhen Tagelöhners zu

besorgen. Der Zufall führte sie in den Weg eines deutschen Dichters und sie fand sich zu ihrem eigenen Erstaunen eines Tages als Heiligenbild in einer goldenen, edelsteingeschmückten Capelle. Heine wahrte ihr gegenüber in seiner Ehe ein stetes Incognito, das ihm oft bitter schmerzlich werden mußte. Diese Semele hatte nicht einmal das Verlangen, ihren Gott als Zeus mit Aegis und Adler zu sehen.

Man darf an sie ohne Groll denken, denn sie kann ja nichts dafür, daß Heine sie in sein Leben einschloß. Nachhaltiges Mißbehagen empfindet man aber, wenn man sich dieses Paar vergegenwärtigt, das zwanzig Jahre hindurch mit abgekehrten Seelen nebeneinander einherging, er ohne Herzensbefriedigung, sie ohne Verständniß, eine der bizarrsten Mißehen, welche die lange Rolle von Ehe-Irrthümern verzeichnet.

Richard Wagner und die Pariser.

(1883.)

Es war merkwürdig, die Haltung der Pariser Zeitungen gelegentlich des Todes Richard Wagner's zu beobachten. Am ersten Tage, gleich nach dem Bekanntwerden des schmerzlichen Ereignisses, hatten die Musikkritiker das Wort in der hiesigen Presse. Das sind meist ernste, gebildete Männer von Geschmack und Verantwortlichkeitsgefühl, die durch schiefe Urtheile oder Maßlosigkeit des Ausdrucks einen bekannten, in manchen Fällen sogar berühmten Namen bloszustellen fürchten würden. Sie sprachen über den Todten würdig, einige sogar mit überströmenden Begeisterung. Allein Tags darauf kamen die „Chroniqueurs“ an die Reihe. Eine erbauliche Menschengattung, diese Pariser Chroniqueurs, welche in der Boulevardpresse den Platz einnehmen, den in der deutschen Journalistik der Feuilletonist innehat. Ein Chroniqueur der gewöhnlichen Gattung ist ein Reporter mit schriftstellerischen Ansprüchen, doch ohne dessen Verdienst der Neuheit und sachlichen Richtigkeit. Seine wichtigste Begabung ist eine gewisse Geschicklichkeit in der Handhabung

des Stöberhakens, mit dem man zerlumpte und zertretene Anekdoten aus alten Zeitungen oder den Staubwinkeln von Salons herauswühlt. Sein Geist besteht in der geläufigen Anwendung des wüsten Kauderwälsch, das in den Coulissen der Theater „à petites femmes“ und in der „großen Sechzehn“ der Maison Dorée die vernünftige Menschensprache verdrängt hat. Unendlich beschränkter als der Chinese, über den er sich lustig macht, kennt dieser armselige Hohlkopf nichts, was außerhalb der Ringmauer von Paris auf der Welt vorhanden ist. Sein Gesichtskreis hat die Madeleine und das Ambigutheater zu äußersten Grenzen. Der Untergang eines Reiches läßt ihn gleichgiltig. Das Erscheinen eines neuen Kellners im Café de la Paix ist ihm dagegen ein aufregendes Ereigniß, das er in mehreren Artikeln behandelt, ohne es erschöpfen zu können. Er findet Alles lächerlich, was nicht den Anschauungen und Gewohnheiten der Club-Cretins und Cocotten entspricht, welche ihm die Idealgestalten der Pariser sind, und er ist stolz auf seine Unwissenheit und örtlichen Vorurtheile, die ihn zur drolligsten Erscheinung der westeuropäischen Gesittung machen. Ganz Paris mit Allem, was darum und daran ist, kann einem ekel werden, wenn man ihn Tag um Tag in der Boulevardpresse sein Pfauenrad schlagen sieht, die mißtönende Schnarre seiner monotonen „Blague“ drehen hört und die beispiellos anmaßende Prosa liest, in der er oberflächlich bewitzelt, was er nicht versteht, und überschwenglich bewundert, was man nicht mit dem Fuße wegstoßen möchte; um nicht gegen Paris ungerecht zu werden, um nicht auf die ganze Stadt den Abscheu zu übertragen, den dieser Fäulnißpilz der

Boulevard-Verderbniß jedem gesunden Geiste einflößt, muß man sich immer wieder sagen, daß der gebildete Pariser des Mittelstandes selbst den Chroniqueur am meisten verachtet, daß die Geistes-Auslese Frankreichs die Boulevardpresse, welche den ausländischen Zeitungen und Lesern als zuverlässigste Offenbarung des französischen Geistes und Lebens gilt, nicht liest und daß einsichtige und vaterländisch gesinnte Franzosen hundertmal gegen die systematische „Blague" und den sogenannten „Esprit" des Chroniqueurs, die in Wirklichkeit die Verwesungsphosphorescenz eines in voller Zersetzung begriffenen Geistes ist, mit heiligem Zorn angekämpft haben.

Nach den Fachschriftstellern also hatten die Chroniqueurs, die ich ein wenig zu kennzeichnen versucht habe, das Wort über Richard Wagner. Heiliger Himmel, wie sprang diese Horde mit dem ihr ausgelieferten Leichnam um! Der Eine stieß ein Indianergeheul der Befriedigung über den Tod eines Feindes aus, der Zweite schnitt vor dem Sarge drollig sein sollende Pavians-Grimassen und streckte die Zunge heraus, der Dritte, der Vierte, der Fünfte schaufelten mit fieberhafter Emsigkeit einen Unflat alter Lügen und Verleumdungen herbei, um damit das Bahrtuch zu besudeln. Von Musik verstehen diese Chroniqueurs natürlich nichts; die Werke Wagner's haben sie nie gehört, seine Bücher nie gelesen, und sie rühmen sich dessen. Alle aber haben einmal in einem Baccarat-Cercle oder Boulevard-Café mit wieherndem Behagen die ranzigen Witze über die angeblichen Mißklänge der Wagner'schen Musik genossen und tischen sie ihren Lesern wie einen Leckerbissen auf. „Der Krupp der Musik"; „die Zuhörer seiner Opern wurden nach

der Vorstellung ins Irrenhaus gebracht"; „die Gehörkrankheiten werden sich jetzt vermindern" . . . Welch ein Geist, welch eine Komik! Man möchte vor Lachen vergehen, nicht wahr?

Neben diesem pflichtmäßig „geistreichen" Theile des Nachrufs findet sich in den Artikeln der Chroniqueurs wie auf Verabredung ein patriotischer Theil. Alle denunciren den todten Meister als wüthenden Franzosenfresser, brandmarken seine „Undankbarkeit gegen die Pariser Gastfreundschaft" und geißeln sein „Pamphlet gegen Paris", das sie „schwerfällig", „dumm", „albern", „niederträchtig" nennen und gegen das ihre Entrüstung überhaupt alle beleidigenden Eigenschaftswörter der reichen französischen Sprache erschöpft.

Man weiß, was es mit diesem „Pamphlet gegen Paris" für Bewandtniß hat. Es ist die satirische Operette „Die Belagerung von Paris" gemeint. Der Wahrheit die Ehre: das Werk hätte ungeschrieben bleiben können. Es hat zum Ruhme Wagner's nichts beigetragen. Es beweist mit betrübender Unwiderleglichkeit, daß Witz und Anmuth im so überaus umfangreichen Verzeichniß der Begabung Wagner's nicht enthalten waren. Aber die Spitze dieser Satire ist nicht gegen Frankreich, sondern, wie dies Wagner selbst in einem Briefe an Herrn Monod betont hat und wie es jeder Leser des Stückes auch ohne belehrende Anleitung finden muß, gegen die Franzosenthümelei der Deutschen gerichtet und selbst der empfindlichste Franzose hat keine Ursache, sich über das Werk aus einem andern als einem rein künstlerischen Gesichtspunkte zu beschweren.

Allerdings: um zu dieser Erkenntniß zu gelangen, mußte

man die Satire gelesen haben. Das aber hat von den das Tonwerkzeug der Entrüstung mit solcher Meisterschaft spielenden Chroniqueurs keiner gethan. Wozu denn auch? Es ist so viel bequemer, zu verunglimpfen, als sich zu unterrichten! Auf die Pariser Leser macht es immer einen guten Eindruck, wenn man in Klopffechterstellung mit heldenmüthigen Ausfällen und Primhieben Frankreich gegen einen Prussien vertheidigt, und der tapfere Vorkämpfer hat nicht zu besorgen, daß sich aus seinem Publicum die Stimme eines Unterrichteten erhebt und ihm, Allen vernehmbar, zuruft: „Wird diese Posse spottbilligen Heldenthums bald ein Ende haben?“ Es ist das Unglück Frankreichs, daß die große Masse seines Lesepublicums die Kenntniß aller ausländischen Dinge aus keiner anderen Quelle schöpft als aus dem Gewäsch der Chroniqueurs, denen ihre Unwissenheit und ihr Dünkel gestattet, über große Kulturvölker, über Deutsche, Engländer oder Italiener, so zu sprechen wie etwa die Poeten der „Münchener Bilderbogen“ über die Bewohner von Timbuktu: ohne jegliche Absicht, wahr zu sein, blos mit Rücksicht auf malerische oder humoristische Wirkung, ohne Sorge wegen einer Widerlegung und mit der himmelhohen Ueberlegenheit des Culturvollmenschen über den rudimentären Wilden. Das erklärt die Leichtigkeit, mit der hier Legenden entstehen, und die Zähigkeit, mit der sie sich erhalten. In irgend einem Salon wird von Jemand, der ausnahmsweise einer fremden Sprache kundig ist, auf eine neue literarische Erscheinung hingewiesen, die angeblich Frankreich ungünstig ist. Ein Chroniqueur hat zugehört, trägt die aufgeschnappten Brocken der Unterhaltung heim

und schreibt einen Sensationsartikel gegen den Verfasser, der sich wider Frankreich vergangen hat. Das Buch hat er nie gesehen, vom Wortlaute desselben hat er keine Ahnung, aber das ist ja auch nicht nöthig, um einen Abwesenden, der sich nicht vertheidigt, mit einer patriotischen Entrüstung, die immer eine schöne Wirkung auf die Galerie macht, Dummkopf, Vieh, Lügner, Schurke und womöglich noch Schöneres zu betiteln. Ein Artikel dieser Art ist sicher, die Runde durch die ganze französische Presse zu machen; jedes Blatt fügt, um den Nachbar auszustechen, einige Beleidigungen aus der eigenen Tasche hinzu und von da an ist der Schriftsteller, auf den sich die Meute geworfen hat, für ewige Zeiten, ohne Urlaub und Abschied, in das Strafregiment der Feinde und Verleumder Frankreichs eingereiht. Seine Legende ist gebildet und sie überlebt ihn und sein Buch.

Das ist genau die Geschichte des Rufes Wagner's in Frankreich. Ein Chroniqueur hatte einst das Urtheil „Franzosenfresser" wider ihn gefällt — „Franzosenfresser" blieb er bis an sein Lebensende — „Franzosenfresser" brüllte und blöckte das Horn- und Kleinvieh der Boulevardpresse um sein geschlossenes Grab.

Aber dieses eine Wort faßt noch nicht die ganze Wagner-Legende zusammen. Der große Tondichter hat sich nicht blos der „feigen Verleumdung und Verunglimpfung Frankreichs", sondern auch der „schwärzesten, niedrigsten Undankbarkeit gegen die ihm erwiesene Pariser Gastfreundschaft" schuldig gemacht. Diese Gastfreundschaft und dieser Undank kommen buchstäblich in jedem Artikel vor, den die

Chroniqueurs — ich spreche immer von diesen und nicht von den Musikkritikern — seit zehn Jahren in der Pariser Presse über Wagner geschrieben, und sie haben den tiefsten Eindruck auf die Leser gemacht. Wenn man einen braven Bourgeois, der im Concert Pasdeloup mit einem Hausschlüssel eine Wagner'sche Ouverture auspfiff, nach dem Grunde seines Grimmes fragte, so antwortete er mit Talma'scher Stimmbiegung: „Mein Herr, dieser Wagner ist ein Elender; er hat unsere Gastfreundschaft mit schändlicher Undankbarkeit belohnt."

Man müßte keine Nerven haben, um nicht bei der hartnäckigen, unermüdlichen Wiederholung dieser Worte schließlich aus der Haut zu fahren. Nun gut, sprechen wir einmal von der berühmten Gastfreundschaft, welche die Chroniqueurs Wagner vorwerfen und aus der sie das Recht ableiten, ihn der Undankbarkeit zu überweisen.

Diese Gastfreundschaft ist das große Beweismittel in jeder Polemik der Pariser Presse gegen einen Ausländer, der ein Wort über Paris oder Frankreich gesagt hat. Sie wird dem Fremden hundertmal, tausendmal ins Gesicht geschleudert, sie ist der ewige Kehrreim, der ihn bis in seine Träume verfolgt. Und worin besteht diese Gastfreundschaft, die man dem Fremden so großmüthig, mit so viel Vornehmheit und gutem Geschmack immer und immer wieder vorwirft? Die Sache ist zu drollig, als daß es nicht der Mühe werth wäre, bei ihr ein wenig zu verweilen.

Der Papst Pius IX. erhob in seinem berühmten Briefe an den Kaiser Wilhelm den Anspruch, daß Jeder, der die Taufe empfangen, unter der geistigen Herrschaft des Papstes

stehe und ihm Gehorsam schulde. Die Pariser Presse hat den Anspruch, daß Jeder, der einmal den Fuß auf das Pariser Straßenpflaster gesetzt hat, zur Rücksicht und Dankbarkeit für Paris verpflichtet sei. Warum? Weil er die Taufe der Pariser Gastfreundschaft empfangen hat. Schreibt oder spricht Jemand ein Wort der Kritik über Paris oder Frankreich, so wird zunächst gefragt: „War er in Paris?" Nicht? Nun, dann zuckt man mitleidig die Achseln über ihn und beklagt den armen Tropf, der durch Unwissenheit und Vorurtheile zu einem schiefen Urtheil veranlaßt wurde. Ist er aber in Paris gewesen, dann, ja dann hat die Discussion ein Ende und man vernichtet ihn mit dem einen Worte: „Undankbarer!" denn — „er hat die Pariser Gastfreundschaft genossen" und es ist in der That gemein, den Wirth zu beschimpfen, bei dem man sich eben erst satt gegessen.

Es ist also wohlverstanden und der Ausländer mag es sich ein- für allemale gesagt sein lassen: von dem Augenblicke an, wo er durch ein Thor der Pariser Ringmauer getreten ist, hat er für immer das Recht verloren, über Paris oder Frankreich ein freies Wort auszusprechen, denn das wäre schnöder Undank, nachdem er die „Pariser Gastfreundschaft" genossen. Er ist vielleicht so einfach, zu fragen, worin diese Gastfreundschaft besteht? Worin, Unglücklicher? Darin, daß du in Paris ein Obdach gefunden, in einem Pariser Bette geschlafen, an einem Pariser Tische gesessen hast. „Aber dafür habe ich ja mit meinem guten ausländischen Gelde bezahlt, und, weiß Gott, theuer genug bezahlt?" Ei, zum Teufel, willst du denn vielleicht, daß

man dich umsonst beherberge und beköstige? „Das nicht, aber wenn ich bezahle, so sehe ich nicht ein, mit welchem Rechte man dann von Undank . . .“ Genug, Unglücklicher, genug, du sprichst dich um den Hals! Was, du wagst es noch, an die armselige Einzelheit zu erinnern, daß dir ein Pariser Hotelier die Haut vom Leibe geschunden hat, oder daß du in einer Pariser Stube gefroren oder dich an der schablonenhaften Mahlzeit einer billigen Pariser Abfütterungs-Anstalt à la Duval nicht satt essen gekonnt hast? Und wo bleibt der Boulevard? Hast du dich nicht an dessen Schönheiten entzückt? Hast du nicht die elektricitätgeladene belebende Luft von Paris geathmet? Ist dir nicht gestattet worden, deine Barbarei durch die prächtigen Säle des Louvre spazieren zu führen? Hat man dir nicht in den Folies Bergères allerlei Liebes erwiesen? „Aber alles das hat der Reisende auch anderwärts und weder dem Italiener noch dem Schweizer fällt es ein, vom Vergnügungs-Reisenden, der ihn bereichert, außer der baaren Bezahlung der Hotelrechnungen auch noch Dankbarkeit zu verlangen, trotzdem doch Italien und die Schweiz gleichfalls schöne Gegenden sind.“ Die Schweiz! Italien! Als ob das dasselbe wäre! Daß er Paris besuchen, sich in Paris aufhalten durfte, ist für den Fremden eine Auszeichnung und Ehre, die er mit Geld nicht wett machen kann, sondern für die er seinen großmüthigen Wirthen wider Willen, welche ihn auf der Straße stießen, mit Blicken des Hasses und der Verachtung anschauten und sich gelegentlich über ihn lustig machten, ewige Dankbarkeit schuldet.

Wagner hat in Paris keine andere „Gastfreundschaft“

gefunden als die der letztern Gattung. Wir kennen ja heute alle Einzelheiten seines Pariser Aufenthalts! Man hat ihm ja oft genug jeden Händedruck, den man ihm gegeben, jedes Mittagessen, zu dem man ihn geladen, vorgerückt! Er war arm, als er nach Paris kam; er lebte zuerst in einem schlechten Hotelzimmer, dann in einer gemietheten Privatstube der Rue de Boulogne; dem Zufall und mitgebrachten Empfehlungen dankte er einige angenehme Bekanntschaften, allein die amtlichen musikalischen Größen des Conservatoriums, der Akademie, der staatlich unterstützten Operntheater blieben ihm unnahbar, oder, wenn er schon bis zu ihrer Erhabenheit vordringen konnte, so behandelten sie ihn im besten Falle mit der gleichgiltigen Herablassung, mit der Jupiter in guter Laune die Huldigungen eines unterthänigen Anbeters entgegenzunehmen geruht. Man sage nicht, daß Wagner damals nicht der berühmte Mann war, der er später wurde. Das entschuldigt die Pariser Größen nicht, im Gegentheil, es erschwert ihren Fall. Es ist eben kein Verdienst, gegen einen anerkannt großen Mann liebenswürdig, „gastfreundlich“ zu sein; man sonnt sich dann blos in seinem Ruhme und zieht aus dem Umgang mit ihm eine Befriedigung der Eitelkeit; rühmlich ist es, gegen einen Unbekannten zuvorkommend zu sein, in ihm den noch nicht allgemeinen anerkannten Genius zu errathen, ihn zu fördern, so lange sein Streben noch einer Unterstützung bedarf.

Diese Unterstützung, warum es leugnen, hat Wagner in Paris gesucht und — nicht gefunden. Er bemühte sich um eine Anstellung als Orchesterdirigent, sie ist ihm nicht geworden. Er trug den Pariser Musikverlegern Tondichtungen

an, sie wurden zurückgewiesen; man sagte ihm, schwere, ernste Musik finde hier keine Käufer; er solle es mit leichter versuchen; Wagner, durch die materielle Noth gezwungen, kroch auch durch dieses kaudinische Joch; er schrieb leichte Musik; diesmal lächelten die Musikverleger gnädig und versprachen, die Arbeit zu drucken. „Und das Honorar?“ Das Honorar? Man lachte dem kindlichen Deutschen ins Gesicht. In Paris ist es nicht üblich, die erste Handschrift eines Tonsetzers zu honoriren, der dem hiesigen Publicum noch nicht bekannt ist. Es ist schon Freundlichkeit genug, daß man es unternimmt, ihn bekannt zu machen!

Erschöpfen wir das Verzeichniß der „Gastfreundschaft“, die Wagner in Paris gefunden. Man hat seinen „Tannhäuser“ aufgeführt. Freilich nur, um ihn schmählich auszuzischen. Aber immerhin hat sich ihm, so sagen die Chroniqueurs, das Thor der „ersten Musikbühne der Welt“ aufgethan, jenes Thor, das selbst so vielen französischen Tonsetzern von Begabung und Verdienst ewig verschlossen bleibt. Sehr schön. Wie aber, wenn man den Chroniqueurs in aller Bescheidenheit erwidern würde, daß die Aufführung des „Tannhäuser“ durchaus nicht den Parisern, sondern ausschließlich, hören Sie wohl, ganz ausschließlich der Fürstin Metternich zu danken ist, die ihren ganzen Einfluß als Freundin der Kaiserin Eugenie und als Gattin des Botschafters einer Großmacht in die Wagschale zu werfen hatte, um den hartnäckigen Widerstand der maßgebenden musikalischen Kreise und der Operndirection, den bösen Willen und die Ränke der Künstler, des Orchesters, kurz aller Betheiligten zu besiegen, und daß

es den Mailändern, den Wienern, den Londonern nie eingefallen ist, von einem Componisten besondere Dankbarkeit zu fordern, weil sie in der Scala, dem Opernhaus oder in Drury-Lane eine Oper von ihm aufgeführt haben, die bereits anderwärts die Probe der Rampenlichter bestanden hat? Die Chroniqueurs wären im Stande, von einer solchen Beweisführung wie von einer unerhörten Dreistigkeit überrascht zu sein!

Nein, Wagner schuldet Paris keinen Dank; ihm die „genossene Gastfreundschaft“ vorzuwerfen war ein kleiner Irrthum der Chroniqueurs, die ihn für einen jener Walachen oder Bulgaren hielten, welche in der That so gutmüthig sind, es der Boulevardpresse nicht nur zu glauben, sondern auch überzeugt und gerührt nachzusprechen, daß sie „die Pariser Gastfreundschaft“ genossen, wenn sie als Studenten oder Besucher Pariser Hoteliers, Cocotten, Baccaratspieler und Geschäftsleute bereichert haben. Wagner hatte das Recht, sich über Paris zu beklagen; die Erinnerung an seinen Pariser Aufenthalt durfte ihm eine schmerzliche sein. Wenn er über Paris mit Bitterkeit, ja mit ungerechten Uebertreibungen gesprochen hätte, so wären die Chroniqueurs die letzten, die ihm daraus hätten einen Vorwurf machen dürfen.

Aber das hat er nicht einmal gethan. Weit entfernt, ein Franzosenfresser zu sein, war Richard Wagner vielmehr, wie dies hundert Aeußerungen, hundert Stellen seiner Briefe und Aufsätze beweisen, ein feinsinniger Schätzer aller Vorzüge des französischen Nationalgenies und ein Bewunderer alles Schönen und Großen, das die französische Kunst und

Gesittung hervorgebracht. Ueber Paris hat er nie ein bitteres Wort gesagt und daß das angebliche Pamphlet gegen Paris kein solches ist oder wenigstens nicht als solches beabsichtigt war, das wissen wir. Und den einzelnen Parisern, die ihm freundlich entgegengekommen sind, hat er stets ein dankbares Andenken bewahrt; er unterhielt mit ihnen einen freundschaftlichen Briefwechsel, er empfing sie mit offenen Armen, wenn sie ihn in Deutschland besuchten, und er hat ihnen sogar — die Chroniqueurs verdienen, daß man ihnen selbst diese Feststellung nicht erspare — die Déjeuners und Diners heimgezahlt, die sie ihm etwa in Paris vorgesetzt haben mochten.

Die Feindseligkeit der Pariser gegen Wagner ist also durch nichts zu begründen und zu entschuldigen. Sie bleibt eine Kleinlichkeit und Engherzigkeit. Der großen Masse des Pariser Publicums nehme ich sie allerdings nicht übel. Diese guten Leute wußten über Wagner nur, was die Boulevardpresse sie lehrte, und aus ihrem Bildungsgrade heraus ist es ganz begreiflich, daß sie einen Menschen verabscheuten, der „die Pariser Gastfreundschaft genossen" und darauf in schnöder Undankbarkeit „Paris verunglimpft hat". Aber die Chroniqueurs können für ihren den Meister bis über das Grab hinaus verfolgenden dummen Haß nicht die Entschuldigung des guten Glaubens anrufen. Sie wußten, daß sie Märchen erfanden, als sie von der Pariser Gastfreundschaft sprachen, über die ihnen, soweit sie Wagner zu Gute gekommen sein sollte, nichts bekannt sein konnte, und von Wagner's „Pamphlet", das sie nicht gelesen hatten. Ihr Haß erklärt sich menschlich aus dem Gefühl der Beschämung

über ihre böotische Verirrung in der Beurtheilung des „Tannhäuser“ und national aus dem Grolle darüber, daß Wagner zu einem unbestreitbaren Weltruhm mit Durchbrechung des Glaubenssatzes gelangt ist, wonach kein Ruhm vollgiltig sein soll, so lange er nicht von Paris unterzeichnet und gestempelt wurde. Die Feindschaft der Boulevardpresse hat blos Paris blosgestellt, ohne Richard Wager im Geringsten zu schaden.

Die Porträts des Jahrhunderts.

Die Pariser philanthropische Gesellschaft, welche sich durch ihre Volksküchen und Nachtherbergen für Obdachlose große Verdienste um die Armenbevölkerung erwirbt, hatte im Jahre 1883 einen prächtigen Einfall; sie veranstaltete in der „Ecole des beaux arts“ eine Ausstellung von Bildnissen aus den letzten hundert Jahren, von 1783 bis 1883, die ihren Zwecken riesige Summen zuführte; denn ganz Paris drängte sich wie besessen zur Besichtigung dieser Bildersammlung, welche binnen wenigen Tagen eine solche Anziehungskraft erlangte wie nur etwa Sarah Bernhardt als „Fedora“ oder seinerzeit die himmelnd idealistischen Vorträge des hysterischen Philosophen Caro. Diesmal handelte es sich aber nicht um eine blödsinnige Grille der Mode. Die Ausstellung verdiente den Zulauf, der ihr geworden ist. Sie war vor Allem sehr reich; dem Wohlthätigkeitsvereine ist es gelungen, gegen 380 Gemälde zusammenzubringen, das Interessanteste, was die Privatgalerien des reichen und kunstsinnigen Paris enthalten; sie fesselte den Kenner durch die Namen der großen Künstler, die durch Meisterwerke

vertreten waren, und reizte die Neugierde der Menge durch die bedeutende Zahl berühmter oder doch bekannter Persönlichkeiten, deren Conterfei Mr. Snob gegen Bezahlung eines Eintrittsgeldes von einem Franken nach Herzenslust und mit bequemster Familiarität beäugeln konnte.

Als ich mir vorsetzte, die Porträtausstellung zu besuchen, da versprach ich mir blos Kunstgenüsse und die Befriedigung des tief menschlichen Dranges, auch die leibliche Erscheinung von Berühmtheiten kennen zu lernen, deren geistige Physiognomie man sich seit lange zurechtgelegt hat. Ich fand aber mehr und Besseres. Man sollte es von vornherein nicht glauben und doch ist es so: wenn man mehrere hundert von Meisterhand gemalte, also völlig charakteristische Bildnisse von Menschen beisammen sieht, welche innerhalb eines Jahrhunderts gelebt haben, so erhält man Eindrücke und Anregungen sittengeschichtlicher und anthropologischer Natur, hinter welchen das rein künstlerische Behagen und die bloße sachliche Neugier völlig zurücktreten; man vergißt, daß man Schöpfungen von Greuze und David, von Ingres, Ary Scheffer und Delacroix, von Baudry, Bonnat, Meissonier und Carolus Duran vor sich hat; man vergißt auch, sich für die Robe der Sarah Bernhardt und die bärbeißige Physiognomie Zola's zu interessiren; es ist ein Größeres und Höheres, das sich offenbart und dem Beschauer aufs Ueberraschendste klar wird: nämlich die Unterordnung des Individuums unter seine Zeit.

Ist das erhebend? Ist es demüthigend? Ich weiß es nicht. Aber es ist eine Thatsache. Da sind 380 Persönlichkeiten, die in ihrem Lande, in ihren Laufbahnen die ersten

Stellen eingenommen haben; Könige, Minister, Feldherren, Schriftsteller, Künstler, also aufs höchste entwickelte, aufs gründlichste differenzìirte Individualitäten, deren Ausbildung eine eigenartige und selbstständige war; man sollte denken, daß jede einzelne von diesen Persönlichkeiten einen Typus für sich bilden müsse; nun denn: nein; sie haben in größerer Zahl gesehen nicht einmal eine individuelle, sondern eine Zeit-Physiognomie. Alle diese hervorragenden Männer und Frauen bildeten sich wohl ein, nichts mit der Menge gemein zu haben, in vornehmer Besonderheit über ihr oder doch abseits von ihr zu stehen; es war ein Irrthum; sie müssen offenbar in einem gemeinsamen Nährboden von Anschauungen, Leidenschaften, Irrthümern und Idealen gewurzelt haben, denn es geht ein seltsamer Zug von Aehnlichkeit durch ihre Gesichter, der nur ein Widerschein gleichartigen Geisteslebens sein kann.

Die Aehnlichkeit besteht; sie ist nicht zu verkennen; es liegt natürlich nahe, zu sagen, daß sie in der gleichartigen Tracht, im Schnitt der Haare oder des Bartes begründet sei; aber das sind grobe Aeußerlichkeiten und es gehört kein besonderes Abstractionsvermögen dazu, von denselben abzusehen. Nein, in der Tracht und in der Zuthat des Haarkräuslers kann es nicht liegen, ganz gewiß nicht; da haben Sie einen Beweis dafür: zeitgenössische Künstler malen ja auch häufig Menschen in der Tracht vergangener Zeitalter; in allen Kunstausstellungen wimmelt es von Landsknechten, „Incroyables" und Zeitgenossen des ersten Kaiserreichs, von Rococo-Damen und „Merveilleuses" des Directoriums, auf denen der Firniß noch nicht getrocknet ist. Vergleichen Sie

nun einmal diese modernen Nachahmungen mit den Bildern wirklicher Menschen aus jenen Zeitabschnitten; Sie werden über das Ergebniß erstaunen; die Kleidung und Haartracht sind gleichartig, aber die Physiognomien sind so verschieden wie die eines englischen Clergyman von der eines italienischen Gypsfigurenhändlers und man erkennt auf den ersten Blick unsere lieben Zeitgenossen in ihrer Vermummung. So ist es vielleicht die Haltung, welche diese Aehnlichkeit der Menschen eines Zeitalters herbeiführt? Das wäre eher möglich. In der That, es besteht ein eigenthümlicher Hang unter Zeitgenossen, sich dem Beschauer in annähernd gleicher Stellung zu zeigen, sich in der Bewegung, in der Anordnung des Körpers und Hauptes einander zu nähern. Auch das ist die Wirkung einer Mode und etwas Aeußerliches; aber es greift denn doch schon einigermaßen in den Charakter der Persönlichkeit selbst ein; denn wenn es für die geistige Physiognomie der Individualität ganz gleichgiltig ist, ob dieselbe glatt rasirt ist oder einen Zwickelbart zur Schau stellt, ob sie die Kopfhaare kurz oder in langen Locken, ob sie einen gestickten Rockelor oder den banalen Frack trägt, so ist es schon weniger gleichgiltig, ob ihr ein träumerisch-romantischer oder ein herausfordernd kühner, ein schelmisch verspielter oder hart geschäftsmäßiger Ausdruck geläufig und tägliche Gewohnheit ist. Maske in dem einen wie in dem andern Falle; ganz recht; aber das gewohnheitsmäßige Tragen einer bestimmten und dazu so charakteristischen Maske hat seine psychologischen Ursachen und seine Rückwirkung auf das Seelenleben ihrer Träger.

Auf eine Frage, die sich der Leser hier vorlegt, bin ich

freilich auch gekommen: ist die Zeit-Physiognomie nicht ein Werk der Künstler? Sind es nicht die Maler, welche den Zug von Familienähnlichkeit in die Angesichter von Zeitgenossen hineinlegen? Diese Erklärung ist nicht ohneweiters von der Hand zu weisen. Es gibt in jedem Zeitalter eigenartige Künstler, die das menschliche Antlitz nach ihrem individuellen Canon bilden und in dasselbe den Ausdruck ihrer eigenen Gedankenwelt hineintragen. Diese Künstler bilden Schule. Ihre Manier wird von den Begabungen zweiten Ranges nachgeahmt und so entsteht eine Mode-Auffassung der Gesichter, die sich in allen Bildnissen des Zeitabschnitts wiederfindet. Das klingt einleuchtend, kann aber einer eindringlichern Kritik nicht widerstehen. Nein, so mächtig ist der Einfluß des größten Künstlers nicht. Er kann nicht alle Begabungen, die neben ihm wirken, in seinen geistigen Bann zwingen. Wenn also alle Bildnisse einer Zeit, obwohl von einer großen Zahl Maler der verschiedensten Richtung, Bildung und Begabung herrührend, dennoch eine gewisse Verwandtschaft verrathen, so muß es doch wohl an den Menschen und nicht an den Malern liegen. Wenn Greuze lauter leichtfertige, geistreiche, schelmische Köpfe, David lauter pathetische Theaterhelden, Ingres lauter schwärmerische weltschmerzliche Byrons malt, so haben wir nicht Greuze's Rococo-Leichtfertigkeit, David's Declamation und Ingres' Ossianismus vor uns, sondern Greuze, David und Ingres waren eben nur darum große Künstler, weil sie das Charakteristische ihrer Zeit besser zu erfassen und kräftiger auszudrücken verstanden haben als alle übrigen Maler der Epoche.

So hat jedes Geschlecht seine eigene Atmosphäre, die mit ihm verschwindet. Es nimmt das Geheimniß ihrer Zusammensetzung mit sich ins Grab und keiner Synthese kann es später gelingen, dieselbe genau wieder nachzubilden. Um Menschen richtig darzustellen, muß man sie aus ihrer eigenen Seelenstimmung heraus anschauen. Das kann aber kein Nachgeborener, und wenn er mit einem noch so umfänglichen Rüstzeug von Gelehrsamkeit arbeitet. Wenn J. P. Laurens und Roll Menschen der großen Revolution, wenn Mélingue Zeitgenossen des „Königs Sonne" malt, so sind es in beiden Fällen Pariser von Anno Grévy in mehr oder minder geschickter Verkleidung. Dieses Gesetz, das aus der Porträtausstellung mit vollendeter Augenscheinlichkeit hervorging, findet auch auf andere Kunstgattungen seine Anwendung. Es verurtheilt zum Beispiel den sittengeschichtlichen Roman, der vorgibt, uns wahre Menschen vergangener Jahrhunderte mit ihren wahren Anschauungen und Empfindungen vorzuführen. Ein solche Todtenbeschwörung ist unmöglich. Wir werfen nur mühsam ein Bild der Gegenwart in die Vergangenheit zurück und erschöpfen uns in einem Bestreben, das noch weit aussichtloser ist als das der Danaiden und des Sisyphus — in dem Bestreben, aus uns selbst herauszutreten und nicht „wir" zu sein.

Noch eine andere äußerst merkwürdige Beobachtung machte man in der Porträtausstellung. Die Menschen eines Zeitalters haben das bewußte oder unbewußte Bestreben, einer mächtigen oder berühmten Persönlichkeit, welche den Mittelpunkt des Zeitgetriebes bildet, äußerlich ähnlich zu werden. Das Nächstliegende ist, daß man in die Maske

des Herrschers hineinzuwachsen sucht. Das ist eine Wahrnehmung, die sich dem Beobachter in allen monarchischen Ländern aufdrängt. In Deutschland und Oesterreich begegnet man auf Schritt und Tritt den sogenannten „Kaiserbärten“; zur Zeit des zweiten Kaiserreichs trug jeder loyale Franzose einen spitzen Kinnbart; die Italiener stolzirten mit den bekannten grausamen Schnauzbärten Viktor Emanuel’s herum, die beim Backenbart eine tüchtige Anleihe machen, um sich stattlich bis zu den Ohren zu verlängern; in Rußland wird seit der Thronbesteigung Alexanders III. der gewellte breite Vollbart Mode u. s. w.

Aber diese Nachäffung nimmt nicht immer Monarchen zum Vorbilde und übt sich nicht im Bartschnitte allein. Sie wählt auch andere bedeutende Vorbilder und studirt die Faltung der Augenbrauen, die Krümmung der Lippen, die Biegung des Halses, den Lauf aller Gesichtsmuskeln. Die Redner der großen Revolution erinnern undeutlich an Mirabeau, während des ersten Kaiserreichs richtet sich alle Welt eine Cäsarenmaske her, um 1830 herum sind viele Leute Zerrbilder Byron’s. Die Zoologen haben bekanntlich die Beobachtung gemacht, daß manche Thierarten sich bemühen, anderen, mit denen sie nicht im entferntesten verwandt sind, ähnlich zu werden, weil die Arten, welche sie nachahmen, entweder gefährliche oder widerwärtige Eigenschaften besitzen, welche ihre Feinde von ihnen fernhalten. Diese Erscheinung nennt die Wissenschaft „Mimicry“. Wie man sieht, findet sich die Mimicry nicht blos bei Käfern und Schmetterlingen, sondern auch beim Menschen, der sich stolz den „Herrn der Schöpfung“ nennt. Der Unbedeutende

sucht sich durch die Aehnlichkeit mit dem Großen und Mächtigen eine Wichtigkeit und ein Ansehen zu geben, die ihm sonst nicht zukämen. Welch ein siegreicher Beitrag zur menschenverachtenden Theorie des „Sehers von Chelsea“, des alten Carlyle, der in der Heroen-Verehrung, dem „hero-worship“, den Anstoß zu allem menschlichen Fortschritte sah!

Auffällig ist auch, daß das, was ich die Zeit-Physiognomie genannt habe, in den Frauen noch viel stärker ausgeprägt ist als in den Männern. Diese lassen neben der geheimnißvollen Aehnlichkeit doch noch eine genügend kräftig hervortretende individuelle Besonderheit erkennen; bei jenen überwiegt der Gattungs-Zug der Epoche weitaus die Eigenart der Persönlichkeit. Das entspricht übrigens vollkommen dem, was die Anthropologie von jeher gelehrt hat, daß nämlich trotz der entgegengesetzten Flunkerei weibstoller Dichter das Weib den minder differenziirten, das heißt minder individuell entwickelten Typus der Gattung darstellt als der Mann. Da sind zum Beispiel einige Frauen aus den letzten Jahren des Ancien régime: ob sie nun schön oder häßlich, jung oder alt, hochgeborene Damen oder Töchter des Mittelstandes sind, sie zeigen alle dieselbe Süßlichkeit der Physiognomie, dieselbe Geziertheit der Haltung; die Hände wollen spielen oder bunte Seidenbändchen zu Maschen binden, die Lippen wollen küssen oder seufzen, die Augen sanfte empfindsame Thränlein einer gelinden Rührung vergießen, die ganze Erscheinung ist ein Gemisch von versteckter Buhlschaft, kindischem Uebermuth und selbstsüchtiger Gefühlsheuchelei, das nur auf einen sehr oberflächlichen Geist anziehend wirken kann.

Die Revolutionsepoche war auf der Ausstellung nur durch wenige Bildnisse vertreten. Die kurze Zeit, welche das Ende des bourbonischen Königthums von der Höhe der revolutionären Springflut trennt, hat genügt, um den Ausdruck der Frauenköpfe völlig zu verändern. Diese „Conventionnelles“, diese Modedamen aus den Jahren des Directoriums, haben die Sentimentalität der Rococozeit abgelegt; sie blicken keck aus ihren Rahmen heraus; ihre Gesichter sind hart und grausam; es ist etwas in ihnen von der Herodias, die berückend tanzt und Köpfe verlangt.

Aus dem ersten Kaiserreich waren wenigstens dreißig Frauenbildnisse da — die berühmte Madame Récamier und die Fürstin von Talleyrand, die Herzogin Broglie und die Marquise Catelan, die Schauspielerinen Duchenois und Georges, Damen vom Hofe und Dämlein vom Theater, die Frauen der Marschälle und die Prinzessinen bonapartistischen Geblüts, gemalt von David, von Gérard, von Gros, von Prudhon — eine erstaunliche Vision voll neuer und überraschender Aufschlüsse über die intimste Geschichte des Kaiserreichs. Ja wohl, wenn man diese Frauen sieht, so versteht man Manches, was einem bis dahin dunkel war. Es sind friedliche, ruhige Gestalten voll unendlichen Selbstbewußtseins, sichtlich gewöhnt, angebetet zu werden, und darum sich selbst anbetend; sie sind meist in fließende Gewänder gekleidet, deren Schnitt an den der griechischen anklingt, und lehnen sich mit Vorliebe in bildsäulenhafter Stellung an einen Altar oder sind auf ein antikes Ruhebett hingegossen. Sie gleichen mythologischen Göttinen, die ohne Aufregung alles Köstliche genießen, das ihnen das

Leben reichlich bietet, die über den irdischen Leidenschaften stehen und von ihnen nicht berührt werden und die es als ihren Beruf ansehen, gleichmüthig den Helden die Palme zu reichen. Sehen Sie sich diese olympischen Gesichter an — diese Frauen haben das Bewußtsein, daß man die Völker Europas besiegt, um ihnen zu gefallen; sie fühlen sich als den höchsten Lohn der Schlachtengewinner und Städtebezwinger und sind bereit, ihre Schönheit dem Triumphator zu gewähren, der sie sich an der Spitze einer siegreichen Armee holt. An diese Gestalten haben die Marschälle gedacht, als sie über die blutige Walstatt sprengten. Die Glorie war mit der gleichen Menge Galanterie versetzt. Ein Blick auf die Weiber des Kaiserreichs, die Frauen und Geliebten der rauhen Helden, verbreitet über diese Thatsache mehr Licht als alle die dicken Bände des Thiers'schen Geschichtswerks.

In den Frauen der Restauration, des Bürgerkönigthums, des zweiten Kaiserreichs sah man wenig Kennzeichnendes. Die Königin Marie Amélie, die Kaiserin Eugenie, die alte Mutter Guizot's, die Rachel, die Malibran, die Georges Sand sind auch nicht gerade die richtigen Durchschnittstypen der betreffenden Epochen. Die unmittelbare Gegenwart war dafür wieder um so reicher und eigenartiger vertreten. Fast ein halbes Hundert Frauen des heutigen Paris bemühten sich, unsere Blicke auf sich zu ziehen. Da waren die Sarah Bernhardt, die Schauspielerinen Pasca und Samary vom Théâtre français, die Frau Boucicault, die Gattin des Schöpfers und Besitzers des „Bon marché", an der Seite ihres selig im Herrn

entschlafenen Gemahls, vom großen Bouguereau, drei Gräfinen des Faubourg St. Germain von Cabanel, einige Marquisen und Herzoginen von Baudry und Duran; hier wieder die diamantengeschmückten Gemahlinen der Börsenfürsten, die heute die Päpste, Kaiser, Könige und Dictatoren von Paris sind. Seltsam! Was mir auf der Straße und im Theater bei der Betrachtung der Originale nie aufgefallen war, das sprang mir angesichts dieser Bildnisse von selbst in die Augen: es ist auch in ihnen ein gemeinsamer Charakter ausgeprägt, ein Charakter, der den heftigsten Gegensatz zu dem der Frauen des Empire bildet und durch die Vergleichung äußerst scharf hervorgehoben wird. Alle diese Pariserinen von heute sind nervös aufgeregt; ihre Leiber vibriren und winden sich; in ihren Gesichtern zuckt und flimmert eine beständige Unruhe; es ist als tanzten sie in ihren Rahmen einen gedämpften Chahut, der mit räumlich geringen Evolutionen alle Figuren des „grand écart" andeutet. Da ist nichts von der Ruhe und dem Selbstbewußtsein der Göttinen des Kaiserreichs zu merken. Diese Frauen fiebern und deliriren. Ihre Augen fragen, ihre Hände suchen. Was suchen sie? Sie haben so Vieles verloren — sich, ihren Lebenszweck, ihre Befriedigungen. Was suchen sie? Mit einem Worte: ihr Ideal.

Von den Männerbildnissen habe ich noch wenig gesprochen. Nur eine Bemerkung drängte sich mir auf. Es war da eine ganze Reihe von Revolutionshelden, gemalt von David oder seinen Schülern; Barère, wie er die Rede gegen „Capet" hält; Paré, wie er die Verhaftung Danton's anzeigt; Mirabeau, Robespierre, St. Just. Wir kennen ja

diese Gestalten; wir sehen sie jährlich im Salon, denn sie bilden den Lieblingsvorwurf der jungen französischen Maler. Nun denn: die Werke der Zeitgenossen verhalten sich zu den phantastischen Bildern der Epigonen wie die Originalgriechen zu den Hellenen der Hoftragödien Pirons des Tragikers. Man stellt heute die Revolutionshelden immer komödiantenhaft, mit großen Gesten und weit aufgerissenem Munde dar; David, dem sie gesessen haben, hat sie anders gesehen. Er malt ruhige, gesammelte, bescheidene Menschen. Nichts an ihnen ist theatralisch und übertrieben, nichts an ihnen ist sensationell. Man erkennt Menschen, die feste Ueberzeugungen und ein ruhiges Gewissen haben. Barère verlangt den Kopf Ludwigs XVI., wie ein Abgeordneter für seinen Wahlkreis eine neue Nebenstraße verlangen würde, und Paré kündigt die bevorstehende Guillotinirung Danton's an, als sagte er: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen den Kosten-Voranschlag des Invalidenhauses vorzulegen.“ Der kalte, methodische Fanatismus, der die Doctrinäre des Jacobinismus auszeichnete, tritt in den Porträts David's wunderbar zu Tage.

Alles in Allem war die Ausstellung eine unvergleichliche Illustration der Sittengeschichte Frankreichs in den letzten hundert Jahren. Alles war da charakteristisch: die conterfeiten Menschen, die Kunst der Darstellung, die Wahl der Persönlichkeiten. Zuerst der König und Hofherren, dann Volksvertreter und Gesetzgeber, dann Marschälle und hohe Beamte, dann die Prinzen von Orléans und die Dichter der romantischen Schule und zuletzt, neben dem biedern Gesichte des Herrn Grévy von Bonnat, Zeitung-

schreiber, Schauspieler, Bazargründer und Börsenbarone. Was sich wohl die französischen Besucher der Ausstellung gedacht haben mochten, wenn sie die Entwickelung der Geschichte ihres Landes in diesen sprechenden Köpfen von Mirabeau und Robespierre, von den Helden der epischen Kaiserzeit über Châteaubriand, Lamartine, Guizot, Balzac und Musset hinweg bis zu Herrn Boucicault, dem glorreichen Gründer des „Bon Marché“, verfolgten?

Das Nationalfest.

„Wohin reisen Sie morgen?“ fragte mich ein französischer Freund, der Demokrat und Republikaner ist, einen Tag vor dem „Nationalfeste“ vom 14. Juli.

„Ich bleibe ganz einfach hier“, antwortete ich.

„Wie! Sie bleiben in Paris? Während des Nationalfestes? Unglücklicher! Ich für meinen Theil flüchte mich. Ich gehe heute Abend nach Bry-sur-Marne und stecke bis Freitag früh keine Nasenspitze zur Thür hinaus.“

So sprechen und handeln sehr viele gute Republikaner und Demokraten. Ich aber flüchtete mich nicht. Ich blieb hier, während der Sturm volksthümlicher Begeisterung rings um mich seine Fittiche entfaltete. Ich kenne sie ja alle, die einleuchtenden Gründe, mit welchen man Anderen und sogar sich selbst beweist, daß es nichts Langweiligeres, Einfältigeres und zugleich Unbequemeres gibt als solche große Feste, die eine Bevölkerung von Millionen bis in ihre tiefsten Schichten aufrühren. Es sind Abwandlungen des alten, dankbaren Themas: Odi profanum vulgus. Man wird aus dem weichen Pfühl seiner behaglichen Gewohnheiten hinausgeschleudert.

Man erhält Morgens weder seine Zeitung noch seine Post. Keine Möglichkeit, etwas einzukaufen: die Läden sind gesperrt. Man hat ein dringendes Stelldichein eine halbe Stunde von der Wohnung; man sucht eine Droschke und findet keine. Man entschließt sich seufzend, zu Fuße hinzugehen, man kommt nicht vorwärts, denn alle Straßen sind zum Ersticken voll von Leuten, die nicht dieselbe Eile haben wie wir. Wollen wir an den öffentlichen Schauspielen unsern Antheil haben? Wir müssen uns in die Masse der übrigen Neugierigen einkeilen. Keine Sonderrechte. Keine Vorzugsplätze. Der magere Herzog erhält nur halb so viel Platz wie der dicke Flickschuster und der Lumpensammler hat den Vortritt vor dem Prinzen, wenn er früher zur Stelle ist. Man wird gedrückt, gedrängt, geschoben; man leidet von der Sonnenhitze und von der Wärme menschlicher Berührungen; man fühlt den Athem und Ellenbogen der Nachbarn. Wehe den empfindlichen Fußzehen! Wehe den heiklen Toiletten! Und wofür das Alles? Um hunderttausend Idioten singen und lachen zu hören, um dreiste Frauenzimmer im Straßenstaub tanzen zu sehen, um Fahnen, Lämpchen, Fackelzüge zu bewundern, die man hundertmal bequemer genossen hat, die nur noch einen Maulaffen ansprechen können . . .

Ich kenne alle diese Stoßseufzer der Feinfühligen und ich kann nicht einmal sagen, daß sie unberechtigt sind. Das ist ja in der That der Anblick des Nationalfestes, wenn man dieses von seiner kleinen Seite ansieht. Es ist unleidlich mit seinem Charakter überflutender Demokratie, der den Millionär zwingt, seinen weichgepolsterten Wagen daheim

zu lassen und sich der eigenen Beine zu bedienen, der die sonst den Vornehmen vorbehaltenen Parks und Rasenplätze dem rohen Pöbel überliefert und der knissigen Selbstsucht der Ausschließlichen einen Tag lang die ungekünstelte Selbstsucht der Masse sieghaft entgegenstellt. Das Nationalfest hat zu viel Staub, zu viel Lärm, zu viel Gewöhnlichkeit. Das Volk, dieser ungeschlachte Riese, ist ein unbequemer Umgang. Seine tiefen und dunklen Millionen gleichen dem Meer und den Bergen. Die Alpen sind rauh und mühsam und es ist leichter, ihre leuchtenden Gipfel mit der Rigibahn zu befahren oder aus dem Thale zu bewundern, als ihre steilen Pfade zu erklimmen. Die See hat einen harten Wogenprall und man genießt sie angenehmer von der Terrasse einer reichen Küsten-Villa als von der Ruderbank eines durch die Brandung taumelnden Kahnes. Auch ein Volksfest nimmt sich schöner aus in der Beschreibung Michelet's, die man im bequemen Schaukelstuhl liest, als auf der Straße, mitten im brausenden Drang der erregten Massen. Das ist Alles wahr und ich kann meinem Freunde nicht Unrecht geben, daß er sich vor dem Nationalfeste nach Bry-sur-Marne geflüchtet hat. Ich aber liebe das Nationalfest mit all seinen Unbequemlichkeiten und bewundere es um seiner großen Seite willen, die mich die kleine leicht vergessen läßt.

Wie viele von uns, die wir den sogenannten „gebildeten Classen" angehören, haben es denn schon der Mühe werth gefunden, uns jemals die Bedeutung eines solchen Nationalfestes für das eigentliche Volk, für die besitzlose, ungebildete, hartarbeitende Menge, klar zu machen? Wir bedürfen

allerdings der Nationalfeste nicht. Das Leben selbst des Aermsten von uns hat Ereignisse, hat Abwechselung. Wir machen uns Ferien, kürzere oder längere, jedes Jahr oder in Jahren einmal, aber wir unterbrechen ab und zu den gleichmäßigen Fluß unseres Berufsdaseins und jede solche Unterbrechung wirkt als Hoffnung und Sehnsucht vor und als Erinnerung nach. Und selbst wenn wir nicht den Schauplatz unseres Alltagslebens vorübergehend ändern und in neuen Bildern neue Anregungen für unsere abgestumpften Nerven suchen, so haben wir noch immer tausend Mittel, die Einförmigkeit des Daseins zu mildern. Wir lesen neue Bücher, sehen neue Stücke, hören neue Musik, betrachten neue Kunstwerke und nach jeder Aufnahme neuer geistiger Eindrücke ist unser inneres Leben ein anderes als es vorher war. Aber der gewöhnliche Arbeiter und Kleinbürger — sein Dasein fließt in trostloser, schauerlicher Einförmigkeit hin. Glatt und bleiern bleibt der Spiegel seines Lebens, dieses trüben Sumpfes, der keine Bewegung und keine Wellenkreise kennt. Auf welche Abwechselung soll der Arbeiter, dieser Galeerensklave des Erwerbs, hoffen, welche Aenderung kann in seinem Dasein eintreten? Er arbeitet heute und arbeitet morgen und wird immer arbeiten, bis die fleißige Hand eben durch die Krankheit oder den Tod gelähmt wird. Morgens aus dem Bette in die Werkstatt, Abends aus der Werkstatt ins Bett — das ist der ganze Kreislauf dieses dunkeln Lebens mit seinen verzweiflungsvoll regelmäßigen Gezeiten. Selbst der Zufall, dieser poetische, reizende Gast, auf dessen überraschenden Besuch wir in unseren minder strengen Existenzen unbestimmt und

hoffnungsvoll rechnen, leuchtet dem Arbeiter nicht aus der grauen, flachen Zukunft entgegen, wenigstens nicht in den Ländern, in denen das Lottospiel unbekannt ist. Man sage nicht, daß ja der Sonntag dieses tödtliche Einerlei fröhlich unterbricht. Vor Allem hat in Paris der Sonntag für viele Arbeiter und kleine Geschäftsleute jede Bedeutung verloren. Man schafft an Sonntagen wie während der ganzen übrigen Woche und bezeichnet den Beginn des neuen Zeitabschnittes nicht durch ein erleichterndes Tiefaufathmen. Und was ist der Sonntag selbst denen, die ihn noch feiern? Man schläft etwas länger als sonst, schlurrt dumm und gedankenlos gewohnte Spaziergänge entlang, geht ins gewohnte Wirthshaus, um mit Kameraden das gewohnte Glas Wein zu trinken, und damit ist der ganze Quell des Sonntagsvergnügens erschöpft. Solche Arbeiter-Sonntage sind ebenso eintönig wie die Wochen, deren zähes Rinnen sie unterbrechen sollen. Für das Unvorhergesehene, Neue ist da kein Platz, es ist Alles Abklatsch, Wiederholung, aschgraue Selbstverständlichkeit. Die Menschenseele lechzt und schreit aber nach Abwechselung! Wunderschön hat das Schiller ausgedrückt:

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben!“

Weshalb trägt der Arme in Oesterreich, in Italien, in Spanien, überall wo man es ihm ermöglicht, seinen letzten

Pfennig noch viel lieber in die Lotterie als ins Wirthshaus? Weil er sich das Recht auf eine Hoffnung kaufen, weil er einen Platz an jenem zauberischen Fenster miethen will, durch das man aus einem schalen Dasein heraus in eine unbekannte, aber gewiß schönere Zukunfts-Möglichkeit einen entzückten Blick werfen kann. Ja ich gehe weiter und sage, daß die Armen, die zur dumpfen, lebenslänglichen Langeweile Verurtheilten, sich nur darum so leicht entschließen, Aufstände und Umwälzungen zu machen, weil Umwälzungen und Aufstände eine Abwechselung sind. Eine Barrikade ist doch etwas Unvermuthetes, etwas Neues, was liegt daran, daß man da seine Haut gefährdet! Von drei Aufstandstagen zehrt eine anspruchslose Erinnerung ein Leben lang und ein Straßenkampf mit wilden Reden, Gefahren, Tod und Triumph, mit Hoffnung und Bangen, mit Illusionen und Enttäuschungen gibt doch unter allen Umständen den Nerven die wonnesam heftige Erschütterung, deren der Menschenorganismus nun einmal alle Weile bedarf. Wer weiß, wie viele Regierungen nicht gefallen wären, wenn sie dieses Gesetz der Volksphysiologie gekannt und beachtet hätten!

Die Feudalzeit ahnte dieses Gesetz, wenn sie sich seiner nicht etwa klar bewußt war. Mitten im schwarzen Mittelalter war das Leben des kleinen Mannes bunter und abwechselungsvoller als heute. Der Adel sorgte für prunkende Aufzüge, Schaustellungen, Feste und zeigte großmüthig dem andächtig und entzückt gaffenden Gesindel prächtige, farbige Gewänder, blitzende Rüstungen, Edelsteine; die Kirche veranstaltete Kreuzzüge für ganze Völker und Erdtheile, Wall-

fahrten für Provinzen, Kirchweihen für die einzelnen Dorfschaften. Da tanzte und lachte und sang das Volk, da lernte es neue Dinge und neue Erregungen kennen, da sündigte es tapfer und fühlte doch mit allen Sinnen, daß es lebe. Die herrschenden Classen verstanden es damals, das schattenhafte Dasein des gemeinen Mannes bunt zu machen: die Farben waren grell, der Pinsel war starr, aber das Leben wurde doch schillernd. Die derben Volksfeste und systematischen Aufzüge der Großen haben vielleicht die Menschheit das Mittelalter ertragen lassen, wie der eine Tag der Saturnalien den antiken Sklaven ein ganzes Jahr ihrer Knechtschaft erträglich machte.

Die erstaunlichen Menschen, welche die große Revolution in Frankreich machten, haben an Alles gedacht, auch an die Nothwendigkeit, Abwechselung in das verdummende, unleidliche Einerlei des Volksdaseins zu bringen. Große Volksfeste bildeten einen Theil ihres Regierungssystems. Die Masse sollte von Zeit zu Zeit aus dem Sumpfe ihres freudlosen Alltagslebens herausgehoben werden. Das Gesetz schrieb also die merkwürdigen Feste vor, deren Schilderung die Chroniken jener epischen Zeit füllen: Feste der Mütter, Feste der Greise, Feste der Dankbarkeit, Feste der Erinnerung; Aufzüge, bei welchen die Deputirten in rothen Togen einhergingen, in welchen bekränzte Greise neben Jungfrauen, die Aehren in den Händen trugen, und Ochsengespanne mit vergoldeten Hörnern neben Göttinen aus der classischen Mythologie figurirten. Man hat diese Feste kindisch und theatralisch genannt, man hat sie mit dem überlegenen Witze der Söhne eines zweifelsüchtigen Jahrhunderts verspottet.

Man ist damit einfach unverständig und ungerecht gewesen. Die Feste der großen Revolution waren nicht komisch, sondern erhaben und rührend, denn sie wurden von all denen, für die sie veranstaltet wurden und die sich an ihnen betheiligten, ernst genommen und mit Innigkeit und Weihe begangen.

Die Feste der großen Revolution werden mir durch die Feste der dritten Republik hindurch verständlich. Welch eine tiefe freudige Bewegung in all den Hunderttausenden der Pariser Bevölkerung! Welch ein andächtiger Ernst in den Zurüstungen zum Feste! Welch eine rückhaltlose Hingabe an alle wechselnden Eindrücke des Tages! Das Nationalfest ist ein Segen für die Masse des Volkes, das einen Tag lang seine Arbeit verläßt und seine Sorgen vergißt und aus seinen Schatten hervortaucht, um sich einmal auf der Sonnenseite des Lebens zu ergehen. Das Fest, das nur einmal im Jahre stattfindet, ist selten genug, um mit dem Reiz einer Ueberraschung, eines Ausnahms-Ereignisses zu wirken, und kehrt doch häufig genug wieder, um von einem bis zum andern Male im Volksgemüthe anregende Hoffnungen und Wünsche zu unterhalten. Es hat durch seine Tänze und Schaustellungen aller Art eine volksthümliche, materielle, sagen wir sogar meinethalben gemeine Seite, aber es wird durch die in die Festempfindungen mitverwobenen Gedanken an Freiheit und Vaterland veredelt und hoch über die gewöhnlichen Feiertagsbelustigungen des sich vergnügenden Volkes erhoben. Der Einfluß des Festes auf die Masse ist ein unmittelbar moralisirender, der jedem Auge sichtbar wird. Es regt ihre

besten Triebe an, es macht sie besser und menschlicher. Das Pariser Volk ist an den Tagen der großen Nationalfeste ganz anders als sonst. Es verliert die charakteristische Verdüsterung, die sich seiner seit dem Kriege bemächtigt hat; es tritt aus seiner mißtrauischen Zurückhaltung heraus und entspricht wieder ganz den Schilderungen, die entzückte Besucher in früherer Zeit von ihm entworfen haben. Es ist höflich, liebenswürdig, mittheilsam. Es bringt jedem Nachbar ein offenes Herz und eine offene Seele entgegen. Auf dem Rasen von Longchamps, den Beginn der Truppenschau erwartend, lädt der Arbeiter den unbekannten Nebenmann zur Theilnahme an dem Mahle ein, das er in einem reinlichen Tuche vor sich ausbreitet, und reicht die Weinflasche im Kreise der Umstehenden herum, ohne ihrer Wanderung und ihrem Verweilen an fremden Lippen auch nur mit den Augen zu folgen. Und wie den Bissen und den Schluck, theilt er den Schatten und die knappe Sitzgelegenheit mit allen Anderen, die gleich ihm das Fest begehen; in angeregter Wechselrede, die sich wie von selbst in allen Gruppen entspinnt, ergießt sich die Begeisterung aus einer Seele in die andere und wo immer die Strömung in den Straßen und auf den Plätzen die Leute zusammenführt, durcheinander mischt und wider einander prallen läßt, da genügt eine Minute des durch den Zufall bewirkten Beisammenstehens und Nebeneinandergehens, um ganze Gruppen Unbekannter mit einem Bande aufrichtig empfundener Brüderlichkeit zu umschlingen, so daß man sich gegenseitig die Hände drückt und umarmt und schwunghafte Worte der Freundschaft austauscht. Ob diese Empfindungen tief gehen oder nicht,

untersuche ich nicht. Sie äußern sich so schön, daß das Schauspiel entzückt und begeistert. Es ist herrlich, zwei Millionen Menschen zu sehen, die sich in einem Rausche allgemeiner Fröhlichkeit und Liebe glücklich fühlen, den Kampf ums Dasein vergessen, die Bestie in sich unterdrücken und einen Tag lang wunschlos, neidlos, heiter, arkadisch-ursprünglich sind.

* * *

So sah ich das Bild des Nationalfestes vor einigen Jahren. Seitdem hat es sich aber sehr zu seinen Ungunsten verändert, und zwar wie ich glaube ausschließlich darum, weil sich die besseren Klassen in ihrer grimmigen Selbstsucht, welche von gewohnten Bequemlichkeiten auch einen einzigen Tag lang nichts aufgeben will, von demselben systematisch fernhielten.

Maxime du Camp.

(1880.)

Im Ausland besteht noch das Vorurtheil, das in Frankreich selbst freilich schon längst überwunden ist, daß nämlich die „Académie française“ eine Gesellschaft sei, welche die vierzig bedeutendsten lebenden Schriftsteller umfasse. Die Akademie selbst thut seit dem Tage ihrer Gründung das Möglichste, um diese falsche Auffassung ihres Charakters zu bekämpfen, und es ist nicht ihre Schuld, wenn die Welt mit der Hartnäckigkeit, die den Irrthum auszeichnet, bei ihrer verkehrten Ansicht verharrt. Von Molière bis Balzac hat sie die Genies und großen Talente gehasst, verfolgt, aus ihrem Kreise ausgeschlossen; die Höflichkeit einer Einladung, auf ihren berühmten Fauteuils Platz zu nehmen, hatte sie stets nur für die brave Mittelmäßigkeit, die ein correctes Schulzöpfchen im Nacken trägt und vor der Regel unterthänigst den Hut zieht. Der geistreiche Arsène Houssaye, auch ein solcher frecher Geist, der sich unterstanden hat, über die erlaubte Höhe hinauszuwachsen, und den die Akademie dafür mit ihrer stillen Verachtung straft, hat ein Buch

geschrieben, welches sich „Geschichte des 41. Fauteuils“ betitelt und diejenigen literarischen Größen Frankreichs behandelt, die niemals der Ehre eines der vierzig Fauteuils theilhaftig geworden sind; nun denn, die Inhaber des schattenhaften 41. Fauteuils tragen die größten und glänzendsten Namen der französischen Literaturgeschichte und sind noch heute allesammt in lebendigster Erinnerung, während diejenigen der vierzig wirklichen Fauteuils aus Holz und Sammt zu neunzehn Zwanzigsteln so verschollen und vergessen sind wie die Finanzminister der Könige von Ninive. In unserer Zeit haben wir gesehen, daß Balzac, Alexander Dumas, Gustav Flaubert starben, ohne je den Frack mit den grüngepalmten Säumen getragen zu haben. Alphons Daudet ist kein Akademiker; Emil Zola wird es wohl nie werden. Victor Hugo hatte die Geduld, sich fünfmal hintereinander um einen freigewordenen Platz in der Akademie zu bewerben, ehe er ihn erhielt, und wenn Littré nicht die Ausdauer gehabt hätte, sein einundsiebzigstes Lebensjahr zu erreichen, so wäre er aus der Welt geschieden, ohne daß das Institut ihm seine patentirte Unsterblichkeit verliehen hätte. Allein wenn der Akademie Daudet, Zola, Houssaye, Droz fehlen, so hat sie dafür den Herzog von Audiffret-Pasquier, dessen einziger literarischer Rechtstitel der ist, das Wort „Akademie“ mit zwei c geschrieben zu haben („Accademie“), Xavier Marmier, der mit der Begabung eines Feuilletonisten dritten Ranges Reisebeschreibungen und Compilationen verfaßt hat, und den illustren Maxime du Camp, den sie 1880 feierlich in ihren Schoß aufnahm.

Der Empfang bot trotz der Unbedeutendheit dieses

Akademikers, von dem weiterhin ausführlich gesprochen werden soll, einige ungewöhnlich interessante Momente. Der Unsterbliche, den Maxime du Camp zu ersetzen berufen war und dem seine herkömmliche Lobrede galt, war St. René Taillandier, der bekannte vieljährige Hauptmitarbeiter der „Revue des deux Mondes" und Professor der Literaturgeschichte an der Sorbonne. Man weiß, daß Taillandier ein Kenner der deutschen Sprache und Literatur war und sich redlich bemüht hat, die letztere seinen Landsleuten durch Uebersetzungen und Besprechungen nahe zu bringen. Man durfte einigermaßen darauf gespannt sein, wie dieser Thatsache seitens des Herrn Maxime du Camp gedacht werden würde. Dieser war so geschmackvoll, die Verdienste St. René Taillandier's um die Verbreitung der Kenntniß deutscher Literatur in Frankreich einfach anzuführen, ohne sich bei dieser Gelegenheit durch chauvinistische Seitenhiebe in die Gunst seiner Hörer einschmeicheln zu wollen. Er erzählte nur die kennzeichnende Anekdote, daß man den jungen Taillandier, der zwei Jahre lang in Heidelberg studirte, in der Universitätsstadt für einen französischen Spion, für einen Agenten des damaligen Ministers Thiers hielt. Kreutzer soll das in einem Buche öffentlich ausgesprochen haben. Du Camp fügte hinzu, Taillandier habe auf diese Beschuldigung mit einem bloßen Lächeln und Achselzucken geantwortet, da sie zu albern sei, um ernstlich zurückgewiesen zu werden. Und doch finden Herr du Camp und seine politischen wie journalistischen Freunde es durchaus nicht albern, preußische Spione in Leuten zu wittern, die in Frankreich genau dasselbe thun, was Taillandier in den dreißiger Jahren in Heidelberg that.

Weniger zurückhaltend und geschmackvoll war dagegen Herr Caro, der den neuen Akademiker zu becomplimentiren hatte. Von Taillandier sprechend, sagte er: „Gewiß, es wäre ungerecht, zu behaupten, daß unserem Kollegen der klare Blick fortwährend gefehlt habe. Jähe Blitze zuckten manchmal an seinen Augen vorüber und zeigten ihm auf einen Moment die Wirklichkeit. In seinen „Studien über die Revolution in Deutschland“ finden sich fast prophetische Seiten. Allein trotz gewisser Ahnungen kehrte er mit dem Optimismus, der der Untergrund seines Charakters war, immer wieder zu einem unbegrenzten Vertrauen zurück. Er setzte hartnäckig seine Hoffnung auf ‚jenen ernsten, liebevollen Geist einer großen Nation, einen religiösen, ja mystischen, seiner Natur nach auf den Idealismus gerichteten Geist‘. Nun, wir haben es ja seither gesehen: die wahren Idealisten waren wir, die wir an die Ewigkeit des Hasses nicht glauben konnten; der wahre Idealist war besonders er. Als die schwere Versuchung hereinbrach, war es denn auch ein Ausbruch von Zorn, dem Zorn der beleidigten Liebe, der in seiner Seele losbrach und seine Vorträge überschäumen machte. Er verstand es mit einer Bewegtheit, die weder der Würde noch der Großartigkeit entbehrt, in einigen Seiten, in welchen er die Arbeit seines vergangenen Lebens zusammengefaßt, seinen verhängnißvollen Irrthum laut zu bereuen. ‚Diese Arbeit der Freundschaft und des Vertrauens wird mindestens beweisen‘, sagte er, ‚daß wir dem so tief menschlichen Genius unseres theuren Vaterlandes bis zum letzten Tage treu geblieben sind. Gerade in der Loyalität unserer Sympathien, in diesem Vertrauen

und in dieser ruhigen Freundlichkeit der Schätzung liegt ein Beweis mehr für die sittliche Ueberlegenheit Frankreichs und zugleich ein Grund sehr strenger Verurtheilung der Race, die uns betrogen hat‘. Ich ändere ein wenig den Wortlaut. Das ist nothwendig. Wenn der Verfasser einer Entschuldigung bedürfte, so müßten wir uns erinnern, daß er diese Worte unmittelbar nach der rauhen Enttäuschung schrieb, die die Hoffnung seines ganzen Lebens vernichtet hatte. Ein Blitzstrahl hatte seinen schönen Traum zerstört und ihm den geöffneten Abgrund gezeigt. Einer so französischen Seele muß man es verzeihen, daß sie nicht an sich halten konnte, als ihr klar ward, daß sie in ihrer Großmuth ein betrogenes Opfer und in Folge dessen die unwillkürliche Mitschuldige jener großen nationalen Selbsttäuschung gewesen sei, welcher wir alle anheimgefallen sind und welche vielleicht der unendlichen Bitterkeit unserer Leiden eine Bitterkeit mehr hinzugefügt hat.“

So äußerte sich Herr Caro, ein Professor der Philosophie, von dem man annehmen durfte, daß sein Geist durch die Disciplin der Logik gehörig dressirt sei, ein milder Epikuräer, der sich ein Wonneleben voll friedsamer Genüsse und gelinder Erregungen zurecht gelegt hat, ein schleckmäuliger, süßlich schmunzelnder Salonrhetor, der seine geschniegelten, glatten, honigklebrigen Vorträge hauptsächlich für ein oberflächliches und naschhaftes Frauen-Publicum herzurichten pflegt und sich bisher sein ganzes Leben lang weder eine kräftige Empfindung noch ein kräftiges Wort hat zu Schulden kommen lassen. Die Individualität des Herrn Caro, die man kennen muß, gibt der mitgetheilten

Stelle seiner Rede ihre Bedeutung. Er, der Logiker von Beruf, findet es also ganz logisch, die deutsche Nation der Tücke, der Heuchelei und des schwarzen Undankes zu zeihen, weil sie — nun, weil sie 1870 auf die Kriegserklärung und den Angriff Frankreichs mit Siegen antwortete, trotzdem St. René Taillandier jahrelang die unverzeihliche Gutmüthigkeit und Schwäche gehabt hatte, in der „Revue des deux Mondes“ deutsche Bücher zu kritisiren; er, der behagliche Epikuräer, der mit Angst und Abscheu jeder heftigern Gemüthsbewegung aus dem Wege geht, findet es begreiflich und berechtigt, daß Taillandier angesichts dieses unverzeihlichen Benehmens der deutschen Nation „Ausbrüche von Zorn“ in seiner Seele erfuhr. Ausbrüche! Zorn! Fürchterliche Worte, welche die candirten Lippen des Damen-Professors kaum hervorzustammeln die Kraft hatten und die er nur mit sichtlichem Schauder aussprach. Ich habe vor Herrn Caro nicht den geringsten Respekt und bekenne sogar, es für eine Schande zu halten, daß in dem Vaterlande Comte's, Littré's, Taine's, Ribot's gerade er der amtliche Vertreter der akademischen Philosophie ist. Allein Herr Caro ist doch immerhin nicht der Erstbeste, man muß ihn doch immerhin zur Auslese seines Volkes zählen. Ist es nun nicht über alle Maßen kläglich und betrübend, einen solchen Mann zehn Jahre nach dem Kriege, nicht etwa in einer Salon-Unterhaltung aus dem Stegreif, sondern in einer Wochen vorher sorgsam niedergeschriebenen, acht Tage vorher probeweise vorgelesenen, wohl ein Dutzendmal erwogenen und durchgefeilten Rede so haarsträubendes chauvinistisches Blech zu Tage fördern zu sehen? Herr Caro

nimmt also mit dem seligen Taillandier an, daß die paar Essays des letztern über Goethe, die Romantiker u. s. w. eine so ungeheure Wohlthat für Deutschland, ein so übermenschlich gewaltiger Dienst gewesen seien, daß Deutschland daraus die Pflicht erwuchs, den Wunsch der nationalen Einigung aufzugeben, vielleicht auch das linke Rheinufer abzutreten, möglicherweise sogar sich wie zu des Rheinbundes Zeiten ganz und gar unter französische Leitung und Protection zu stellen. Und damit wäre vielleicht die Dankesschuld noch nicht einmal abgetragen gewesen. Denn das linke Rheinufer ist doch nur von Deutschen bewohnt, die „Revue des deux Mondes“ aber wurde von Franzosen gelesen und es ist eine Vermessenheit, eine deutsche Provinz als gleichwerthig mit einem französischen Revueartikel betrachten zu wollen . . . Ich hatte nur ein Lächeln dafür, als Barbey d'Aurevilly*) ernstlich behauptete, Goethe sei von der Frau von Staël entdeckt, erfunden, berühmt gemacht worden. Aber nun schlägt ja der vorsichtige elegante Lispler Caro denselben Ton an! Nun sagt ja auch er ganz deutlich, Frankreich sei „ein betrogenes Opfer seiner Großmuth“, der Großmuth nämlich, der armseligen, ignorirten, eigentlich gar nicht als vorhanden zu betrachten gewesenen deutschen Literatur durch einige Artikel in der glorreichen Revue des Herrn Buloz erst zu einem wirklichen Dasein und zu einem Platz in der Welt verholfen zu haben! Weiß Gott, wir, die wir uns die undankbare Aufgabe gestellt haben, nach

*) Siehe „Ein Attentat auf Goethe“ in der Abtheilung „Pariser Bücher“.

unserm winzigen Vermögen an der Versöhnung und an dem gegenseitigen Verständniß der beiden großen Kulturnationen des Festlandes zu arbeiten, wir möchten angesichts solcher Erscheinungen fast die Flinte ins Korn werfen und unsern dummen Glauben an die Möglichkeit der Heilung solchen Größenwahns abschwören.

Doch genug dieses traurigen Gegenstandes und es ist Zeit, daß ich mich mit dem Akademiker beschäftige, dem der Gruß des Herrn Caro galt. Maxime du Camp ist ein Schriftsteller, der sehr viel geschrieben hat. Allein das Geheimniß seiner Fruchtbarkeit ist die völlige Abwesenheit des Berufs. Wer nur in den Stunden der Begeisterung zu schreiben vermag, der muß diese Stunden abwarten, und ach: wir wissen ja, wie spärlich sie sind, wie zögernd sie kommen, wie scheu sie bei der geringsten Störung fliehen, wie es unmöglich ist, sie gebieterisch herbei zu heischen. Wer dagegen ohne innern Drang, mit bloßer Handwerker-Geschicklichkeit schreibt, ganz wie ein Schuster seine Sohle nagelt, der kann allerdings bei schönem und bei schlechtem Wetter, von früh bis spät flott fortarbeiten und jedesmal, so oft er Feierabend macht, die Genugthuung haben, ein gut Stück fertiger Waare auf dem Werktisch liegen zu sehen. Maxime du Camp ist einer dieser achtungswerthen Schustermeister der Literatur mit geregelter Arbeitszeit und gleichmäßiger Hervorbringung und Caro hat ihm das mit jener echt weiblichen feinen und durchdringenden Bosheit ins Gesicht gesagt, die es versteht, eine blutige Beleidigung in Form eines freundlichen Compliments auszusprechen. Er rühmte in seiner Begrüßungsrede die Wißbegierde du Camp's

und fuhr fort: „Sie ist es, die Sie zu den mannigfaltigsten Ausflügen in alle literarischen Gebiete, ins Gebiet der Poesie, der Kunstkritik, des Romans verlockte, ohne Ihnen die Zeit zu lassen, in irgend einem derselben zu einem vollkommenen Erfolge zu gelangen, sie ist es, die in Ihnen jene fast krankhafte Ungeduld erregte, welche das Talent umtreibt und durch seine Vielgeschäftigkeit erschöpft.“ Von seinen Romanen sprechend sagte er: „Waren Sie von Natur Romanschriftsteller? Ich weiß es nicht recht. Allein auch hier haben Sie eine Geschmeidigkeit der Begabung gezeigt, die zum Entzücken den echten Beruf — nachahmt.“ Wenn ein Akademiker so zum neuen Collegen spricht, den er zu becomplimentiren hat, wie soll dann ein unabhängiger Kritiker ihn beurtheilen?

Die Bedeutung du Camp's liegt übrigens weder in seinen Gedichten noch in seinen Kunstkritiken und Romanen. Zwei Werke sind es, die ihn berühmt gemacht und ihm die Pforten der Akademie geöffnet haben. Das eine ist ein Denkmal, wohl nicht schriftstellerischer Begabung, jedoch gewissenhaften Fleißes; es ist dies die sechsbändige Zusammenstoppelung „Paris, sa vie et ses organes“. Zahllos sind die Leute, die vor du Camp in allen Sprachen über Paris geschrieben haben, und die Lutetia-Literatur nimmt in der großen Pariser National-Bibliothek allein einen ganzen Flügel ein. Dennoch gab es vor du Camp kein Buch wie das seinige. Man hatte immer nur den Roman der schönen Lutetia geschrieben und nie ihre Biographie. Man hatte sie besungen, in überschwänglichen Bildern gefeiert, aber nie in aller Nüchternheit gemessen und gewogen. Alle

Welt war im Salon und Boudoir geblieben und hatte zum tausendsten und hunderttausendsten Male dessen Pracht geschildert; du Camp war es vorbehalten, auch in die Küche, die Speisekammer, die Gesindestube zu schauen und uns mit den innersten Einzelheiten des Wirthschaftslebens der vielbewunderten Schönen bekannt zu machen. Die sechs Bände des Hauptwerkes du Camp's haben in den meisten Capiteln kaum schriftstellerische Ansprüche, sie sind vielmehr der Hauptsache nach eine Sammlung amtlicher Angaben, aus welchen sich ein wahres und daher doppelt interessantes Bild des Lebens der großen Stadt zusammensetzt. Wir erfahren, wie viel Köpfe Weißkohl und wie viel Säcke Mehl, wie viel Pfund Trüffeln und wie viel Gänse Paris jährlich verzehrt, wie viel Wein und wie viel Absinth es trinkt, wie viel Hochzeiten stattfinden und wie viel Kinder geboren werden; welchen Werth sämmtliche gestohlene und welchen sämmtliche verlorene Gegenstände darstellen; wie man in den Krankenhäusern gepflegt, wie in den Gefängnissen behandelt wird; wie viel Bäume auf den Boulevards stehen und wie die Straßenkehrer organisirt sind — lauter an sich prosaische Einzelheiten, deren Gesammtheit aber doch auf die Einbildungskraft des vom mächtigen Getriebe der Millionenstadt überwältigten Lesers mit größerer Kraft wirkt als die poetischste Rhapsodie eines lyrischen Phrasendreschers.

Das andere Buch, dem du Camp seinen europäischen Namen verdankt, sind die vielgenannten „Convulsions de Paris", eine Geschichte des Commune-Aufstandes, die zuerst bruchstückweise in der „Revue des deux Mondes" erschienen ist. Caro, der als Hauptphilosoph der Damen der vor-

nehmen Faubourgs selbstverständlich ein in der Wolle gefärbter Reactionär ist, äußert sich über diese Arbeit folgendermaßen: „Die Liebe zu unserm theuren Paris ist es, die Sie zum entrüsteten, unerbittlichen Geschichtschreiber jener Tage der Raserei gemacht hat ... Sie haben diese schreckenvolle Geschichte mit einem Ueberfluß von Einzelheiten und einer Verschwendung von Urkunden vor uns wieder aufleben lassen, welche Ihr Ringen nach der vollkommensten Genauigkeit bezeugen ... In der Galerie des Dogenpalastes zu Venedig, inmitten so vieler prächtiger Bildnisse, welche die Majestät und die Glorie des Vaterlandes vertreten, befindet sich eines, das ein schwarzer Schleier bedeckt. Es ist das Porträt eines großen Schuldigen, welches eine Art patriotischer Schamhaftigkeit vor den Blicken der Fremden verbirgt. Werfen auch wir, wie man es in Venedig gethan hat, einen Trauerschleier über diese düsteren Bilder. Schweigen wir, wenn wir auch nicht vergessen wollen. Wozu übrigens auch auf diese Schreckensscenen zurückkommen? Es ist hierzu zu spät ... Was man auch immer machen möge und trotz aller Anstrengung der noch bebenden Leidenschaften ist der Wahrspruch der Geschichte gefällt. Die Menschheit verzeiht, das ist ihre Pflicht; die Politik vergißt, das ist ihr Recht; aber die Geschichte hat weder die Pflicht, zu verzeihen, noch das Recht, zu vergessen. Sie ist der oberste Richter. Sie läßt sich nicht erweichen, nicht einschüchtern, nicht bestechen. Sie ist über wüthende Drohungen und ohnmächtigen Zorn erhaben. Was sie geurtheilt hat, ist gut geurtheilt; was sie gebrandmarkt hat, bleibt gebrandmarkt. Ihr Spruch ist ohne Berufung. Sie

ist das Gewissen Frankreichs, ja noch mehr, sie ist das Gewissen des Menschengeschlechts."

Vortrefflich gesagt, Herr Professor: die Geschichte hat weder die Pflicht, zu verzeihen, noch das Recht, zu vergessen. Aber Sie hätten doch noch einige Worte hinzufügen können, damit Ihre Periode nicht blos nett und abgerundet, sondern auch wahr und sittlich sei. Sie hätten auch sagen müssen: die Geschichte hat die Pflicht, die Wahrheit aufzudecken, und sie hat das Recht, die Handlungen der Menschen aus ihrem Charakter und aus ihren Zeitumständen zu erklären, wenn schon nicht zu entschuldigen. Dieses Recht aber hat Maxime du Camp nicht geübt und diese Pflicht hat er nicht erfüllt. Er ist darum nicht der Geschichtschreiber, sondern der Verleumder der Commune. Er hat ihre Handlungen nach den Urkunden der Versailler Kriegsgerichte erzählt und ihre Männer nach den Aussagen ihrer Feinde geschildert. Mit einer Leichtfertigkeit, die zum Verbrechen wird, weil sie aus böser Absicht hervorgeht, sammelte er alle, auch die widersinnigsten, Beschuldigungen, Anklagen und Klatschereien und trägt sie als Thatsachen vor, ohne von den Widerlegungen, Entschuldigungen und Gegenbeweisen die geringste Kenntniß zu nehmen. Das war eine feige Rachehandlung und eine empörende Schlechtigkeit in einem Augenblicke, wo die verleumdeten Menschen noch lebten, ohne sich vertheidigen zu können, und wo das Buch du Camp's ihnen unter gewissen Umständen an Leben und Freiheit gehen konnte.

Ich bin kein Entschuldiger, noch weniger ein Freund der Commune, aber ich nehme gern die Partei der Leute, die gefesselt am Boden liegen. Wenn du Camp sein Buch

nach 1880 geschrieben hätte, als die Communards wieder in Paris waren und auf jedes seiner Worte mit einer Gegenrede und, wenn es sein mußte, auch mit etlichen Zollen kalten Stahls zwischen die Rippen in ehrlichem Zweikampf antworten konnten, so wäre keine Silbe dagegen zu sagen. Er schrieb es aber zu einer Zeit, wo seine Gegner weder eine Feder noch einen Degen führen konnten. O, er hat glänzende Vorbilder! Cicero und Sallust, die heute noch von den Schuljungen mit Ehrfurcht und Bewunderung gelesen werden, sprechen so von Catilina, Plutarch spricht in seinem „Leben Sulla's“ so von Spartakus. Und die Herren Professoren lehren uns Spartakus und Catilina als erbärmliche Bösewichte, als Räuber, Lumpe und Mordbrenner verabscheuen, auf das Zeugniß von Menschen hin, die ihre Feinde waren oder im Solde ihrer Feinde standen. Catilina und Spartakus aber sind stumm, sie können sich nicht vertheidigen und ihre erbarmungslosen Sieger behalten allein das Wort vor der Ewigkeit. Wenn die alten Empörer den Mund aufthun könnten! Wenn die Gräber der Freiheitskämpfer eine Stimme hätten! Ich ahne, daß dann den feilen Lohnschreibern der siegreichen Reaction, diesen Plutarch und Cicero und Sallust, der Ton in der Kehle ersticken und die gleißnerische Stirn erbleichen würde und daß die Herren Professoren der Schuljugend ganz andere Geschichten zu erzählen hätten als gegenwärtig. Du Camp ist es nicht so gut gegangen wie seinen classischen Vorbildern. Seine Catilinas und Spartakus haben nach zehnjährigem Stummsein die Sprache wiedergefunden und der Welt bewiesen, daß er gelogen und betrogen hat. Um so schlimmer

für ihn. Seine „Convulsions de Paris“ werden nicht in zweitausend Jahren ein Schulbuch der Gymnasiasten sein. Er hätte warten sollen, bis alle Führer und Theilnehmer der Commune, die Schwärmer und die Canaille, die Betrogenen und die Betrüger, die radicalen Dogmatiker und die wahnwitzigen Mordbrenner erschossen, in den Gefängnissen verdorben oder bei den Gegenfüßlern verkommen waren, dann erst hätte er sein Buch schreiben sollen und er wäre vielleicht der Genosse Plutarch's, Cicero's und Sallust's in der Schulliteratur künftiger Geschlechter geworden.

Auf diese Ehre muß er nun verzichten. Dafür hat ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede gemacht. Die Händedrücke des Herzogs von Audiffret-Pasquier und die sauersüßen Complimente des Herrn Caro müssen ihm den Nachruhm ersetzen, dessen sich vorsichtigere oder glücklichere Verleumder von Besiegten und Unterdrückten unfehlbar erfreuen.

Franz Liszt und die Frauen.*)

(1886.)

Hinzuzulaufen, wo Gaffer sich glotzend um irgend ein Straßen- oder Marktschauspiel drängen, ist im Allgemeinen nicht meine Art. Ich bekenne aber, daß ich es mir nicht versagte, nach der Saint Eustache-Kirche zu gehen, als im April 1886 Franz Liszt's „Graner Messe" in Anwesenheit des Tonsetzers da aufgeführt wurde. Ich hatte eine Entschuldigung vor mir selbst. Man braucht nicht zur Gattung der Mundaufsperrer zu gehören, deren höchster Ehrgeiz es ist, „mit dabei gewesen zu sein", und die im Stande sind, Winkelried-Thaten zu thun, sobald in einer Reklame-Zeitung oder Maulaffen-Gesellschaft der Schlachtruf ertönt: „das muß man sehen!" — und kann doch einen sittengeschichtlichen Vorgang, das lebendige Wiedererscheinen eines Kulturbildes aus einer längst todt und begraben geglaubten Vergangenheit für sehenswürdig halten. Wenn

*) Dieser Aufsatz wurde noch bei Lebzeiten Franz Liszt's geschrieben. Sein mittlerweile erfolgter Tod ändert an den hier ausgedrückten Ansichten und Urtheilen nichts.



sich durch irgend ein Wunder in der Zeit- oder Raum-Perspektive vor unseren Augen ein römischer Triumph mit dem Sieger auf dem bekränzten Wagen, dem Zuge der Kriegsgefangenen in Ketten, dem Sklaven, der dem ruhmberauschten Helden die Todesmahnung ins Ohr flüstert, den Senatoren, Rittern, Veteranen in glänzenden Gewändern und der jauchzenden Menge der Römer; oder wenn sich ein kanaanitisches Opferfest des Moloch mit dem glühenden Götzenbilde aus Erz, den Priesterschaaren des blutigen Gottes, den unglücklichen dem Tode geweihten Kindern und dem hymnensingenden fanatischen Volke ereignen würde, und zwar nicht als Faschings-Mummenschanz oder Bühnen-Nachahmung, sondern in ursprünglicher Echtheit und Wirklichkeit, ich bin überzeugt, daß auch sehr ernste Menschen eine lange Reise unternehmen würden, um Augenzeugen eines solchen etwa durch Todtenbeschwörung wiederverkörperten Kapitels der alten Geschichte zu sein.

So bin ich denn auch nicht in die Saint Eustache-Kirche gegangen, um die Graner Messe zu hören, — dazu liebe ich die Musik zu sehr — ebensowenig, um das mit greulichen Warzen dicht bestandene Gesicht des alten Klavierspielers zu sehen, — eine Karikatur des edeln Menschenantlitzes ist mir peinlich, wenn sie nicht sehr lustig ist — sondern um ein Kulturbild zu betrachten, welches unsere Generation nur aus der Sittengeschichte kennt und für immer verschwunden glaubte.

Wir, die nach dem „tollen Jahre“ geboren sind, können uns schwer in die Stimmung jener erstaunlichen, uns fast unverständlichen Zeit hineindenken, in der Metternich ein

großer Mann war, König Friedrich Wilhelm IV. mit dem armen guten Herwegh ernsthaft über die dem deutschen Volke zu gebende Verfassung unterhandelte, in der Rangordnung des Salonlöwenthums ein Klavier- oder Geigenspieler, eine Tänzerin oder Sängerin weit vor einem Denker, Helden oder Staatenlenker stand und die öffentliche Meinung, selbst die der Philister-Stammkneipen, diese Rangordnung guthieß. Keine Gestalt ist für diese verschollene und uns märchenhaft anmuthende Epoche bezeichnender als die Franz Liszt's. Er scheint keine leibhaftige Menschenerscheinung, sondern ein tolles, unzusammenhängendes Traumbild der in krankhaften Schlaf versunkenen Menschheit zu sein. Aus dem vormärzlichen Schriftthum wissen wir, welchen Platz er während des dritten und vierten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts in der Einbildung seiner Zeitgenossen einnahm. Wenn er in einer Stadt erschien, wurden ihm Triumphbogen errichtet und selbstverständlich die Pferde ausgespannt. Die Zeitungen widmeten ihm Leitartikel, Feuilletons, Kunstberichte und Tagesneuigkeiten. Damen der höchsten Aristokratie führten gegen einander diplomatische Feldzüge, ja lieferten sich homerische Schlachten, um das Recht zu erobern, in seinem Konzerte die Notenblätter umzuwenden. Sie fielen wie Tiger über die Handschuhe her, die er die Gewohnheit hatte, bei seinem Erscheinen auf der Bühne mit einer majestätischen Bewegung unter das Klavier zu werfen, und zerrissen sie in kleine Stückchen, um sie als Reliquien aufzubewahren. Nach seinem Abgange stürzten sie sich auf den noch warmen Stuhl und küßten den Platz, wo er gesessen hatte — der Zug ist unappetitlich, darf aber nicht unterdrückt werden,

da er buchstäblich wahr ist, ebenso wie daß dieselben Damen es sich zur höchsten Ehre anrechneten, die Favoritinen des Klaviersultans zu sein, daß sie einen Theil der Schwärmerei, mit der sie ihn anbeteten, sogar auf die Auserwählte übertrugen, die der Lichtgott mit seiner durchaus unkanonischen Liebe zu beglücken sich herabließ, und daß ein Gypsabguß seiner wunderwirkenden Hand jahrelang in einem Pariser Boulevard-Schaufenster zu ehrerbietiger Betrachtung ausgestellt war wie ein Heiligenbild auf einem Hochaltar. Sogar Männer wurden von dieser, allerdings in der Hauptsache weiblichen, Bewegung mitgerissen. Mächtige Herrscher baten ihn, ihre Orden gnädigst anzunehmen, seine ungarischen Landsleute zeichneten ihn wie einen Schlachtengewinner mit einem Ehrensäbel aus und Vörösmarty, den die Magyaren als einen ihrer größten Dichter verehren, richtete eine Ode an ihn, worin er ihn mit tragischem Ernst beschwört, seine Titanenkraft in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen und demselben Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen.

Und nun, nach einem halben Jahrhundert, sollten wir diesen Mann wieder auftauchen und von Neuem in der Rolle eines Halbgottes vor uns treten sehen, mit dem alten Zeremoniell, von den alten Formen der Vergötterung umgeben, ganz so, wie die Ueberlieferung es uns schildert.

Der Gegensatz zwischen dem gehirnerweichten Virtuosen-Kultus unserer Väter und — sagen wir: Tanten, um den Namen der Mütter nicht unehrerbietig auszusprechen, und den nüchternen Anschauungen unseres eigenen, auf das Ernste und Wesentliche gerichteten Zeitalters ist zu pikant und lehrreich, um es nicht zu rechtfertigen, daß man gern die

Gelegenheit ergriff, ein von den Todten erstandenes Stück vormärzlichen Lebens mit eigenen Augen anzusehen.

Nun, ich muß gestehen, daß ich die Saint Eustache-Kirche ein klein wenig enttäuscht verließ. Das Schauspiel hielt nicht ganz, was ich mir davon versprochen hatte. Franz Liszt selbst zwar und die vornehmen Damen, die seinen Hofstaat bildeten, waren durchaus auf der Höhe ihrer Aufgabe und befriedigten alle Erwartungen. Allein das Publikum, welches die weiten Kirchenschiffe füllte, ließ zu wünschen übrig und störte die Einheitlichkeit des Bildes. Franz Liszt war in Ruhe und Bewegung herrlich zu schauen. Er trug ein kühn, aber glücklich erfundenes Phantasiekostüm, in welchem sich die wirksamsten Elemente des Priestertalars, des bekannten vom persischen Schah auf seiner europäischen Reise getragenen brillantenbesetzten Waffenrockes und der Rococo-Tanzmeistertracht klug vereinigten. Die in Kniehöschen, feinen Strümpfen und grausam zugespitzten helllackirten Schnallenschuhen steckenden Beine und Füße waren entschieden die eines Tanzmeisters. Seine Länge und die würdige Faltung der wallenden Schöße nahm der Rock vom Priestergewande; durch die mit sechsundvierzig edelsteinbesetzten Ordenssternen und Kreuzen behangene Brust (ernste Geschichtschreiber des großen Ereignisses haben sie gezählt) suchte derselbe dem Staatskleide des Schah zu gleichen. Als Liszt in die Kirche trat, empfingen ihn die Musiker mit Fanfaren und Orgelklängen. Eine Schaar meist überreifer, doch kunstvoll und prächtig geschminkter Damen, keine weniger als Gräfin, stürmten ihm entgegen und bemächtigten sich seiner Hände, die er ihnen mit gnädigem Lächeln zum

Kusse überließ. Dann reichte er den beiden reifsten und am gediegensten geschminkten Damen (vielleicht sind es auch die vornehmsten gewesen) je einen Arm und schritt mit ihnen äußerst langsam und feierlich auf einen für ihn neben dem Hochaltar errichteten Thronsessel zu, während hellebardenbewaffnete Kirchendiener in Feldmarschallsuniformen (suisses nennt man diese Würdenträger in Frankreich) ihm voranzogen, die Kadenz ihrer Schritte durch Aufstoßen der Hellebarden auf das dröhnende Estrich markirend, und die Damenschaar mit Verzückung in Blick und Miene ihm folgte. Liszt nickte der Menge wohlwollend zu und ließ von Zeit zu Zeit ein Wort, ohne Zweifel eine Offenbarung, zu seinen Begleiterinen niederfallen, die zu ihm mit einem Augenaufschlag emporsahen — nein, diesen Augenaufschlag kann ich nicht schildern. Da müßte ein genialer Stift oder Pinsel der Feder zu Hilfe kommen. Der unvergleichliche Oberländer hatte vor einiger Zeit in den „Fliegenden Blättern" eine Zeichnung, die einen vegetarischen Dichter inmitten einer Versammlung gerührter Hausthiere darstellt. Die Pferde, Kühe, Schafe u. s. w. blicken zu dem milden Sänger, der die unblutige Pflanzenkost feiert, so innig seelenvoll, so gedankentief und schwärmerisch auf, daß selbst ein Großinquisitor darüber bis zu Thränen lachen müßte. Diesen ganz einzigen Augenaufschlag der Oberländer'schen Hausthiere habe ich bei den aristokratischen Damen in der Saint Eustache-Kirche wiedergefunden. Und doch — trotz dieser Kundgebungen der unbegrenzten Verehrung und Anbetung waren die Damen des Gefolges nicht im Stande, den Eindruck der Aufrichtigkeit zu machen. Sie sahen nicht voll

überzeugt aus. Sie hatten gut in wohlstudirter Haltung sehnsüchtig und verzückt zum Throne hinüberblicken, auf dem Liszt, über und über glitzernd und blinkend wie ein Lerchenspiegel, olympisch saß, sie hatten gut die wunderlichen Grimassen nachahmen, die der große Mann schnitt, um die Normal-Wirkung zu veranschaulichen, welche das Tonwerk auf ein kunstverständiges Gemüth hervorbringen sollte, — der aufmerksame Beobachter wurde den Gedanken nicht los, daß sie weniger an den flitterbehangenen Gott als an den Reporter hinter dem Pfeiler dachten, der emsig seine Aufzeichnungen machte, daß sie weniger gekommen waren, um am Opferdienste ihres alten Götzen ehrerbietig theilzunehmen, als um am andern Tage ihren Namen in den Boulevard-Zeitungen gedruckt zu lesen. Was aber die nichtbetheiligte Menge betrifft, die Menge, die nicht zu der Leibgarde oder Levitenschaar gehörte und nicht vom Wunsche hergeführt war, daß der Reporter sie bemerke, so zeigte sie die köstlichste Unabhängigkeit der Gesinnung. Welches Ergötzen in den Blicken! Welches lustige oder spöttische Lächeln auf den Lippen! Diese Leute standen nicht unter dem Banne vormärzlichen Ueberschwanges. Sie waren unverkennbare Zeitgenossen, kritische und zweifelsüchtige Kinder der zweiten Hälfte dieses rasch auskühlenden Jahrhunderts. Vorbei, vorbei! Die Zeiten sind andere geworden. Die Wanderung nach der Saint Eustache-Kirche hat nicht gelohnt; das Bild, das wir da gesehen, war nicht echt und geschichtlich treu, der alte Virtuosenkultus hat sich trotz reklamesüchtiger Patrizierinen und reklametrommelnder Zeitungen nicht wiederbeleben lassen.

Ich habe oben gesagt, daß Franz Liszt für eine überwundene Kulturepoche die bezeichnendste Gestalt ist. Aber man mißverstehe mich ja nicht: er ist dies nicht etwa durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit, sondern durch das, was die Zeitgenossen aus ihm gemacht haben.

Liszt ist psychologisch so uninteressant wie möglich. Die Seelenforschung vermag an ihm nicht das geringste Außergewöhnliche wahrzunehmen. Er besaß in einem ausnahmsweise hohen Grade die untergeordnete, mindestens ebenso sehr körperliche wie geistige Fähigkeit des Klavierspielens, aber das ist auch die einzige Gabe, durch die er über den Durchschnitt der Menschen emporragte. Seine monumentale Eitelkeit war wahrscheinlich nicht größer als die der meisten Leute, sie hatte blos mehr Gelegenheit, sich zu offenbaren. Daß er sich selbst außerordentlich ernst nahm und in seinen eigenen Augen etwas sehr Großes war, kann auch nicht überraschen. Ein gewisses Maß von Größenwahn ist jedem Menschen eigen und wenn auch noch die Umgebung dieser Geistesstörung Vorschub leistet, so entwickelt sie sich natürlich unbegrenzt weiter. Ich glaube, Johnson erzählt die Anekdote, daß er eines Abends, als er auf der Landstraße von einem Besuche bei einem befreundeten Dorfvikar heimwanderte, an dem Schweinehirten der Gemeinde vorüberkam, der schwerbetrunken im Straßengraben lag, und ihn vor sich hin lallen hörte: „Gott, du hast mich groß gemacht, mache mich nun auch gut." Dieser Schweinehirt hielt sicherlich sein Amt für ein äußerst wichtiges und sich für das ansehnlichste Glied des Gemeinwesens. Köche pflegen von ihren Verrichtungen ebenfalls die Meinung zu haben, daß

sie für die Menschheit ungleich bedeutungsvoller seien als die von Feldherren oder Staatsministern, und sie walten an ihrem Herde nicht selten mit der Sammlung und dem Ernste, womit ein Generalstabschef die Befehle zu einer Entscheidungsschlacht diktirt. So allein erklärt sich der Selbstmord Vatels, als seine Fische nicht rechtzeitig ankamen, so allein die Stellung, die Trompette, der große Küchenminister Gambetta's, sich in der neuesten Geschichte zu erobern wußte. Bekannt und fast sprichwörtlich ist die übernatürliche Hochachtung, die der Tanzmeister vor seiner Wissenschaft oder Kunst empfindet, die Würde, mit der er sie übt, die Weihe, mit der er sie lehrt, und man erinnert sich wohl auch noch des Tambours Legrand in Heine's Reisebildern, der seine Trommel für ein Wunderwerkzeug ansieht, womit er die ungeheuern Ereignisse der großen Revolution wiederheraufbeschwören kann.

Dieser Zug der maßlosen Ueberschätzung der eigenen Persönlichkeit und der Thätigkeit, die ihre Kundgebung ist, findet sich also bei sehr vielen Leuten und am meisten naturgemäß bei solchen wieder, deren Beruf mit zu den nichtigsten und für den Einzelnen wie für die Gesammtheit bedeutungslosesten gehört, und er ist durchaus keine Eigenheit Liszt's, die für ihn bezeichnend wäre. Was ihn von den Vatel's und Trompette's zunächst unterscheidet, das ist blos, daß er sich gestatten durfte, in dem öffentlichen Eingeständniß seiner großartigen Meinung von sich weiter zu gehen als jene. Er hat nicht blos Klavier gespielt und dies für etwas Glorreiches und Heroisches gehalten, er hat auch eigene Musik komponirt und sogar Bücher geschrieben, in denen er seine,

des Klavierspielers Franz Liszt, Ansichten über Alles, was zwischen Himmel und Erde vorgeht, und über Manches, was über diese Grenzen hinausreicht, über Kunstphilosophie, Völkerkunde, Politik, Literatur, Aesthetik, Volkswirthschaft u. s. w., mit einer Kühle, einer Lehrhaftigkeit, einer durch keinen Zweifel getrübten Sicherheit ausspricht, welche seine Schriften zu den allerhumoristischsten des Jahrhunderts machen würden, wenn sie nicht leider zu lang wären. Dasselbe ahnungslose, unbeklommene Selbstbewußtsein kürzer ausgedrückt, womöglich in Form von Dogmen oder Weissagungen, und Liszt wäre der Larochefoucauld des unbewußten Humors. Uebrigens steht er auch auf diesem Gebiete nicht ganz allein. Ich kenne Zuckerbäcker, die transszendentale Kunstkritik üben, weil sie aus Dragant griechische Tempel mit kleinen Götterbildern aufgebaut haben, und in Paris war ein Coiffeur oder Haarkünstler Namens Lespès volksthümlich, der Verfassungen und Vorschläge zur Umgestaltung der Gesellschaft ersonnen hat und in kritischen Augenblicken seinen Landsleuten in Zeitungsartikeln und Broschüren den Weg zeigte, den sie einschlagen sollten.

Auf manche kindliche Gemüther hat es Eindruck gemacht, daß Liszt auf seine alten Tage Priester wurde. Die guten einfältigen Seelen! Der Wortlaut des Evangeliums gibt ihnen allen Anspruch auf das Himmelreich. Haben sie denn auf dem Gymnasium nie die Geschichte von Alkibiades gelesen, der seinem Hunde den Schwanz abschnitt, damit die Athener sich über diese Handlung den Kopf zerbrechen und über ihn reden? Liszt wußte, wie pikant es sein werde, wenn gerade er, dessen zuchtloses Leben durch

Geschichte und Sage Allen bekannt war, in einem Alter, wo die Fleischabtödtung kein persönliches Opfer mehr erheischt, den schwarzen Priesterrock anziehen würde. Die beabsichtigte Gegensatzwirkung wurde voll erreicht und somit hatte er Recht. Einwendungen zu erheben hätte blos die Kirche Ursache gehabt, die es bis vor wenigen Jahren nicht duldete, daß auf der Bühne von Konkordat-Staaten Komödianten in Priestertracht auftraten. Wenn sie nichts dagegen hatte, daß ihr Talar von einer delirirenden Eitelkeit zu Reklame-Zwecken mißbraucht wurde, so haben wir noch weniger Anlaß, uns darüber aufzuhalten.

Freilich kann man es vom künstlerischen Standpunkte aus bedauern, daß Liszt nicht folgerichtig geblieben ist, sondern nach langer Halbzurückgezogenheit von der Welt wenige Monate vor seinem Tode plötzlich wieder auf die Bühne heraustrat und den Trommlern und Pfeifern das Zeichen gab, die Zirkusmusik von Neuem anzufangen. Das beeinträchtigte die Wirkung der früheren Weltabkehr. Kaiser Karl V. ist eine schöne, schwermüthige Erscheinung, weil er aus dem Kloster San Yusto nicht mehr in die Welt zurückkehrte. Hätte er plötzlich das Bedürfniß empfunden, wieder an seinem Hofe zu erscheinen, um als Kaiser sein eigenes Bild eines büßenden Mönchs perspektivisch zu genießen, wir würden über ihn lächeln.

Ich halte also Liszt in seelischer Hinsicht für eine durchaus gewöhnliche Menschenerscheinung und habe meine Gründe für diese Anschauung angegeben. Ueberaus lehrreich und bezeichnend wird aber seine Persönlichkeit durch den Platz, den sie in der Sittengeschichte dieses Jahrhunderts einnimmt.

Selber banal, wirft er doch ein wunderbares Licht in die Psychologie eines Zeitalters und besonders des Weibes dieser Kulturepoche, die zwischen dem Ende der Befreiungskriege und dem Anfange der 1848er Revolution liegt. Ein unsagbar gewaltiger, an Heldenthum aller Art überreicher Geschichtsabschnitt war ihr vorangegangen. Mit ahnendem Geiste hatte Goethe den Charakter der großen Zeit prophezeit, indem er Faust die höchste Kundgebung einer schaffenden Gottheit mit den Worten ausdrücken läßt: „Im Anfang war die That!“ Ein Menschenalter, das kaum seines Gleichen hat, sah und wirkte epische Thaten, an deren Größe Homer's Sangesgenius nicht hinanreicht: die große Revolution, die napoleonischen Feldzüge, die Zertrümmerung der feudalen Staatsordnung und ihres malerischsten Vertreters, des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, die Demüthigung Preußens, die erhabene Wiedergeburt dieses Staates inmitten eines Wettersturms der Volksbegeisterung. Das dauerte fünfundzwanzig Jahre lang, dann wurde es plötzlich still in der Welt. Die Wandelung war verblüffend in ihrer Schnelligkeit und Vollständigkeit. Alle Flammen erloschen, alles Toben verstummte. Die Löwenstimmen der ringenden und jauchzenden Völker schwiegen und das Säuseln der Castraten, von denen Heine singt, wurde hörbar. Die Männer, die mit dem Schwerte und dem Gedanken bis dahin den Vordergrund erfüllt hatten, traten ab und ihren Platz auf der Weltbühne nahmen die Frauen ein. So möchte ich mit einem Worte diese beiden Kulturepochen kennzeichnen: von 1789 bis 1815 ein Zeitalter des Mannes, von 1815 bis 1848 ein Zeitalter des Weibes. Jenes war

episch und tragisch, dieses lyrisch und idyllisch; jenes hatte weltumfassende altruistische Anschauungen, dieses sank zu einem elend engherzigen, wenn auch ästhetisch raffinirten Egoismus zurück; jenes strebte höchste Menschheitziele an, dieses suchte allein persönlichen Genuß in allen Formen. Das männliche Zeitalter schätzte blos die Helden, dem weiblichen gingen Sinn und Verständniß für die Urschönheit der Kraft vollständig ab und es würdigte nur die kleinen Fertigkeiten und Künste, welche die niedrigsten Sinne anregen, sentimentale Stimmungen hervorrufen, schmachtendes, wollüstiges Träumen gestatten und alle höheren Fähigkeiten des Menschenhirns ruhen lassen.

In einer solchen Zeit konnte und mußte Liszt ein großer Mann sein. Vornehme Frauen, die ihr ornamentales Leben in Müßiggang verbrachten und keine andere Aufgabe kannten, als ihre Eitelkeit zu pflegen und liebelnd, schwärmend, sündigend, spielend zu genießen, beherrschten die Gesellschaft, gaben den Ton an, vertheilten die Palme des Ruhmes. Sie entschieden sofort, daß Liszt ihr Mann sei. Er war es auch, er hatte Alles, was dazu gehört, um das Ideal sittlich und geistig verkommener großer Kinder zu sein. In klare Worte gefaßt, heißt dieses Ideal folgendes: „Klavierspiel ist der denkbar erhabenste Daseinsinhalt; die höchste Kraft und Schönheit der Seele, der größte Adel der Gesinnung besteht darin, an der Virtuosenmusik intensives Gefallen zu finden; wer auf solchen Höhen des Menschenthums steht, daß er glänzend Klavier spielen kann, ist von jedem Zwange des Sittengesetzes befreit; was bei gewöhnlichen Philistern liederliche Buhlschaft wäre, das ist bei

solchen Naturen göttliche Freiheit der Leidenschaft; der glänzendste Sieg über die nüchterne Alltäglichkeit ist ein Dasein, welches die Sinnesgenüsse der ungebundenen Liebe und der Musik ganz ausfüllen.“ Liszt war die Verkörperung dieser Vorstellungen, deren Predigerin mit der Feder seine widerlichste Zeitgenossin, die unsagbare George Sand war. Welch ein Triumph aller kleinlichen, niedrigen, verächtlichen Instinkte, welche die Menschheit zur Thierheit zurückschleudern! Das müßige Weib der oberen Klassen durfte sich nicht blos frei zu allen verwerflichen Neigungen bekennen, welche es in ernsteren Zeiten zu verbergen, zu beschönigen oder zu bekämpfen gezwungen war, es durfte auf dieselben sogar stolz sein. Die Frau lief ins Konzert, um sich im Anhören seichter Musik und im hysterischen Hinstarren auf den grimassirenden und gestikulirenden Klavierspieler sinnlich aufzuregen, und sie rühmte sich ihrer „Kunstbegeisterung“, ihres „Idealismus“. Sie verschlang die Geschichte von den ehebrecherischen Verhältnissen ihres Abgotts zu allerlei französischen Gräfinen und russischen Fürstinen, und sie nannte den ungesunden Kitzel, den sie dabei empfand, „Weite der Anschauung“ und „geniale Geistesfreiheit“. So war Dank dem vorwiegenden Einflusse der vornehmen Frauenwelt das letzte Wort jenes Zeitalters in der Aesthetik ein gedankenloses Schwelgen in Tönen, in der Moral eine Hintansetzung der Pflicht hinter die Begierde und der Selbstbeherrschung hinter den zügellosen Genuß, in der allgemeinen Weltanschauung eine Verachtung der ernsten, mühseligen Gedankenarbeit und des kräftigen Handelns und eine monströse Vergötterung leichtfertiger Künste, denen die Menschheit auch

nicht die leiseste Förderung, die Seele auch nicht die schwächste Erhebung verdankt.

Mitschuldige des Weibes an dieser Zeitstimmung waren oberflächliche Zeitungsschreiber und Literaten, nach Salonerfolgen lüsterne Künstler, schwachköpfige, den Unterrock anbetende Diplomaten, besonders aber die Regierungen, denen nichts willkommener sein konnte als eine Generation, die ihren ganzen Enthusiasmus an fahrende Klavierspieler ausgab. Allein in die Tiefen des Volkes drang die Verderbniß nicht. Dieses war stumm, vom verrückten Treiben der oberen Klassen verachtungsvoll abgewandt und arbeitete voll Schwung und Sammlung an der Zukunft.

Und plötzlich ging wieder eine große Aenderung auf der Weltbühne vor sich. Die Revolution brach aus, es folgten bis zum heutigen Tage unablässige Kämpfe der Geister und der Waffen, die Kraft und die That kamen wieder zur Geltung; die Massen nahmen das Wort und die blasirte, gelangweilte Minderheit vornehmer Dilettanten hatte zu schweigen, kurz es war wieder ein Zeitalter des Mannes nach dem Zeitalter des Weibes und wir stehen noch mitten darin.

Die Beobachtung lehrt, daß dem Vater die Tochter, dieser wieder der Sohn an Leib und Geiste ähnlich ist, so daß der Mann nicht im Kinde, sondern erst im Enkel sich selbst verjüngt und vervollkommt wiederfindet. Die Eigenschaften eines Individuums vererben sich abwechselnd durch beide Geschlechter und drei Generationen sind erforderlich, um aus einem Wesen ein ihm in Allem ähnliches Wesen desselben Geschlechts zu entwickeln. Es scheint, daß die Entwickelung der Menschheit demselben Gesetze des Geschlechts-

wechsels folgt, denn immer sehen wir auf eine Generation des starken Handelns eine solche des schwächlichen Empfindens, auf eine mannhafte eine weibische folgen und zum Glücke natürlich auch umgekehrt. Wir leben wieder in einer männlichen Zeit, welche durch die vormärzliche Epoche hindurch an die Jahrzehnte der großen Kriege und Umwälzungen anknüpft. So ist das Ende des Jahrhunderts der Erbe und das Ebenbild seines Anfangs und wir dürfen uns für alle Mühsal, mit der wir an ungeheuern Aufgaben arbeiten, mit dem stolzen Bewußtsein trösten, daß die Nachkommen zu uns aufblicken werden wie wir zu den Helden, die zwischen 1789 und 1815 gelebt.

Liszt hat die Bedeutung eines lebendigen Maßstabs, an dem wir unsere Epoche und die vorausgegangene messen können. Die Ueberlieferung reichte ihn uns als etwas Großes herüber, wir sahen ihn an und fanden etwas lächerlich Kleines. Aber nicht er hatte sich geändert; er blieb, was er war. Nicht er ist zusammengeschrumpft, wir sind es, die gewachsen sind. Wer uns den Eindruck der Größe machen soll, der muß etwas Anderes können als Klavier spielen und hysterische Damen in sich verliebt machen. Dieses spöttische Lächeln des Publikums in der Saint Eustache-Kirche, dieser verächtliche Blick, mit dem es Liszt und seinen weiblichen Hofstaat ansah, zeigte mir die Höhe, um die wir über die Köpfe unserer Väter hinausgewachsen sind, und ließ mich empfinden, um wie viel größer, fruchtbarer, menschlicher unsere Zeit ist als die, aus welcher Franz Liszt und die ihn umwitternde Frauenschwärmerei wunderliche Ueberbleibsel waren.

II. Pariser Bücher.



Taine und die Revolution.

Im Jahre 1789 war die ungeheure Mehrheit der Franzosen wohl jenes despotischen Gottesgnadenthums satt, welches das Land finanziell zu Grunde gerichtet und auch in jeder anderen Hinsicht an den Rand des Unterganges gebracht hatte, doch waren selbst diejenigen, die am lautesten nach einer Verfassung, nach der Einschränkung der Königsgewalt schrieen, von tadellos dynastischer Gesinnung.

Im Jahre 1795 trug die elegante Welt in Paris und in allen größeren Provinzstätten Frankreichs die Lilie, das bourbonische Wappenkleinod, in hundertfacher Verwendung, als Schmuck, als Busennadel, Hemdknopf, Uhrketten-Anhängsel, Spazierstock-Knauf u. s. w. zur Schau; es war ein Erforderniß des guten Tons, reaktionär und royalistisch zu sein, und junge Leute der besten Gesellschaft verfolgten in den Straßen mit Knütteln einen jeden, der die Unvorsichtigkeit beging, republikanische Gesinnungen kundzugeben.

Zwischen diesen beiden blos sechs Jahre auseinanderliegenden Jahreszahlen hatte Frankreich seinen König und seine Königin geköpft, den Adel mit Feuer und Schwert

auszurotten gesucht, die Anhänger der alten Staats- und Gesellschaftsordnung zu hunderttausenden guillotinirt, ertränkt, erschossen, niedergemetzelt und in all seinen öffentlichen und privaten Handlungen, in den Gesetzen wie in den Tagesmoden, in den Regierungsverfügungen wie in den Vorschriften der herkömmlichen Schicklichkeit und des gesellschaftlichen Anstandes einen leidenschaftlichen und unbesiegbar scheinenden Haß gegen alles, was an den vorrevolutionären Zustand der Dinge erinnerte, an den Tag gelegt.

Diese erstaunliche Zusammenhanglosigkeit der Verhältnisse innerhalb eines so kurzen Zeitraums, dieser jähe, unvermittelte Sprung von der Loyalität der Generalstaaten zur Schreckensherrschaft des Revolutionstribunals und der Pariser Kommune und von diesem zur Reaktion des Direktoriums hat den Politiker, den Geschichtschreiber, den Moralisten von jeher gepackt und von ihnen gebieterisch eine Erklärung gefordert. Wie konnte ein so vollständiger Scenenwechsel dreimal in fünf Jahren stattfinden? Wie war es möglich, daß das ganze Denken und Empfinden eines großen Volkes in so rascher Aufeinanderfolge einen Umschwung nach dem andern erfuhr, von denen jeder das Heute zum vollen Gegensatz, zur todfeindlichen Verleugnung des Gestern machte?

Die älteren einheimischen Geschichtschreiber der Revolution, republikanische wie reaktionäre, haben keine ausreichende Deutung für diese Erscheinung. Die einen behandeln eben die Revolution nicht als Historiker, sondern als Rhapsoden und dichten die goldene Legende eines neuen Helden-Zeitalters, statt die wirklichen Ereignisse zu zergliedern; die anderen haben nur das Interesse, die Thatsachen, die im

Volksbewußtsein die Form eines gewaltigen Epos angenommen haben, ihres dichterischen Heiligenscheins zu berauben, und sie gehen auf der entgegengesetzten Seite ebenso weit an der Wahrheit vorbei wie die begeisterten Verherrlicher der Revolution. Und weil weder die Ruhmredner noch die Verleumder derselben für die beispiellose Erscheinung eines so raschen und wiederholten Stimmungswechsels in einem Volke eine befriedigende Erklärung bieten, half man sich lange mit dem bequemen Schlagwort vom Wankelmuth des französischen Volkes und hielt sich für berechtigt, die Launenhaftigkeit der Franzosen sprichwörtlich anzuwenden.

Der neuern Einzelforschung war es vorbehalten, uns zu zeigen, daß man sich mit so bequemen Verallgemeinerungen nicht begnügen dürfe und daß es nicht angehe, eine auffallende geschichtliche Erscheinung mit einem Achselzucken und einem bündigen Hinweis auf eine angeblich nationale Charakterschwäche abzuthun. Sybel in Deutschland, Taine in Frankreich sind zuerst über die revolutionäre Legende hinausgedrungen und haben sich bemüht, die Thatsachen unverklärt, in ihrer Stofflichkeit, darzustellen.

In dem Bande seines großen Werkes „Ueber die Ursprünge des zeitgenössischen Frankreichs", den er „Die jakobinische Eroberung" betitelt, bemüht sich Taine, den Nachweis zu liefern, daß die Herrschaft der Jakobiner, die Zeit von der Ausrufung der Republik bis zum Sturze Robespierres, eine der eigentlichen organischen Entwickelung Frankreichs fremde Episode sei, dadurch herbeigeführt, daß sich eine verschwindend kleine, aber kräftig organisirte und ent-

schlossene Minderheit der Geschicke des Landes bemächtigte und die ungeheuer überwiegende, aber unzusammenhängende und feige Mehrheit durch ihre Gewaltthätigkeit und ihren Fanatismus terrorisirte.

So erklärt sich das scheinbar Unerklärliche auf natürliche Weise. Der französische Freisinn entwickelte sich nur allmählich und ohne Sprünge; 1795 knüpft logisch an 1789 an; die dazwischenliegenden Jahre aber kommen nicht in Betracht, weil die eigentlichen Gefühle und Anschauungen der französischen Nation, die sich auch in dieser Periode nicht wesentlich von der Stimmung während der Generalstaaten und des Direktoriums entfernten, keine Möglichkeit fanden, sich frei zu äußern. Was ein unbegreiflicher Umschwung in den Gesinnungen eines Volkes schien, wird im Gegentheil zu einer Auflehnung dieser Gesinnungen gegen die Vergewaltigungsversuche einer Minderheit und die Folgerichtigkeit der geschichtlichen Entwickelung ist gerettet.

Die französische Revolution ist aus einem einzigen Gedanken hervorgegangen, welcher alle bis dahin herrschend gewesenen Anschauungen über das Wesen des Staatsorganismus und über das Verhältniß des Volkes zum Oberhaupte des Reichs über den Haufen warf. Dieser Gedanke heißt: die Volkssouveränetät.

Der mittelalterliche Staatsbegriff, wie er sich unter dem Einfluß des Christenthums und der Feudalität entwickelt hatte, faßte das Land als ein Privateigenthum des Fürsten und das Volk als eine rechtlose Herde oder im besten Falle als eine Schar unmündiger Kinder auf, die dem Familienhaupte Verehrung und Gehorsam schuldet.

Die Bibel lehrte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" und schrieb mit der Autorität der göttlichen Offenbarung Unterwürfigkeit unter den Willen des Monarchen vor. Der ganze Gesellschaftsbau beruhte darauf, daß man den Zufall der Geburt als eine Quelle unantastbarer Rechte anerkannte. Der freie Bürger stand über dem Hörigen, der Edelmann über dem Bürger und hoch über allen der König, der seine übermenschliche Machtfülle von der Gnade Gottes herleitete. Diese gesellschaftliche Rangleiter umstürzen wollen, hieß, sich freventlich gegen die von der Vorsehung selbst eingesetzte Weltordnung auflehnen.

Das war die allgemeine Weltanschauung, als plötzlich Jean Jacques Rousseau erschien und in seinem „Gesellschaftsvertrag" der Theorie vom Gottesgnadenthum die der Volkssouveränetät entgegensetzte.

Der neue Gedanke fuhr wie ein Blitz in die Massen, die sich in ihrem ersten Rausche buchstäblich als Könige fühlten und mit der Vorstellung der Souveränetät, welche Rousseau ihnen zuerkannte, auch die Vorstellung all der äußeren Ehren und der ganzen Machtfülle verbanden, womit das Volk von jeher die Person des Königs umgeben gesehen hatte. Da man ihm sagte, daß er eigentlich der Souverän sei, so verstand der Mann aus dem Volke in seiner Einfalt dies so, daß ihm persönlich ein Pupurmantel gebühre, daß seine Person geheiligt sei, sein Wille keinen Widerspruch dulde und jede Auflehnung gegen ihn das todeswürdigste Verbrechen bilde. In der Erklärung der Menschenrechte, die Robespierre in der Gesellschaft der Jakobiner am 21. April 1793 vorlas, ist diese stolze Umschreibung des Volkes enthalten:

„Das Volk ist der Souverän. Die Regierung ist sein Werk und sein Eigenthum. Die öffentlichen Beamten sind seine Beauftragten. Das Volk kann, wenn es ihm beliebt, seine Regierung ändern und seine Vollmacht-Träger absetzen."

In den ersten Monaten der Revolution war die ganze französische Nation von diesem Gedanken der buchstäblich zu nehmenden Volkssouveränetät wie von einer fixen Idee besessen. Man arbeitete nicht, sondern verbrachte die Zeit damit, zu regieren und Gesetze zu geben. Jeder Schneider, jeder Tagelöhner, jeder Lastträger deklamirte, verkündete Grundsätze, erfand eine Verfassung. Ein hitziges Fieber des Politisirens und Kannegießens bemächtigte sich des Volks. Fremde Reisende verzeichneten in ihrem Tagebuche mit Erstaunen das endlose Schwatzen von Grundsätzen und Verfassungen, mit dem Handwerker, Arbeiter und Krämer in Wirthshäusern oder auf der Straße ihre Tage in einem aufgeregten Müßiggange ausfüllten. Auch einheimische Beobachter machten dieselbe Bemerkung. Mallet-Dupan erzählt in seinen Denkwürdigkeiten:

„Kein Ellenritter, der sich an der neuen Heloise gebildet, kein Schulmeister, der in Rollin geblättert hat, kein Schöngeist, der Publizist geworden ist, indem er die Logogriphe des „Gesellschaftsvertrags" auswendig gelernt hat, welcher nicht eine Verfassung aushecken würde!"

Natürlich gab es zahlreiche Schriftsteller, die diesem allgemeinen Hange entgegenkamen und in kurzen Handbüchern, Katechismen oder Essays die von jedem Munde wiederholten neuen Lehren zusammenfaßten, in leicht zu behaltende hochklingende Phrasen formten und mit über-

schwenglichen Schmeicheleien und Lobhudeleien des Volkes wie mit gefälligen Gewinden umgaben. Solche Schriften sind „Die Unterhaltungen des Vaters Gérard“ von Collot d'Herbois; „Des Volkes Neujahrsbescherungen“ von Barrère; „Die französische Verfassung für die Landbevölkerung“, später „Das Abc der Ohnehosen“, „Der neue republikanische Katechismus“ u. s. w.

Diese Schriften, auf grobem Papier gedruckt und von schlechtester Ausstattung, kosteten fünf oder sechs Sols (Sous); sie wurden von fliegenden Händlern in vielen Tausenden von Abzügen über Stadt und Land ausgesäet und alsbald gab es im entlegensten Weiler einige schlaue Köpfe, die, weil sie die ihnen neuen und sie entzückenden Phrasen dieser Broschüren geläufig deklamiren konnten, sich ernstlich für tiefsinnige Staatsmänner hielten und diese Ueberzeugung sogar ihren gleichmüthigeren Nachbarn beizubringen im Stande waren.

Diese Mode des Schwatzens und Kannegießens, des Gesetzgebens beim Glase Wein und Ausheckens von Verfassungen unter der Dorflinde dauerte etwa ein Jahr lang, dann ging sie wie jede Mode vorüber. Die große Mehrheit des Volks kehrte zu nützlicher Arbeit zurück, weil sie merkte, daß bei dem vielen Salbadern für sie nichts Praktisches herauskomme und daß man mit dem bloßen Politisiren das tägliche Brod nicht erwerbe.

In hundert kleinen und großen Zügen machte sich dieser Umschwung geltend. An den Wahlen zu den Generalstaaten und zur konstituirenden Versammlung, zu den neuen Gemeinde-Vertretungen und Provinzialbehörden hatten sich

alle Wahlberechtigten, selbst die Greise und Kranken, mit Begeisterung betheiligt. Von 1791 an werden im Gegentheile die Wahlenthaltungen häufig.

Als die Nationalgarde organisirt wurde, drängten sich alle Bürger zur Dienstleistung heran und hatten eine kindische Freude an ihrer Uniform, ihren Waffen, dem wüsten Treiben der Wachtstube und den geräuschvollen Aufzügen bei Trommelschall und Hörnerklang. Nach wenigen Monaten aber waren die Compagnieen auf ein Viertel, mancherorten sogar auf ein Zehntel ihres ursprünglichen Bestandes zusammengeschmolzen und man begegnete in den Wachtstuben der Nationalgarde nur noch den berufsmäßigen Müßiggängern, den arbeitsscheuen Tagedieben ohne bestimmten Erwerb, die in friedlichen Zeiten Strolche und Landstreicher gewesen waren, jetzt aber die Vertheidiger des Gesetzes und die Stützen der Gesellschaft spielten.

Nur bei einer kleinen Minderheit der Franzosen überdauerte die Gewohnheit der ausschließlichen Beschäftigung mit der Politik den ersten Rausch der jungen Freiheit. Aus dieser Minderheit rekrutirten sich die Jakobiner, welche drei Jahre lang, von 1791 bis 1794, Frankreich tyrannisiren sollten.

Wie entwickelte sich aus dem loyalen vorrevolutionären Franzosen der blutdürstige Guillotine-Anbeter von 1793? Taine erklärt diese seltsame Umwandlung in einer merkwürdigen Stelle, die eine wörtliche Anführung verdient:

„Weder übertriebene Eigenliebe noch dogmatisches Klügeln sind im Menschengeschlechte selten. In allen Ländern bestehen diese beiden Wurzeln des Jakobinismus unterirdisch

und unzerstörbar. Ueberall sind sie durch die bestehende Gesellschaft niedergedrückt. Ueberall suchen sie den alten geschichtlichen Bau, der mit seiner ganzen Wucht auf ihnen lastet, zu sprengen. Heute wie ehemals gibt es in den Dachkammern von Studenten und in den Miethstuben verkannter Genies, in den Sprechzimmern von Aerzten ohne Kranke und in den Kanzleien von Rechtsanwälten ohne Rechtssachen Brissots und Dantons, Marats, Robespierres und Saint-Justs im Keim; allein sie gehen nicht auf, weil ihnen Luft und Platz unter der Sonne mangelt.

„Zu zwanzig Jahren, wenn ein junger Mensch ins Leben eintritt, wird seine Vernunft ebenso wie sein Stolz verletzt. Welches immer die Gesellschaft sei, die ihn in sich begreift, sie ist ein Aergerniß für die reine Vernunft; denn es hat sie kein philosophischer Gesetzgeber nach einem einfachen Grundsatze aufgebaut; aufeinander folgende Geschlechter haben sie nach ihren vielfachen und wechselnden Bedürfnissen eingerichtet. Sie ist nicht ein Werk der Logik, sondern der Geschichte, und der Anfänger im Denken zuckt die Achsel angesichts dieser Baumasse, deren Grundlage willkürlich, deren Baustil unzusammenhängend ist und die so vielfache Flicken zeigt.

„Ferner: die Einrichtungen, Sitten und Gesetze mögen noch so vollkommen sein, da sie vor ihm dagewesen sind, so hat er ihnen nicht freiwillig zugestimmt; andere, seine Vorgänger, haben für ihn gewählt und ihn zum Voraus in die sittengesetzliche, staatliche und gesellschaftliche Form eingeschlossen, die ihnen beliebte. Niemand fragt, ob sie ihm mißfällt; er muß sie erdulden und er schreitet gleich

einem Zugpferde zwischen zwei Sielen unter dem Geschirr dahin, in das man ihn eingespannt hat.

„Da überdies jede Organisation, sie möge wie immer gestaltet sein, nothwendig eine Hierarchie ist, so ist und bleibt er fast immer ein Untergeordneter, Soldat, Unteroffizier oder Feldwebel. Selbst unter dem freisinnigsten Regiment, wo die ersten Stellen Allen erreichbar sind, kommen auf fünf oder sechs Männer, die obenan stehen und befehlen, hunderttausend, denen befohlen wird; und man hat gut jedem Rekruten sagen, er trage einen Marschallstab im Tornister, 999mal auf tausend hat er es sehr bald weg, daß der Marschallstab sich in seinem Tornister nicht befinde.

„Was Wunder, daß er sich gegen den Rahmen aufzulehnen sucht, in den er, er mag wollen oder nicht, eingereiht ist und in welchem Unterordnung sein Los sein wird? Was Wunder, daß er, aus der Ueberlieferung losbrechend, eine Theorie annimmt, die diesen Rahmen seiner Willkür unterwirft und ihm alle Machtbefugniß über seine Vorgesetzten verleiht? Daher kommt es, daß die meisten jungen Leute, besonders die, die selbst ihres Glückes Schmiede zu sein haben, beim Abgang vom Gymnasium mehr oder weniger Jakobiner sind. Es ist eine Wachsthums-Krankheit."

In einer festgefügten Gesellschaft heilt diese Krankheit bald, da die hergebrachte Ordnung mächtiger ist als die Unbotmäßigkeit des einzelnen Unzufriedenen. In einem Gemeinwesen aber, das durch eine gewaltige Umwälzung gelockert, man kann sogar sagen aufgelöst ist, wird der

Träumer, der Ehrgeizige, der Eingebildete plötzlich zu einer Macht.

Da die Stellen durch die Wahl besetzt werden, so bewirbt er sich um alle Stellen, besonders um die hervorragendsten, und er erhält sie, da er nicht ermangelt, laut und selbstbewußt zu sprechen, gleich einem Unfehlbaren zu orakeln, rücksichtslos zu kritisiren, zuversichtlich zu planen, das heißt all das zu thun, was auf die große Menge stets Eindruck macht. So findet er sich über Nacht von der tiefsten Stelle des Volks auf die höchste gehoben, das neue Gefühl der Größe durchdringt ihn und er sucht mit allen Mitteln die Macht zu behalten, die ihm der Zufall und die Schwäche der Anderen in die Hände gespielt haben.

An solchen Bestandtheilen fehlte es im Frankreich des ancien régime um so weniger, als die Bürgerlichen aus vielen Laufbahnen ausgeschlossen waren und zahlreiche Ambitionen niemals auf Befriedigung rechnen durften. Die Revolution ermöglichte ihnen die Verwirklichung ihrer kühnsten Träume. Danton erklärte im Jahre 1793 eines Tages sehr offenherzig einem ehemaligen Berufsgenossen, Advokaten im Staatsrath, wie er Revolutionär geworden war.

„Das ancien régime,“ sagte er, „hat einen großen Fehler begangen. Ich wurde durch dasselbe als Stipendist im Kollegium Du Plessis erzogen. Ich war da der Kamerad von Junkern, mit denen ich sehr vertraut wurde. Als ich meine Studien beendet hatte, besaß ich nichts. Ich war im Elend. Ich suchte einen Lebensunterhalt. Niedrig geboren, arm, sah ich mir alle höheren Laufbahnen verschlossen. Meine Schulkameraden wollten mich nicht mehr kennen.

Da kam die Revolution. Ich und all die, die mir glichen, stürzten uns in sie. Das ancien régime hat uns dazu gezwungen; denn es gab uns eine gute Erziehung, aber keine Möglichkeit, unsere Gaben zu verwerthen."

Die ersten Führer der revolutionären Bewegung gehörten sammt und sonders der Gattung an, als deren Urbild Danton sich selbst zeichnet. Es waren unbefriedigte Ehrgeizige, verfehlte Existenzen oder schwärmerische Jünglinge. Wir finden unter den Mitgliedern der konstituirenden Versammlung außer einem Schwarm von Rechtsanwälten, Schreibern und Gerichtsvollstreckern Dorfbader und Landärzte wie Bô, Levasseur und Baudot, Winkeljournalisten wie Barrère, Louvet, Garat, Manuel und Ronsin; verbitterte, im Vorrücken zurückgebliebene Gymnasiallehrer wie Louchet und Romme; Schulmeister wie Bourdon; Publizisten wie Brissot, Desmoulins, Fréron; Komödianten wie Collot d'Herbois; Mönche wie Fouchê, Chabot; Dorfpfarrer wie Lebon, Chasles, Lakanal, Grégoire; endlich Studenten, die eben erst die Schulbänke verlassen hatten, wie Saint-Just, Mounet, Rousselin und Julien (de la Drôme).

Alle diese Leute zeichnete ein an Größenwahn grenzendes Selbstvertrauen aus. Jeder einzelne unter ihnen glaubte von sich, er sei eine Vorsehungsnatur, eine Art Heiland, berufen, der Menschheit das so lange vergeblich gesuchte Glück zu geben. Anacharsis Clootz schreibt:

„Ich war an der Spitze der Ausländer, in den Tribünen des Parlaments, als Botschafter des Menschengeschlechts, und die Minister des Tyrannen betrachteten mich eifersüchtig und betreten."

Marat sagt von sich:

„Ich glaube, alle Kombinationen des menschlichen Geistes über die Moral, die Philosophie und die Politik erschöpft zu haben.“

Robespierre nennt sich „den Einzigen, den allein Reinen, den Unfehlbaren, den Unvergleichlichen, der nicht irren noch sündigen kann.“

Collot d'Herbois erklärt in seiner Rede über die Lyoner Metzeleien:

„Die Jakobiner haben alle Tugenden. Sie sind mitleidig, menschlich, großmüthig. Aber allerdings bewahren sie diese Tugenden für die Patrioten, die ihre Brüder sind; die Aristokraten werden dies niemals sein.“

Frau Roland äußert in ihren Memoiren:

„Ich bin schön, ich habe Gefühl und Verstand, ich flöße Liebe ein, empfinde Liebe und bleibe tugendhaft. Mein Geist ist überlegen, mein Muth ist unbezwingbar. Ich bin Philosophin, Politikerin, Schriftstellerin, würdig der höchsten Geschicke.“

Und an einer andern Stelle:

„Ich sehe in der Welt keine andere Rolle, die mir passen würde, als die einer — Vorsehung!“

Der Abgeordnete Rouyer schrieb dem Könige, nachdem dieser die erste Verfassung gegeben:

„Ich habe Alles verglichen, Alles vertieft, Alles vorausgesehen. Ich verlange zur Ausführung meiner edeln Absichten blos die Leitung der Kräfte, die das Gesetz in Ihre Hände gelegt hat.“

Der unbekannte Journalist Robert verlangte von Du-

mouriez den Botschafterposten in Konstantinopel und Louvet, der berüchtigte Verfasser des „Chevalier Faublas“, spricht es in seinen Erinnerungen als seine Ueberzeugung aus, die Republik sei zu Grunde gegangen, weil man ihn nicht zum Justizminister ernannt habe.

Diese Ehrgeizigen, die einander sammt und sonders darin glichen, daß sie sich für fähig hielten, einen Staat musterhaft zu regieren und wenn nöthig die ganze Menschheit zu reorganisiren, bedurften, um ihre Herrschaft zu behaupten, eines entschlossenen und fest gegliederten Anhanges. Es war ihnen ein leichtes, sich einen solchen zu schaffen. Die Gesetze von 1789 und 1790 hatten zahllose Wahlen angeordnet, die einander in kurzen Abständen folgten. Das Volk, Souverän geworden, war ein äußerst mißtrauischer Herrscher. Es ernannte seine Diener immer nur auf wenige Monate, überwachte sie eifersüchtig und behielt sich das Recht vor, ihnen nach kurzer Amtirung die Vollmacht zu entziehen.

Die Gemeindewahlen fanden alle sechs Monate, die der Nationalversammlung in nicht viel längeren Pausen statt. Man berechnete, daß ein Bürger, der seine Wählerpflicht gewissenhaft erfüllen wollte, ein Sechstel seiner ganzen Zeit daran wenden mußte. Der fleißige, arbeitsame Theil der Bevölkerung wurde dieses beständigen Stimmens und Wählens denn auch bald überdrüssig und nur die Müßiggänger und überspannten Köpfe hielten unermüdlich aus.

Es ist schon gesagt worden, daß bald nach Beginn der Revolution die Wahlenthaltungen äußerst zahlreich wurden. Hier einige Ziffern zur Beleuchtung dieses Punktes.

In Chartres fanden sich im Mai 1790 von 1551 eingeschriebenen Wählern 104 zur Wahlversammlung ein. In Besançon fehlten von 3200 volle 2900; in Grenoble von 2500 über 2000. In Paris enthielten sich im November 1790 von 81,200 Wählern 71,408 der Abstimmung. Pétion wurde mit 6728 Stimmen (von 81,200!) zum Maire von Paris gewählt. In dem Maße, in welchem die Revolution vorwärts rollte, wurden diese Verhältnisse immer schlimmer und Ende 1791, besonders aber 1792 und 1793 betheiligte sich kaum mehr ein Hundertstel der Wahlbürger thatsächlich am politischen Leben!

Das „Fest der Föderation", zu welchem alle Departements Abgeordnete nach Paris gesandt hatten, gab den Bewohnern der Provinzen Gelegenheit, einander kennen zu lernen und gleichsam die Ellenbogen zu fühlen. Sie gingen nicht auseinander ohne sich verabredet zu haben, von da ab beständig in Verbindung zu bleiben. Heimgekehrt, organisirten diese Abgesandten überall „Comités", die mit einander Briefe wechselten und nach einem einheitlichen Plan vorgingen. Das Losungswort wurde in Paris ausgegeben, wo sich die „Freunde der Constitution" als Centralclub zusammenthaten, aus welchem die „Jakobiner" hervorgingen, so genannt wegen des Ortes, eines ehemaligen Jakobinerklosters, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten. Die „Freunde der Verfassung" gliederten sich die Provinzausschüsse unter der Bezeichnung von „Affiliationen" an und leiteten sie, wie es ihnen passend schien.

Ende September 1791 zählte man 1000, im Juni 1792 1200 Clubs und nach der Verkündigung der Republik

nicht weniger als 26,000, das heißt einen in jedem Dorfe, in jedem Weiler ganz Frankreichs. Ein radikales Blatt „Les révolutions de Paris“ schrieb bereits im November 1790:

„Jede Straße einer Stadt, jeder Flecken muß seinen Club haben. Ein ehrbarer Handwerker versammle seine Nachbarn bei sich. Beim Schein einer auf gemeinsame Kosten unterhaltenen Lampe lese er ihnen die Erlässe der Nationalversammlung vor und würze den Vortrag mit eigenen Betrachtungen oder denen der Zuhörer.“

Dieser Rath wurde buchstäblich befolgt. Das Pariser Centrum sandte Zeitungen, Broschüren, Katechismen, Lieder; in den Provinzclubs las man dieselben vor, umschrieb sie in schwülstigen Reden und sang patriotische Chöre.

Der Club bildete sich überall nach derselben einfachen Vorschrift. Der vom Föderationsfeste heimgekehrte Bürger war dessen natürliches Oberhaupt. Er gesellte sich einige Schreier, einige Ehrgeizige und einige handfeste Leute zu, die bereit waren, zuzüschlagen, wenn dabei für sie ein Gewinn abfiel. Auch Frauen und halbwüchsige Jungen waren nicht ausgeschlossen. Der Dorfschreiber, entzückt, eine mächtige Persönlichkeit zu werden, wurde Sekretär des Clubs, korrespondirte mit dem Pariser Centrum, las die Sendungen von daher vor und verfaßte die meist greulich unorthographischen und ungrammatikalischen Bittschriften an die Nationalversammlung. Beugnot, der 1790 die Provinzen bereiste, schreibt unter anderem:

„In Mandre fanden wir in der ersten Stube des Wirthshauses ein Dutzend Bauern um einen mit Flaschen

und Gläsern beladenen Tisch versammelt. Es gab da auch ein Schreibzeug, Federn und etwas, das einem Register ähnlich sah. Ich weiß nicht, was sie treiben, sagte die Wirthin, aber ich habe sie da vom Morgen bis zum Abend und sie thun nichts als trinken, fluchen, gegen alle Welt donnern und sie sagen, daß sie ein Ausschuß sind."

Diese Beschreibung paßt auf alle 26,000 Clubs, den Pariser Club der Jakobiner nicht ausgenommen, in welchem bis tief in die Nacht hinein, oft bis zum grauenden Morgen, hundert oder zweihundert angetrunkene Handwerker wie der Schuster Simon, berufsmäßige Raufbolde wie der Mörder Santerre, Dirnen wie die Ter Wange oder Théroigne auf Holzbänken herumlümmeln und bald schnarchen, bald brüllen, bald Reden halten, bald Bittschriften unterzeichnen und in ihrer Erregung, die bei den einen Wein und Schnapsdusel, bei den anderen eine Raserei des Fanatismus ist, über die Angelegenheiten des Landes an letzter Stelle entscheiden.

Vereinzelt und in friedlichen Zeiten sind solche Clubs und ihr Treiben bloß grotesk. Damals waren sie furchtbar. Sie begannen überall ihre Thätigkeit damit, daß sie die Schlösser der Adeligen plünderten und anzündeten, Listen von Verdächtigen anlegten, den Reichen unter dem Vorwande, schlechte Patrioten zu sein, schwere Steuern auferlegten, deren Ertrag sie unter ihre Mitglieder vertheilten, die Unzuverlässigen ihrer Waffen beraubten und die nicht vereideten Priester verjagten oder mindestens bedrohten. Sie hielten willkürliche Haussuchungen, belegten mit Beschlag, was ihnen beliebte, und mißhandelten oder tödteten Jeden, der es wagte, sich ihnen zu widersetzen.

Um sich einigermaßen sicher zu fühlen, mußten die friedlichen Bürger vom Club eine Erkennungskarte, ein Zeugniß politischen Wohlverhaltens erwerben, und diese Karte wurde eines der Hauptmittel des Schreckens in der Hand der Jakobiner. Denn sie erneuerten sie denen nicht, die sich durch Widerstand bei den Wahlen u. s. w. mißliebig gemacht hatten, und wer mit ihr nicht versehen war, der hatte fortwährend das Damoklesschwert des Kerkers und der Guillotine über seinem Haupte. Um also der Bürgerkarte nicht beraubt zu werden, tanzten die geängstigten Bürger nach der Pfeife der Jakobiner und der Club übte in jedem Dorfe eine unumschränkte Herrschaft über Freiheit, Vermögen und Leben aller Einwohner.

Der Widerstand gegen die Tyrannei der Clubs hätte, um erfolgreich zu sein, ebenso organisirt sein müssen wie diese selbst. Das war er aber nicht und die Clubs sorgten dafür, daß er es auch nicht werde. Wagten es die Gemäßigten eines Ortes, sich zu einem Gegenclub zu vereinigen, so fielen die Jakobiner, verstärkt durch rasch herangezogene Gesinnungsgenossen aus Nachbarorten, über sie her und metzelten sie unter Greueln nieder, die Gleichgestimmte vom Versuche einer Nachahmung des Beispiels abschrecken sollten.

Theoretisch bestand die Preß- und Versammlungsfreiheit; die Jakobiner faßten aber beide Einrichtungen so auf, daß sie nur für sie, nicht aber auch für ihre Gegner vorhanden seien.

Marat und Freron bezeichnen 1790 in ihren Blättern „l'Ami du peuple“ und „l'Orateur du peuple“ den

Ingenieur Etienne als Geheimpolizisten und Spion. Etienne strengt gegen sie eine Ehrenbeleidigungsklage an. Marat stößt in seiner Zeitung einen Racheschrei aus und den Vertheidiger seines Gegners direkt anrufend scheibt er:

„Herr Languedoc“ (so heißt der kühne Advokat), „Sie sind ein Verräther. Ich rathe Ihnen zu schweigen. Ich verspreche Ihnen, Sie aufhängen zu lassen, so wie ich an Sie heran kann.“

Etienne beharrt trotzdem bei seinem Prozeß und gewinnt ihn an erster Gerichtsstelle.

„Anwalt Thorillon,“ ruft Freron dem Gerichtsschreiber zu, der das Urtheil vorliest, „Sie muß eine exemplarische Züchtigung heimsuchen. Dieses niederträchtige Urtheil muß umgestürzt werden.“

Zwei Soldaten befinden sich als Wache im Gerichtssaal.

„Hinaus mit der Wache! Wir sind hier der Souverän!“ rufen die anwesenden Jakobiner und die beiden Soldaten entfernen sich gehorsam.

Etienne wird, als er den Saal verlassen will, überfallen, angespieen, mißhandelt. Das Volk beantragt, ihm die Ohren abzuschneiden; seine wenigen Freunde erhalten zahllose Fußtritte und Maulschellen; endlich gelingt es ihm zu entfliehen. Das Urtheil wird vor den Maire von Paris und Vorsitzenden des Appellhofes, Bailly, gebracht. Ein Mann erhebt sich im Zuhörerraum und befiehlt ihm, es abzulehnen, in dieser Sache zu urtheilen. Bailly gehorcht sofort und verläßt den Richterstuhl. Etienne ist diesmal nicht erschienen, weil er, wie er in einem Briefe an den Gerichtshof erklärt, für sein Leben fürchtet. Der Appellhof

vernichtet infolgedessen das Urtheil der ersten Stelle und verfällt Etienne in alle Kosten.

Für sich nehmen die Jakobiner also die unbegrenzte Preßfreiheit in Anspruch und dulden nicht, daß sie durch berechtigte Klagen verleumdeter Privatpersonen verkümmert werde. Mallet-Dupan aber, der sich herausnimmt, in seinem „Mercure de France“ gegen die Tyrannei der Jakobiner Einspruch zu erheben, empfängt eines Tages auf seiner Schreibstube den Besuch von zwölf oder fünfzehn bewaffneten Männern, die ihm sagen, sie seien Abgesandte der vaterländischen Gesellschaften des Palais Royal und befehlen ihm, seine Grundsätze zu ändern, widrigenfalls sie an ihm die äußerste Gewalt üben würden.

„Ich erkenne keine andere Autorität an als die des Gesetzes und der Gerichtshöfe,“ erwidert Mallet-Dupan; „Sie vergehen sich gegen die Verfassung, wenn Sie mir die Freiheit des Sprechens und Schreibens beeinträchtigen.“

„Die Verfassung ist der allgemeine Wille,“ gibt ihm einer der unheimlichen Besucher zurück, „und das Gesetz ist die Herrschaft des Stärkern. Wir drücken Ihnen den Willen der Nation aus, folglich sind wir das Gesetz.“

Die Versammlungsfreiheit wird von den Jakobinern nicht mehr geachtet als die Preßfreiheit. Im August 1790 wollen Malouet, Graf von Clermont-Tonnerre und andere Gemäßigte einen Club bilden, der sich „Club der Freunde der monarchischen Verfassung“ nennt. Ein Hauptmann der Nationalgarde begibt sich alsbald zum Eigenthümer des „Sommer-Vauxhall“, eines Lokals, das der Club gemiethet hat, und erklärt ihm, das „Volk“ werde kommen und ihm

Alles kurz und klein schlagen, wenn er es wage, seinen Saal den „Feinden der Nation“ zu überlassen. Der Club miethet einen andern Saal und hält am 28. März 1791 seine erste Sitzung.

„Als wir ankamen,“ erzählt eins der Mitglieder, „fanden wir einen Auflauf: Trunkenbolde, kleine Schreibälge, Weiber in Lumpen, Soldaten, die sie hetzten, namentlich aber die schrecklichen „„Beller““ (so nannte man die ständigen Besucher der Galerien der Nationalversammlung, welche durch ihre wüsten Zwischenrufe die Abgeordneten in Angst erhielten und den Gang der Berathungen beeinflußten), bewaffnet mit tüchtigen knotigen Keulen, deren man sich vortrefflich zum Zerschmettern von Schädeln bedienen kann.“

Die Clubmitglieder werden auseinander gejagt, manche zu Boden geworfen, an den Haaren geschleift, zehn oder fünfzehn verwundet. In der Provinz wird gegen ähnliche Clubs in derselben Weise vorgegangen.

„Es sind Herde der Verschwörung, man muß sie überwachen!“ ist das Schlagwort, das Paris ins Land sendet. Die Jakobinerclubs verstehen rasch den Wink. In Cahors überfallen Nationalgardisten den dortigen Cercle, werfen die Einrichtungs-Gegenstände zum Fenster hinaus und reißen das Haus nieder. In Perpignan werden die Mitglieder des conservativen Clubs, etwa achtzig an der Zahl, mörderisch geprügelt und eingesperrt. In Aix, Grenoble, Bordeaux geschieht dasselbe. Wer nicht schnell genug begreift, daß die Versammlungsfreiheit bloß für die Jakobiner vorhanden ist, der muß seine Verstocktheit mit seiner Haut und seinen Gliedern bezahlen.

Mit denselben Mitteln, mit welchen die Jakobiner ihre Gegner am Sprechen und Schreiben verhindern, bemächtigen sie sich auch der Verwaltung und Gesetzgebung. Sie vollziehen ganz allein alle Wahlen und verbieten all denen, die nicht zu ihnen gehören, sich zu berathen, Kandidaten aufzustellen, zu stimmen.

Der Abgeordnete de Bois-d'Aisy begibt sich im April 1790 nach seinem Wohnorte Bois d'Aisy in Burgund, um an einer Wahl theilzunehmen. Sofort erklärt ihm das dortige „Comité", Adelige und Geistliche hätten nicht zu wählen und wenn er auf seiner Absicht bestehe, werde man ihn aufhängen. In Sainte-Colombe wird Herr von Viteaux, der sich sein Wahlrecht nicht verkümmern lassen will, drei Stunden lang gemartert und dann geschlachtet. In Semur werden bei der Wahl zwei Edelleute mit Stöcken erschlagen, während ein Geistlicher sechs Messerstiche in die Brust bekommt.

In Villeneuve-Saint-Georges will die Mehrheit einen als gerecht und streng bekannten Rechtsanwalt zum Distrikts-Richter wählen. Das „Comité", verstärkt von 40 bis 50 Vagabunden, die von der Aussicht auf einen unerschrockenen und ehrlichen Richter nicht erbaut sind, versammelt sich unter den Fenstern des Wahllokals und ruft:

„Wir wollen nicht, daß er gewählt werde!"

Der Vorsitzende beim Wahlakt macht vergebens geltend, daß die versammelten Wähler (zweiten Grades) neunzig Gemeinden mit 100,000 Einwohnern vertreten und daß vierzig Menschen nicht hunderttausend überwiegen dürfen. Das Geschrei wird immer wilder und die Wahlmänner

verzichten darauf, die Ernennung ihres Kandidaten durchzusetzen.

Diese Beispiele ließen sich leicht verhundertfältigen. Die angeführten genügen jedoch, um von der Methode einen Begriff zu geben, mit der die Jakobiner sich den Besitz aller Stellen in der Gemeinde- und Departemental-Verwaltung, in der Rechtspflege und Nationalgarde zu verschaffen und zu erhalten wußten. Auch die Nationalversammlung in Paris lag gehorsam zu ihren Füßen. Sie besaßen, um ein geflügeltes Wort unserer Zeit anzuwenden, „die Klinke der Gesetzgebung". Einer der ihrigen, Grégoire, legt hierüber in seinen Denkwürdigkeiten folgendes cynische Geständniß ab:

„Unsere Taktik war einfach. Man verabredete, daß einer von uns gelegentlich in einer Sitzung der Nationalversammlung den gewünschten Antrag einbringe. Er war sicher, von der Mehrheit niedergeschrieen und von einer sehr kleinen Minderheit beifällig aufgenommen zu werden. Das genügte. Er verlangte die Ueberweisung des Antrags an einen Ausschuß, was bewilligt wurde, weil man denselben so einzusargen hoffte. Nun bemächtigten sich die Jakobiner von Paris seiner. Er wurde auf ein Rundschreiben derselben in 3 oder 400 verbündeten Ausschüssen besprochen und drei Wochen später regnete es Bittschriften in die Kammer, in welchen der Erlaß gefordert wurde, welchen die Kammer zuerst verworfen hatte, den sie aber jetzt mit großer Mehrheit annahm, weil die Berathung die öffentliche Meinung gezeitigt habe."

Waren die Bittschriften nicht hinreichend, um die Kammer

mürbe zu machen, so wurde zum großen Beweggrunde gegriffen, der immer ohne Widerlegung blieb: zum Aufruhr. Der Berathungssaal wurde von Pikenmännern und „Strumpfstrickerinen" überschwemmt, die widerstrebende Mehrheit mit Todtschlag bedroht und das gewünschte Gesetz unter dem Einfluß der Spieße, Messer und Pistolen mit zauberhafter Geschwindigkeit angenommen. Ein Abgeordneter erzählt in einem Briefe an seine Wähler, wie die Einziehung der Kirchengüter beschlossen worden sei.

„Während des ganzen Allerheiligentages (1. November 1789) wurde eifrig geworben, um die Truppe der sogenannten Helfer der Revolution zusammenzutrommeln. Am 2. November Morgens, als die Abgeordneten sich nach der Versammlung begaben, fanden sie den Platz und alle Straßen, die in denselben münden, von einer zahlreichen Volksmenge gefüllt ... Der größte Theil derselben hatte weder Schuhe noch Strümpfe. Wollmützen und Lumpen bildeten ihre Kleidung. Als Waffen hatten sie Knüppel. Sie überhäuften die vorbeigehenden geistlichen Abgeordneten mit Beschimpfungen und sprachen offen davon, ohne Erbarmen alle, die nicht für die Beraubung der Kirche stimmen würden, niederzumetzeln. Etwa dreihundert Abgeordnete, die gegen den Antrag waren, wagten nicht, sich nach der Versammlung zu begeben. Der Zulauf der Banditen in der Nähe des Saals, ihre Aeußerungen und Drohungen ließen besorgen, daß sie ihren scheußlichen Plan ausführen würden. Wer nicht den Muth hatte, sein Leben zum Opfer zu bringen, vermied es, in die Versammlung zu gehen."

So beherrschte der Jakobinerclub in Paris mit Hilfe

seiner Verbündeten in der Provinz das keines Widerstands fähige Land. Die Kammer nahm die Gesetze an, die dem Club beliebten; die Wähler ernannten zu allen Amtsstellen seine Kandidaten; wer sich wider ihn auflehnte, der wurde zuerst bedroht, dann mißhandelt, seiner Freiheit beraubt, getödtet. Er duldete nicht den leisesten Widerspruch und nahm für jeden seiner Einfälle das Ansehen einer Offenbarung in Anspruch.

„Eher sollen die Kolonieen verloren gehen, als daß wir einen unserer Grundsätze aufgeben!" ruft ein Mitglied des Jakobinerclubs in der konstituirenden Versammlung.

„Wir werden aus Frankreich einen Friedhof machen, wenn es sich nicht auf unsere Art verjüngen lassen will!" sagt Carvier.

Jean-Bon Saint-André versichert, „um die Republik in Frankreich fest zu gründen, werde man dessen Bewohner um die Hälfte vermindern müssen."

Diese entsetzliche Gewaltherrschaft wurde von einer Anzahl Leute geübt, die man im Verhältniß zu den 22 Millionen Einwohnern, welche Frankreich beim Ausbruch der Revolution zählte, ein Häuflein nennen kann. Malouet und Grégoire schätzen die Menge der Jakobiner zur Zeit, als ihre Macht den Gipfelpunkt erreicht hatte, auf 300,000. M. Chénier gibt sie, offenbar übertrieben, auf 400,000 an. Sie hat wahrscheinlich nicht mehr als 250,000 betragen. In Paris überstieg die Zahl der Jakobiner niemals 5000. In den kleineren Städten zählte man ihrer 40 bis 50, in den Flecken 15 bis 20, in den Dörfern 5 bis 6. Ihre Allgegenwart, ihr fester Zusammenschluß, ihre Rücksichts-

losigkeit machten ihre Stärke aus und so konnte diese verschwindend kleine Minderheit Frankreich vier bis fünf Jahre lang wie ein Raubthier seine Beute in ihren Pranken halten.

* * *

Ich bin bisher im Großen und Ganzen der Darstellung Taines gefolgt und habe hauptsächlich aus dem Urkundenmaterial geschöpft, das er in überreicher Menge zusammengetragen hat. Die genauen Einzelheiten, welche alle Behauptungen mit Eigennamen, Zahlen und Daten belegen, lassen nicht daran zweifeln, daß die große Mehrheit des französischen Volks den Ausschreitungen der Revolution fremd geblieben ist und daß diese das Werk einer Handvoll Ehrgeiziger und Fanatiker waren, die mit Hilfe der Organisation des Jakobinerthums Frankreich buchstäblich erobert hatte.

Wenn man jedoch nicht einseitig und ungerecht sein will, wie Taine es entschieden ist, so muß man zugeben, daß sich unter diesen Ehrgeizigen und Fanatikern, die sich der Herrschaft bemächtigten, auch solche befanden, welche zu den hohen Stellen, die sie gewaltsam an sich rissen, vollberechtigt waren. Das Wort „verfehltes Dasein" ist leicht ausgesprochen. In der That, die meisten Organisatoren und Führer des Jakobinismus waren, was man „eine verfehlte Existenz" nennt. Aber sie waren es eben nur darum, weil das ancien régime sie nicht ihren richtigen Platz finden ließ. Vergessen wir nicht, daß Carnot ewig ein Winkelschreiber, Lakanal ein dunkler Landpfarrer, Ney, Kleber, Kellermann, Hoche, Bernadotte, Massena verachtete

Unteroffiziere geblieben wären, wenn die Revolution sie nicht an die Spitze des französischen Volks getragen hätte.

War der Ehrgeiz dieser Männer nicht berechtigt? Hat die Folge nicht gelehrt, daß sie ein Heer besser einzurichten, das Schulwesen besser zu begründen, Heere besser zu befehligen verstanden als alle Persönlichkeiten, welche im regelmäßigen Schritt des geheiligten Avancements unter dem ancien régime ihre Plätze erstiegen hätten? Wäre ihre Existenz nicht in Wirklichkeit eine verfehlte gewesen, wenn der eine sie in einer verlassenen Kanzlei, der andere in einem dumpfigen Kloster, der dritte, vierte, fünfte in der qualmigen Wachtstube hätte verdämmern müssen?

Gewiß, es wurden in jener wildgroßen Zeit schreckliche Verbrechen begangen. Viele Elende bedienten sich der Schlagwörter der Freiheit, um sich an Gegnern zu rächen, um kleine Feindschaften zu befriedigen, um mit Raub und Diebstahl ihre Taschen zu füllen. Aber wieviel aufrichtige und idealistische Schwärmerei finden wir doch auch neben diesem Banditenthum und neben dieser schmutzig gewinnsüchtigen Heuchelei! Grégoire erzählt, er sei nach der ersten Sitzung des Konvents, in der das Königthum abgeschafft wurde, außer sich gewesen vor Begeisterung über die unermeßliche Wohlthat, die man mit dieser Abstimmung der Menschheit erwiesen.

„Während einiger Tage," sagt er, „raubte mir das Uebermaß der Freude Schlaf und Eßlust."

„Viele Leute," schreibt Baudot, „haben 24 Stunden lang das Fieber gehabt. Ich hatte es zwölf Jahre lang. Man rühmte uns sehr, als ich und Saint-Just bei Weißen-

burg die Batterien stürmten; wir hatten aber nicht das geringste Verdienst dabei, denn wir waren fest überzeugt, daß die Kugeln keine Macht über uns hätten."

Und wie diese Leute zu sterben wußten, als sie besiegt wurden! Das Leben der Anderen galt ihnen wenig. Aber sie setzten das eigene so leicht ein, wie sie ein fremdes nahmen.

Gewiß, die Jakobiner waren furchtbare Tyrannen; sie ließen die Gegner nicht zu Worte kommen und argumentirten am liebsten mit der Pike und Guillotine. Aber man vergesse nicht, daß das Beispiel des absoluten Königthums ihnen noch zu nahe vor Augen stand und daß das ancien régime sie gelehrt hatte, auf die Preßfreiheit mit der Bastille und Galeere, auf die Versammlungsfreiheit mit dem Feuer einer Schweizer-Patrouille und auf jeden Widerspruch gegen das herrschende System mit dem Blutgerüst zu antworten. Die Ausschreitungen des Jakobinismus sind Folge und Widerklang der Ausschreitungen des Königthums, wie die Länge der zweiten Hälfte einer Pendelschwingung nothwendig durch die Länge der ersten Hälfte bedingt ist.

Die Taine'sche Art der Geschichtschreibung hat den großen Vorzug, daß sie Thatsachen an die Stelle von Sagen und Umrisse an die Stelle formlosen Nebels setzt. Aber sie hat den großen Nachtheil, daß sie über den Einzelheiten die Uebersicht des Ganzen verliert und nach dem Ausdrucke des Volkes „den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht." Nach Taines Darstellung sind alle Revolutionäre unwissende, pöbelhafte, rohe Stellenjäger gewesen, welche die Besitzenden, die Leute in Brot, Amt und Würden beneideten, und war

die ganze Revolution nichts anderes als ein gelungener Handstreich der Canaille gegen die gute Gesellschaft.

Wenn das richtig wäre, wie würde Taine die großen Ergebnisse der Revolution auf den Gebieten der Verwaltung, der Gesetzgebung, des Krieges, der Rechtspflege erklären, die er doch nicht leugnen kann? Es genügt eben nicht, Einzelheiten aus Archiven zusammenzutragen, man muß auch einen Sinn für die breiten und tiefen Gedankenströmungen haben, die in gewissen Augenblicken ein ganzes Volk mit sich hinreißen.

Auf uns, die Schwärmer für die große Revolution, machen die von Sybel und Taine aufgedeckten häßlichen Einzelzüge jener Zeit, deren Richtigkeit nicht zu bestreiten ist, einen niederschlagenden Eindruck. Wir erinnern uns unwillkürlich jenes indischen Brahminen, dem ein englischer Naturforscher durch das Mikroskop eine widerliche Fülle thierischen und pflanzlichen Lebens in seinem Trinkwasser offenbart hatte.

„Bisher," sagte der Brahmine traurig, „trank ich mein Wasser ruhig und genußvoll. Nun, da du mir gezeigt hast, was es enthält, werde ich dennoch nicht darauf verzichten können, es aber mit Widerwillen und Ekel trinken. Ich danke es dir nicht, daß du mich belehrt hast."

Ein Attentat auf Goethe.

Nein, ich darf mir diesen Genuß nicht allein gönnen. Eine solche Selbstsucht wäre sündhaft. In dieser ernsten Zeit wird auch dem deutschen Leser ein gutes, herzliches, schallendes Gelächter wohlthun und darum unterlasse ich es nicht, ihm von einem Buche ausführliche Mittheilung zu machen, das mir einige unbezahlbare Stunden köstlichster Heiterkeit verschafft hat.

Dieses Buch hat zum Verfasser Herrn J. Barbey d'Aurevilly, der, wie es scheint, Mitarbeiter des Pariser „Constitutionnel" ist und sich bisher hauptsächlich dadurch ausgezeichnet hat, daß er Sommer und Winter mit einem rosaseidenen Cylinder auf dem Kopfe herumgelaufen ist. Er mochte nun gefühlt haben, daß die geistreich paradoxe Farbe seines Hutes die Boulevard-Gaffer nicht mehr genügend unterhielt, und quälte in Folge dessen seinem Hirn einen ungleich lustigern Gedanken ab: er schrieb nämlich ein Buch unter dem Titel „Goethe und Diderot", worin er sich die pudelnärrische Aufgabe stellt, diese beiden Männer niederzureißen. Seine Angriffe gegen Diderot übergehe ich, weil

sie für den deutschen Leser nicht drollig genug sind. Diejenigen gegen Goethe jedoch sind unschätzbare Perlen unfreiwilliger **Komik** und ich will sie darum so vollständig wie möglich hier wiedergeben.

In der Einleitung erklärt unser Barbey d'Aurevilly, weshalb er sein Buch geschrieben (den wahren Grund verschweigt der Schäker mit dem rosaseidenen Cylinder freilich!) und weshalb er die beiden Namen zusammengespannt hat. „Goethe und Diderot", sagt er, „sind Geister von gleicher Beschaffenheit ... Goethe scheint den Menschen größer, weil er später gekommen ist, allein Diderot ist der Vorläufer und Vater, und zwar ein Vater, der dem Sohne nicht einmal sein ganzes Temperament übermacht hat." Der Kritiker muß sich gegen die Persönlichkeit Goethe's wegen ihrer „unerträglichen Allgegenwart" empören. Es ist Zeit, Goethe aus Frankreich hinauszuwerfen, das er gleich einem schriftstellerischen Bonaparte beherrscht. Frankreich hat für den Ruhm Goethe's mehr gethan als alle anderen Völker, mehr als England, dessen sächsisches Blut dem deutschen doch verwandt ist, mehr sogar als Deutschland selbst. „Ja wohl, Frankreich, das leicht verführbare Frankreich, das sich in jedes ausländische Ding und jede ausländische Person verliebt, hat den Ruhm Goethe's europäisirt. Ohne Frankreich steckte Goethe noch heute in seinem deutschen Loch; Frankreich hat aber seine Sprache, die man überall versteht und spricht, dem Ruhme Goethe's dienstbar gemacht ..." Wie ist Goethe zu seinem Ruhme gekommen? Das ist gar nicht zu sagen. Er hat nichts gethan, um ihn zu verdienen. Schon als junger Mensch war er berühmt. „Der Pistolen-

schuß Werther's rief ein ganzes Rottenfeuer ähnlicher Pistolenschüsse hervor und zerschmetterte viele jener deutschen Schädel, an denen so wenig zu zerschmettern ist." Von da an hatte er nur Bewunderer, obwohl allerdings „der größte Bewunderer Goethe's immer — Goethe selbst war." Er konnte thun, was er wollte, die Welt klatschte hartnäckig Beifall. „Hätte er statt den Faust zu schreiben Stiefel gewichst, die entzückte öffentliche Meinung würde erklärt haben, er wichse sie genial, und er selbst hätte sich liebevoll in seinen gewichsten Stiefeln gespiegelt." Für Frankreich wurde Goethe alsbald der „unvergleichliche Goethe", man stellte ihn über Schiller, trotzdem dieser drei Eigenschaften hatte, die auf die liebenswürdige Rührseligkeit des Franzosen stets ihre Wirkung üben, trotzdem er nämlich lungensüchtig, sentimental und philanthropisch war — ja man nannte ihn mit einer ungeheuerlichen Uebertreibung den Shakespeare des 19. Jahrhunderts. „Nun denn: wird man es glauben? Werdet ihr es glauben, künftige Geschlechter? Er ist dieser Shakespeare geblieben!!!" Zahlreiche französische Schriftsteller haben ihn vergöttert; denn „dieser Goethe, der die Begeisterung durch das Studium, die Combination und die Umarbeitung ersetzt hat, muß naturgemäß der Gott der Ausgedörrten und Schulfüchse sein. Die Professoren verehren ihn. Sie sehen Alles in dieser Tintenflasche." Das soll nicht länger sein — Barbey empört sich, Barbey ist da, um diesem unberechtigten Götzendienste ein Ende zu bereiten. Er geht gründlich zu Werke. Er bringt das Opfer, Goethe zu lesen, ehe er ihn vernichtet. „Während die Preußen Paris bombardirten", erzählt er, „las ich Goethe.

Hachette hatte mir vor der Belagerung die Uebersetzung der gesammelten Werke geschickt, damit ich sie bespreche, und ich studirte sie in den dienstfreien Stunden, wenn ich auf Wachposten war. Nun denn — werden Sie es glauben? Ja, Sie werden es glauben, wenn Sie Goethe gelesen haben — dieser große Goethe langweilte mich. Er bombardirte mich mit Langweile! Von allen deutschen Bomben, die auf meinen Posten niederregneten, waren die ‚sämmtlichen Werke' für mich die wuchtigste."

Und nun setzt uns der unvergleichliche Barbey die Ergebnisse seiner Goetheforschung vor. Vor Allem gibt er dem Olympier — wahrscheinlich aus Bosheit — den erfreulichen Taufnamen „Volfang". Herr Volfang ist gar kein Dichter. Er ist nur ein Abschreiber und Umarbeiter. „Er wäre ein Niemand geblieben, wenn er nicht um sich Literaten gehabt hätte." Seine ganze literarische Bedeutung läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: „Umarbeitung und Uebersetzung". Er ist von der Axe seines Wesens bis zur Oberhaut ein — Maulaffe (Badaud). Er ist eine ungeheure Seifenblase, die der Hauch der ganzen Welt aufgeschwellt hat. Sehen wir seine Werke der Reihe nach durch. Da ist zunächst der „Faust", der für das bedeutendste gilt. „Zwar stellt Deutschland den Goëtz (lies Go-hetz) von Berlichingen über den Faust, allein was scheeren wir uns um die Meinung Deutschlands! Dieser Faust nun ist nichts Anderes als eine Sage des 15. Jahrhunderts, die bereits von der mächtigen Hand des entschlossenen Marlowe geknetet und umgeknetet worden ist." Goethe, dieser ungeheure literarische Flickschuster, hat alle alten „Fauste" hergenommen

und neugesohlt, um das Erzeugniß zuletzt für sein auszugeben. Faust ist mehr eine Oper als ein Drama. Wenn man mitten in dieser Aufeinanderfolge unzusammenhängender Bilder doch noch einige Atome von Poesie bemerkt, so verdankt Goethe dies den katholischen Anklängen, die er da und dort eingestreut hat. Hätte Goethe in den Faust noch mehr Christenthum gelegt, so wäre vielleicht ein Werk von der Erhabenheit des Polyeucte daraus geworden. Corneille ist Goethe um die ganze Größe Corneille's überlegen, aber außerdem hat er vor ihm auch die Ueberlegenheit des Christen voraus. Die einfältige Frömmigkeit macht Gretchen zu einer so schönen Gestalt. Sie tritt mit einem Gebetbuch in der Hand auf und stirbt in der Kirche an der Reue über ihre Sünde. Der letzte Auftritt des Dramas, die Domscene (nebenbei die schönste im Stücke) nimmt ihre ganze Schönheit aus der katholischen Anschauung. Alles Uebrige ist matte Erinnerung. Der Wahnsinn Gretchens ist eine Nachahmung der Ophelia von Shakespeare. Goethe ahmt aber auch Dante nach, indem er seine Feinde in einen Hexensabbath versetzt wie Dante die seinigen in die Hölle! Der Teufel im Faust ist ein recht kleiner Teufel. Er ist nur ein deutscher Teufel. Er wird erdrückt von dem Namen Mephistopheles, den der dumme Junge (polisson) zu tragen wagt.

Goëtz von Berlichingen ist nicht geradezu übersetzt wie Faust, aber er ist Shakespeare nachgeahmt. Alle Gestalten, besonders auch Wislingen, sind Tröpfe (niais). Im ganzen Stück herrscht nicht die geringste Ordnung, nicht der geringste Zusammenhang. Wenn man dieses Machwerk

gelesen hat, lernt man das classische altfranzösische Theater mit seinen drei Einheiten hochachten. „Egmont“ hat eine anziehende Fabel. Aber der Stoff war zu stark für die Hilfsquellen seines Geistes. Goethe thut sich darauf zu gut, im „Egmont“ eine „Tragödie in Prosa“ geschaffen zu haben. Aber den Gedanken einer Tragödie in Prosa hat schon früher in Frankreich Lamotte, der lächerliche Lamotte-Houdard gehabt, denn der gelehrte Goethe hat in Nichts einen ursprünglichen Gedanken, nicht einmal im Falschen und Schlechten! Goethe hat aus dem Vorwurf des Egmont, der ein echtes Genie zu einer großartigen Tragödie begeistert hätte, eben nur das gemacht, was eine Begabung von mittlerer Stärke — und mehr ist er nicht — daraus machen konnte. Klärchen ist Gretchen ins Belgische übersetzt. Goethe hat überhaupt nur eine einzige Frauengestalt geschaffen: Gretchen. Marie und Adelheid im Goëtz, Klärchen im Egmont, Lotte, Dorothea, Lily, Ottilie, ja selbst Mignon, sind immer nur verkleidete Gretchen. Unfruchtbar, wie es übrigens Schwätzer in der Regel sind, ist Goethe, was die Schöpfung von Frauencharakteren betrifft, vom allergründlichsten Unvermögen. Dieser bettelhafte Monogame hat nur ein Weib, das er bei jeder Gelegenheit anbringt.

Den „Clavigo“ hat sich Goethe, dieser literarische Herr Ungenirt, aus den Erinnerungen von Beaumarchais herausgeschnitten; er hat ganze Seiten aus der französischen Urschrift abgeschrieben und in sein Stück hineingeklebt, wo sie vom hochtrabenden und eisigen Style des übrigen Werkes grausam abstechen. Alles Gute in „Clavigo“ ist von Beaumarchais. Was darin leider von Goethe herrührt, das sind

gewisse melodramatische Spectakelscenen, die übrigens auch nur aus „Romeo und Julie“ übersetzt, umgemodelt und verhunzt (gâté) sind. Denn Goethe hatte die allerniedrigste Gabe des Theaterschriftstellers: die melodramatische Begabung.

In aller Eile nennt unser Barbey Goethe einen kolossalen Trublet ohne Voltaire's Epigramme und einen großen Herrn Borgegern und tischt nach diesem leichten Zwischengerichte wieder eine Hauptspeise auf: die Fortsetzung der Kritik seiner Dramen. Torquato Tasso ist keine Schöpfung von Goethe, sondern von Rousseau. Iphigenie, dieses Stück, das von allen Pedanten so sehr gerühmt wird, weil sie sich in dem großen Pedanten Goethe selbst erkennen, ist eine bloße Nachahmung des griechischen Theaters, aber nur so, wie ein Schneemännlein die Nachahmung einer Marmorstatue ist. In Stella endlich hat Goethe, der alle Welt abschreibt, sich zur Abwechselung einmal selbst abgeschrieben. Stella ist eine Plünderung Werther's; die „gewendete“ Idee dieses Romans. Alle drei Stücke aber, Tasso, Iphigenie, Stella, sind Schwemmbänke von Langweile, denen selbst der kräftigste Geist nicht widerstehen kann. „Ich erweise Goethe die Ehre, den zweiten Theil des Faust in diese Bilanz nicht einzubeziehen. Dieser Faust von 1831 ist vollkommen unverständlich. Man begreift nicht, daß der Geist Goethe's während seines ganzen Lebens eine solche Masse mythologischer Kindereien aufsaugen und sein Greisenalter damit verbringen konnte, sie dem Menschengeschlecht unter die Nase zu rülpsen. Es ist eine unmäßige Faselei.“

Goethe bildete sich auch ein, komisches Genie zu be-

sitzen. Dieser ehrgeizige Schnittling auf allen Suppen rührte auch ans Lustspiel und legte seine deutsche Pranke darauf, wie etwa ein Bär seine Bärentatze in eine Filigranarbeit schmeißen würde. Seine Komödien sind aber auch danach. Es fehlt ihnen aller Geist, alle Anmuth. „Dieser deutsche patapouf (das Wort ist unübersetzbar, bedeutet aber etwa einen literarischen General Bum-Bum) war absolut unfähig, auch nur den armseligsten Harlekin auf die Socken zu stellen.“ In den „Mitschuldigen“ gäbe es eine hübsche Scene, wenn Goethe sie zu machen verstände. Aber alle deutschen Liebhaber sind von einer unsäglichen Albernheit. Und die Viehnatur der Race fügt sich zur selbsteigenen Viehnatur Goethe's und das gibt eine hübsche Summe! — Nach dem Dramatiker Goethe zerlegt der unerreichbare Barbey den Lyriker Goethe. „Auch auf diesem Gebiete ist er nichts Anderes als ein literarischer Lumpensammler.“ Der „West-östliche Divan“ ist von Hafis. „Die Braut von Korinth“, „Der Fischer“ werden in Frankreich bewundert, weil Frau von Staël, die Almosenspenderin Goethe's, ihnen die Wohlthat einer verschönernden Uebersetzung erwies. Die anderen Gedichte sind von einer unglaublichen Albernheit, Alltäglichkeit und Ziererei, Gemeinplätze von solcher Vulgarität, daß sie zu schlecht sind, selbst von einem Goethe in Verse gebracht zu werden. Die Philosophie Goethe's wird rasch abgethan. Sie erinnert an Spinoza und besteht in einer verschwommenen pantheistischen Weltanschauung; verschwommen, weil Goethe nicht im Stande war, sich von irgend etwas klar Rechenschaft zu geben. Eher gibt Barbey noch zu, daß Goethe ein Gelehrter war; ja der Gelehrte erstickte nur

darum nicht den Dichter, weil in Goethe eben kein Dichter zu ersticken war.

Wir gelangen zu den Romanen. „Wilhelm Meister“ und „Die Wahlverwandtschaften“ sind keine Bücher, nicht einmal schlechte, sondern Dinge, die man mit keinem Namen bezeichnen kann, unsagbare, unerzählbare, unlesbare Dinge. „Wilhelm Meister“ und „Wahlverwandtschaften“ sind Wunder-Erscheinungen der Dummheit (sottise). Man würde seine Zeit und seine Ehre verlieren, wenn man sie zergliedern wollte. Sie sind die Langeweile in ungeahnten Mengen, Opium, nicht flaschen-, maß-, kübelweise, sondern in Fässern, in einem Heidelberger Faß! Selbst der Titel „Wahlverwandtschaften“ hat nur im Französischen („affinités electives“) einen einigermaßen verständlichen Sinn. Im deutschen Original bedeutet der Titel, buchstäblich übersetzt: „Die Buhlschaften des Gefühls“, „Les concubinages du sentiment!!!“

Aus dem Capitel, welches sich mit dem Leben des Dichterfürsten und seiner „Dichtung und Wahrheit“ beschäftigt, führe ich blos folgende Kraftstellen an: „Der Gedanke Goethe's, wenn er nicht eine viereckige oder runde Eselei von ungeheurem Gewichte ist, gleicht einer Art geistigen Rauchs.“ „Er glaubte an Gall, denn Maulaffe und neugierig wie er war, mußte er an alle wissenschaftlichen Chinesereien seiner Zeit glauben.“ „Es gibt nichts so Langweiliges wie dieses philiströse, höfische, deutsche Leben; nichts Dümmeres als die Ereignisse im Leben Goethe's von Straßburg bis Weimar.“ „Der einzige Kummer des Lebens Goethe's, dieses frechen Glückspilzes, dieses Nebukadnezar, der

auf den beiden Beinen aufrecht blieb und den Gott nicht das Gras fressen ließ, worauf er ein Anrecht hatte, war der geringe Erfolg seiner Kritik Newton's." „Die Literaturgeschichte kennt viele Anmaßungen, aber keine von so unerhörter Kolossalität. Man liest ihn kaum mehr, bald wird man ihn gar nicht mehr lesen. Und doch wird die blödsinnige Routine fortfahren, Goethe zu bewundern."

Wenn der Leser so weit gelangt ist, fragt er sich erstaunt, was wohl J. Barbey d'Aurevilly veranlaßt haben kann, mit solcher Berserkerwuth über Goethe herzufallen? Der Mann mit dem Rosacylinderhut hat die grenzenlose Einfachheit, uns selbst den Schlüssel zu seinem sonst unverständlichen Thun zu geben. Er erzählt nämlich in der Einleitung des Buches folgenden bezeichnenden Zwischenfall aus seinem Leben: „Eines Tages wagte ich über Goethe ein erstes Wort, — dieses Buch ist das zweite. Das war in einem Blatte, welches damals der Regierung gehörte. Sainte-Beuve, einer der Beilträger Goethe's, wollte den unehrerbietigen Kritiker die Schärfe des Beils fühlen lassen. Schnaubend, bebend, die schönen Ohren roth und veilchenblau vor Zorn, lief Sainte-Beuve zum Minister, dessen Triboulet er war, und beklagte sich, ein Angeber aus Bewunderung, was die Sache verzeihlich macht. Der Minister war Persigny, der einst selbst Goethe übersetzt hatte. Der Hofnarr des Ministers kam an den rechten Mann. Es wurde sofort Gerechtigkeit an mir geübt und mir die Pforte des Blattes, für das ich schrieb, verschlossen, weil ich in der erhabenen Person Goethe's die französische Literatur und Regierung verletzt hatte."

Also daher der Zorn! Der gehirnerweichte Faselhans hatte also nach seinem eigenen Geständniß, das ihm vielleicht im Absinthdusel entschlüpft ist, schon einmal sein böotisches Maul wider Goethe aufgethan, war aber dafür gezüchtigt worden. Das hat er jedoch dem Dichterfürsten nachgetragen. Er hat seine Galle wider ihn so lange gehütet und vermehrt, bis sie zuletzt in diesem Buche geplatzt ist. Diesmal wird ihn kein Sainte-Beuve und kein Persigny strafen. Aber ein ungeheures Gelächter wird sich von einem Ende der gebildeten Welt zum andern erheben und J. Barbey d'Aurevilly wird sich das Compliment machen können, daß er in der That mit seinem rosaseidenen Cylinder nie auch nur annähernd eine solche Wirkung hervorgebracht hat wie mit dem Buche „Goethe et Diderot". Ich weiß nicht, ob es ein Franzose der Mühe werth finden wird, gegen diesen Hanswurst Verwahrung einzulegen. Es wäre begreiflich, ist aber nicht unbedingt nöthig. Nach den Werken, in denen Philarète Chasles, Sainte-Beuve, die alte Staël, Ernest Faivre, Caro, St. René Taillandier, Ampère, Blaze de Bury u. s. w. Goethe gerecht geworden sind, kann das Geschwabel eines unzurechnungsfähigen Boulevard-Trottels die Verantwortlichkeit der französischen Nation nicht mehr ins Spiel ziehen. Zwar leugne ich nicht, daß ich, wenn ich ein Franzose wäre, mich angesichts dieses Barbey d'Aurevilly ein wenig schämen würde, aber ich würde mich doch mit dem Gedanken zu trösten suchen, daß jede Nation Cretins hervorbringen kann.

Weit weniger noch als die Franzosen haben wir Deutschen eine Veranlassung, uns wider das Bubenstück Barbey's

zur Wehre zu setzen. Niemand darf sich anmaßen, Goethe's erlauchten Schatten gegen so drollige Anschläge wie diesen vertheidigen zu wollen. Wenn ein herrenloses Vieh in seinem unbewußten Irrlauf es sich beifallen läßt, am untersten Rande des Sockels der Goethe-Bildsäule seine Nothdurft zu verrichten, so bleibt uns als Strafe nur übrig, was ich dem unflätigen Thierchen Barbey d'Aurevilly habe angedeihen lassen, nämlich ihm die Nase in seine eigene Prosa zu stecken. Oeffentliche Denkmäler sind allenthalben dem Schutze der anständigen Leute empfohlen. Ich habe an dem Verunreiniger des Goethe-Monuments meinen Polizeiauftrag eines anständigen Menschen erfüllt.

Auch ein Dichter.

(1883.)

Da setze ich mich nun richtig hin und schreibe gewissenhaft meine fünfzehn geschlagenen Seiten über diesen unsagbaren Maurice Rollinat, ganz so wie die „Gobeurs“ oder Maulaffen der Feder, über die ich mich doch lustig mache. Was hilft es, daß ich von Rollinat all das Schlechte sagen werde, das ich von ihm denke? Mein absprechendes Urtheil ist dennoch eine Stimme mehr in dem albernen Lärm, der um diesen Namen erhoben wird. Indem ich ihn table, mache ich für ihn Reklame. Die Reklame ist ein lebenszähes Unkraut, das im dürren Sande der Schmähung ganz so gut fortkommt wie im fetten Ackerboden der Lobpreisung. Ob man es mit Complimenten oder mit Hohn begießt, jene und dieser wirken gleichmäßig wie befruchtender Regen darauf. In Gottes Namen. Verstärken wir um ein Tonwerkzeug das Orchester, das vor Rollinat mit türkischer Musik einherzieht. Es fehlt mir schließlich nicht an einer Entschuldigung vor den Lesern und vor mir selbst. Denn wenn Rollinat persönlich nicht werth ist, daß man bei seiner Erscheinung eine Minute lang verweile, so gibt doch die

Betrachtung seiner künstlerischen Richtung und die Darstellung der Art, wie er vor das Publikum gebracht wurde, ein ganz interessantes Kapitel der Sittengeschichte einer zeitgenössischen Weltstadt.

Seit Jahren ging im lateinischen Viertel eine geheimnißvolle Sage von Mund zu Munde. Es sollte dort in der herkömmlichen Dachstube ein unbekannter großer Dichter leben, der sich nur vor einer kleinen Schaar Eingeweihter offenbare, diese wenigen Auserwählten aber durch die Gewalt und den Glanz seines Genius buchstäblich überwältige. Man kannte das verborgene Genie vom Ansehen — es trug lange schwarze Haare, war mit geistreicher Nachlässigkeit, um nicht zu sagen Verwahrlosung, gekleidet, kurz es entsprach so ziemlich dem Bilde, das sich die schwärmerische Jugend und das verstockte Philisterium von einem weltverachtenden Poeten machen. Man wußte auch seinen Namen — er hieß Maurice Rollinat. Allein darauf beschränkte sich die ganze Wissenschaft der Profanen. Von seinen Werken hatte Niemand etwas gelesen. Man führte nur einige Titel von Gedichten, wie „Der Schauder", „Selbstgespräch Troppmans", „Die Absinthtrinkerin", „Villanelle des Teufels" an, die einer lebhaften Einbildungskraft den Vorgeschmack von teuflisch Fremdartigem und Machtvollem geben mußten. Auf dem Boulevard St. Michel und in den Bierkneipen mit weiblicher Bedienung zeigte man sich aus ehrerbietiger Entfernung den großen Mann, der es nicht verschmähte, mit seinem unsichtbaren Strahlenkranze mitten unter dem gleichgiltigen Haufen spazieren zu gehen und ein Glas Bier zu trinken. Die jungen Studenten, die aus der Provinz ankamen, lernten

bald die Legende kennen und verlangten Rollinat zu sehen. Man führte sie in eine „Brasserie", deren Stolz die Kundschaft Rollinats war und die sich den werthvollen Gast dadurch erhielt, daß sie ihm ein Getränk von geheimgehaltener Zusammensetzung kredenzte, das außer ihm keinem Andern geliefert wurde. Die Sage wob ihre Goldfäden nicht um Rollinat allein, sondern auch um seine Jünger, deren man einige kannte. Vom Meister hielt eine heilige Scheu die Neugierigen fern. An die Jünger aber wagten sie sich heran. Sie suchten sie auszuholen, ihr hartnäckiges Schweigen durch gute Worte und bessere Getränke zu besiegen. Die Jünger ließen sich bewirthen, aber sie leerten ihre Gratisgläser mit einer würdigen Zurückhaltung, an der die Indiskretion der Frager zu Schanden wurde, und sie setzten allen Erkundigungen blos spöttisches Lächeln, vielsagende Blicke und ausdrucksvolle Handbewegungen entgegen, welche eine etwas eindrucksfähige Natur bis zur Aufregung, ja bis zur Schlaflosigkeit beschäftigen mußten.

„Sie kennen Rollinat?"

„Gewiß", erwiderte der Jünger mit der Intonation des „Anch' io sono pittore."

„Haben Sie seine Gedichte gelesen?"

„Alle. Rollinat hat mir sie selbst gelesen, gesungen, gespielt und begleitet."

Denn das muß ich hier rasch einschalten: die Legende erzählte, daß Rollinat nicht blos ein ungeheurer Dichter, sondern auch ein ebensolcher Sänger, Schauspieler, Klaviervirtuose und Tonsetzer sei und daß er sich nicht damit begnüge, seine Empfindungen in genialen Versen auszudrücken,

ihnen vielmehr auch alle übrigen Künste dienstbar mache und seinen Gedichten durch Mimik, Deklamation, Gesang und melodramatisch-rhapsodische Instrumentalbegleitung höheres Leben gebe.

„Nun, und wie fanden Sie diese Gedichte?"

Der Jünger beschränkte sich darauf, die Augen stumm beredt zu verdrehen.

„Rollinat ist also ein sehr großer Dichter?"

Ein Blick des Mitleids und der Verachtung statt aller Antwort.

„Er ist eine Art Shakespeare?"

Achselzucken.

„Musset?"

Heftigeres Achselzucken.

„Vielleicht gar Victor Hugo?"

Der Jünger legte dann wohl mit prophetischer Geberde die Hand auf die Schulter des Fragers und sagte überzeugt: „Keine Vergleiche! Sie sind für alle Theile ungerecht. Rollinat ist Rollinat. Das ist genug."

Diese Legende war lange das Geheimniß des lateinischen Viertels. Ein Geschlecht von Studenten übermachte sie dem andern. Sie hatte bereits ein gewisses Alter; sie bestand seit mindestens zehn oder zwölf Jahren. Sie hätte noch lange Zeit geheimnißvoll fortleben können. Rollinat, der nicht mehr in der ersten Jugend steht, wäre gestorben, seine Jünger wären ihm allmälig ins Grab gefolgt und nach einigen Jahrzehnten würde sein Name zu einem großen und anziehenden Räthsel der Literaturgeschichte geworden sein. Gelehrte Bücher wären über das Thema geschrieben worden:

„In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts lebte im lateinischen Viertel zu Paris ein Dichter, der nach der Aussage seiner Zeitgenossen ein unermeßliches Genie gewesen sein muß, der jedoch seine Dichtungen grausam der Nachwelt vorenthalten hat." Forscher würden es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die verloren gegangenen Werke oder mindestens Bruchstücke derselben zu entdecken und nach den spärlichen Angaben einzelner Titel von Gedichten scharfsinnige Theorien über die Stoffe, die Formen, die Ethik, Aesthetik und Philosophie Rollinat's aufzustellen, es wäre vielleicht eine Rollinat-Wissenschaft entstanden mit Lehrstühlen an den Universitäten, einer reichen Literatur und eigenen gelehrten Zeitschriften — eine Unvorsichtigkeit der Freunde Rollinats zerstörte diesen weitläufigen Zukunftstraum in einem einzigen unglückseligen Augenblicke.

Das ging so zu. Eines Tages überschritt die Rollinat-Legende die Seine und drang bis in die Hochebene der Plaine Monceaux vor, jenes neuen superlativ eleganten Stadtviertels, das in den letzten acht bis zehn Jahren um den Park Monceaux emporgeschossen ist. Ein Freund, ein Künstler, der noch nicht lange außerhalb des begeisternden Luftkreises der Rue Jacob athmete, erzählte Sarah Bernhardt von dem räthselhaften Dichter des Odeon-Viertels. Um seine zerstreute Zuhörerin festzuhalten, zeichnete der Erzähler wahrscheinlich mit dicken Umrissen und sparte nicht mit kräftigen Farben. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Das hysterische Frauenzimmer war ganz Feuer und Flamme. Ein echtes unbekanntes Dachkammer-Genie mit bleichen Wangen, Feueraugen und langer schwarzer Mähne! Ein

Dichter, der den Ruhm verschmäht und die gähnenden Schuhe und ausgefransten Hosen unserer Vorfahren aus der vorgeschichtlichen Literaturepoche trägt! Das ist ja etwas so seltenes wie ein echter Mohikaner! Das mußte man um jeden Preis sehen! Und Sarah Bernhardt gab ihrem Freunde sofort den Auftrag, ihr diesen wunderbaren Rollinat herbeizuschaffen, unter Androhung ewiger Ungnade, wenn er ihren Befehl nicht unverzüglich vollziehe.

Uebelberathener Rollinat! Thörichter Rollinat! Er war ungeschickt genug, den verhängnißvollen Schritt zu thun. Er trat aus dem mondscheingewobenen Dämmer der Legende ins prosaische Tageslicht der Pariser Wirklichkeit heraus. Wenn er einen Funken Verstand gehabt hätte, wäre er nie Sarah Bernhardt's Einladung gefolgt. Er hätte sich vor ihr verborgen, er wäre vor ihr geflohen, er hätte mit ihr Endymion und Diana oder die Verwandlungen des Ovid gespielt. Die übergeschnappte Komödiantin hätte in ihrer nervösen Ungeduld nicht verfehlt, irgend eine eklatante Dummheit zu begehen, eine größere als die Damala-Dummheit. Wenn ihre Grille nicht befriedigt worden wäre, so wäre dieselbe zur Leidenschaft angewachsen. Sie hätte sich vielleicht, eine moderne Sappho, vom Triumphbogen in die elysäischen Felder herabgestürzt und wäre in Folge ihrer Leichtigkeit in der Luft schweben geblieben oder gar aufgestiegen wie 1878, aber diesmal ohne Ballon — kurzum in die Legende des Dichters hätten sich neue Legenden von Liebe und Leidenschaft geschlungen und eine einzige flammende Apotheose hätte die Namen Rollinat und Sarah Bernhardt vereinigt. Aber nein, Rollinat verstand nicht, welchen

Triumph der Zufall ihm in die Hand gegeben hatte. Einfältig wie ein Schuljunge zu einer Preisvertheilung ging er zu Sarah Bernhardt und ließ sich ausstellen.

Das muß man sagen: Sarah Bernhardt machte ihre Sache gut. Sie veranstaltete in ihrem oft beschriebenen Hotel eine Soirée, zu der sie blos Personen von großem „Schick“ einlud: die Bildhauer, Maler, Bankiers und Schriftsteller, die gerade am meisten in der Mode waren, und Journalisten, hauptsächlich sehr viele Journalisten. Die Hausfrau weihte ihre Gäste zunächst in die Rollinat-Legende ein; sie stimmte die Gemüther; sie regte kunstvoll die allgemeine Erwartung an und steigerte sie geschickt zur Spannung und Ungeduld. Endlich erschien der Held des Abends. Sarah Bernhardt ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst in Scene zu setzen. Er zog sich nach der allgemeinen Begrüßung in einige Entfernung von den Gästen zurück. Das Piano, an das er sich setzte, stand in einer halbdunkeln Ecke des riesigen Ateliers, wo sich diese kuriose Komödienscene abspielte. Die Beleuchtungseffekte waren so hergerichtet, daß Rollinat's Kopf und Gestalt das Licht von rückwärts und oben erhielt, so daß der Lampenschimmer durch die wirren, langen, schwarzen Haare hindurchleuchtete und das Gesicht von malerischen Schatten umspielt war. Aus diesem Rembrandt'schen Halbdunkel heraus deklamirte, sang, spielte und begleitete Rollinat eine Stunde lang seine schaurigsten Gedichte. Sarah Bernhardt erklärte entzückt, daß ihre Nerven wonnig durchrieselt seien. Ihre Gäste versuchten nicht, sich dem Eindruck der theatralischen Anordnung zu entziehen. Das unbekannte Genie feierte einen großen Triumph. Nach

den Vorträgen wurde Rollinat unter den Eingeladenen herumgereicht, aber nur mäßig. Die Gefahr der Banalität lag nahe, wenn er nach seiner Offenbarung wie ein gewöhnlicher Salonpoet dageblieben wäre und Complimente entgegengenommen hätte. Er verschwand geräuschlos, als die Wogen der Bewunderung am höchsten gingen. Das gehörte zum Stücke. Es war die von Sarah Bernhardt ausgesonnene Schlußwirkung.

Am nächsten Morgen thaten die eingeladenen Journalisten ihre Schuldigkeit. Alle Boulevardblätter sprachen von der eigenartigen Soirée der Sarah Bernhardt und dem von ihr ans Licht gezogenen neuen Genie. Die Reporter gaben sich einer wahren Orgie geschmacklos wichtigthuender Berichterstattung hin. Selbst einige Grandsseigneurs der Presse verschmähten es nicht, sich mit dem Ereignisse zu beschäftigen. So überraschte Albert Wolff, diese Verkörperung der nüchternen Kritik, die Leser des Figaro, die an seine Verspottung aller Albernheiten der Pariser Tagesmode gewöhnt sind, mit einem langen Artikel über Rollinat, der, ohne ganz in die Uebertreibungen der Preß-Maulaffen zu verfallen, diesem immerhin ein ganz stattliches Denkmal errichtete.

Rollinat war mit einem Schlage ein berühmter Mann. Sein Name war nicht mehr der Lokalbesitz des lateinischen Viertels, sondern erweckte den Widerhall von ganz Paris, ganz Frankreich, was sage ich? von beiden Welten, deren Blätter die Rollinat-Hymnen der Pariser Journale, namentlich Albert Wolff's Artikel, gewissenhaft nachdruckten.

Mit bloßen Schilderungen der feurigen Augen und schwarzen Haare Rollinat's konnte sich die heftig neugierig

gemachte öffentliche Meinung nicht lange begnügen. Sie verlangte das Genie in seinen Schöpfungen kennen zu lernen. Das Publikum schrie nach den Gedichten Rollinat's. Mit raffinirter Berechnung hielt er die allgemeine Ungeduld noch drei oder vier Monate hin. Endlich aber gewährte er ihr Befriedigung: er ließ seine Gedichte erscheinen.

Der Band liegt nun vor. Er betitelt sich: „Les névroses", „Die Nervenkrankheiten". Die Unterabtheilungen heißen: „Die Seelen". „Die Wollüsteleien". „Die Zufluchtsstätten." „Die Gespenster." „Die Finsternisse". Als Motto trägt das Buch den Vers aus Hiob an der Stirne: „Putredini dixi: pater meus es; mater mea et soror mea, vermibus." „Der Fäulniß sagte ich: du bist mein Vater, den Würmern, ihr seid meine Mutter und meine Schwester." Für Colportageromane von der Gattung der „Blutigen Nonne um Mitternacht oder die Mördergrube im Henkershause" wären dergleichen Titel, Untertitel und Motti nichts Ungewöhnliches; bei einer Sammlung lyrischer Gedichte überraschen sie. Auch sonst zeichnet sich das Buch durch Eigenheiten vor allen seinen Genossen aus. Das erste Blatt zeigt das Porträt des Dichters. Da Rollinat nicht allen Lesern seine Gedichte vordeklamiren, singen, gestikuliren u. s. w. — siehe oben — kann, so bietet er ihnen mindestens den Anblick seiner Physiognomie als einen, wenn auch ungenügenden, Ersatz. Es ist ein großer Kopf, beinahe voll en face gesehen, auf einem romantischen breiten Pelzkragen; die schwarzen Augen blicken schicksalsschwer unten den düster zusammengezogenen Brauen hervor und eine Fluth schwarzer Haare, leider in der Mitte durch eine an den Haarkräusler

mahnende Scheitelung gebändigt, wallt um die tragische Stirne. Es ist nicht unbegreiflich, daß Rollinat Sarah Bernhardt gefallen hat. Von den 200 Gedichten, aus denen die Sammlung besteht, ist fast jedes einer anderen Persönlichkeit gewidmet. So hat auch Albert Wolff seinen Lohn dahin. Sein Name steht an der Spitze der „Frissons“ (Schauder). Andere Schriftsteller widmen ein ganzes Buch einem Freunde. Rollinat geht mit seinen Gunstbezeugungen nicht so verschwenderisch um. Er mißt sie mit klug kargender Hand zu. Ein Gedicht für einen Freund, das ist gerade genug und macht 200 Glückliche mit einem einzigen Buch. Rollinat faßt seine Sammlung sichtlich als eine Art Omnibus oder Bummelzug nach der Unsterblichkeit auf, in welchem er allen seinen Freunden einen Platz anbietet.

Was ist es nun aber mit diesen Gedichten? Die Frage setzt den Kritiker in Verlegenheit. Es ist schwer, dem deutschen Leser einen richtigen Begriff von den „Névroses“ zu geben, denn in unserem ganzen Schriftthum findet sich schlechterdings nichts Aehnliches. Man müßte nur zahlreiche Proben in wörtlicher Uebersetzung mittheilen und das geht bei den Schicklichkeitsbegriffen eines deutschen Publikums nicht an. Rollinat sieht in der Natur nichts als den Tod und diesen nur in seiner widerwärtigsten Gestalt, als Fäulniß, in Begleitung von Verwesungsgerüchen und wimmelnden Würmern. Seine einzigen Empfindungen sind Geilheit, Ekel und grundlose Angst. Er sieht sich überall von Gespenstern und Skeletten bedroht oder von Erscheinungen nach Art der Versuchungen des heiligen Antonius von Padua gereizt. Er verweilt mit Vorliebe bei der Schilderung hustender und

spuckender Lungensüchtiger, modernder Leichen, übelriechender stagnirender Sümpfe; er begeistert sich — buchstäblich! — an wasserscheuen Katern, dämpfigen Pferden und agonisirenden Eseln. In dem ganzen Bande ist von nichts die Rede als von Krankheit, Eiterung, Tod, Fäulniß, Grauen. Rollinat schwelgt in der breiten, behaglich eingehenden Schilderung des Widerwärtigen und Abscheulichen, er ist glücklich, im Unflat zu wühlen, wo er am dicksten ist, und er setzt seinen Stolz darein, das Unsagbare mit größter Weitschweifigkeit zu sagen.

Ein ganzes Gedicht anzuführen geht kaum an. Nur durch einzelne Strophen kann ich von seiner Manier einen Begriff geben. In den berühmten „Frissons“ (der Schauder) sagt er: „die Furcht ist der schwarze Schauder des Gedankens; die Furcht, die auf unsern Weg übermenschliche Persönlichkeiten stellt, die Furcht mit unsichtbaren Händen, die den Baum mit einem Todtengeripp oder Leichentuch bekleidet; die uns wie einen Großvater beben macht (!!) und uns, wenn wir allein sind, so weiß werden läßt wie Marmor.“

Im „Teich“ heißt es: „Voll ganz alter mit Blindheit geschlagener Fische breitet der Teich unter einem tief hängenden dumpfen donnerrollenden Himmel zwischen seinem mehrere hundert Jahre alten Röhricht das plätschernde Grausen seiner Undurchsichtigkeit aus.“ (Kein Scherz, sondern buchstäbliche Uebersetzung. Hier ist die Zeile im Original: L'étang ... étale ... „la clapotante horreur de son opacité.“) „Da hinten dienen Kobolde mehr als einem schwarzen, unheimlichen und gefürchteten Morast als Lichter. Er aber, der Teich, offenbart sich an diesem wüsten Orte blos durch seine

gräßlichen Geräusche brustkranker Kröten („par ses bruits affreux de crapauds poitrinaires). Der Mond, der gerade in diesem Augenblicke aufgeht, scheint sich darin so phantastisch zu begucken, daß man, wenn man sein gespenstisches Gesicht, seine platte Nase und die seltsame Unbestimmtheit seiner Zähne sieht, sagen möchte, es sei ein von innen beleuchteter Todtenkopf, der sich in einem finstern Spiegel anschaut."

Vom Inhalt vieler Gedichte, wie „Die schöne Käsehändlerin", „Das Fleisch", „Der Busen", „Die beiden Brustkranken", „Der Schröpfkopf", „Die Kuh zum Stiere" u. s. w., kann ich nicht einmal eine Andeutung geben. Bei anderen, wie „Fräulein Skelett", „Die einbalsamirte Todte", „Der lebendig Begrabene", „Selbstgespräch Tropmanns", „Der Laden der Selbstmörder" verräth der Titel ungefähr den Inhalt oder doch wenigstens den Vorstellungskreis des Dichters. Wer das Buch ohne Uebelkeit zu Ende lesen kann, der hat in der That eine starke Natur.

Auch die deutschen Romantiker haben den Tod zu einem Bestandtheile ihrer Poesie erhoben. Aber wie sehen sie den Tod? Dichterisch verklärt, ins Reich des Traumes und der Ahnung gerückt, Ein Kirchhof um Mitternacht. Ein weißes Gespenst im Mondschein. Eine Versammlung singender Todter in einer verlassenen Kirche. Das Skelett, das auf die Spitze des gothischen Thurmes klimmt, um vom Thürmer das geraubte Leichentuch zurückzuholen. Das todte Töchterlein der Wirthin, in das sich der Wanderbursche verliebt. Das Alles ist auch nicht gerade poetische Gesundheit, aber wenn es schon eine Krankheit der Einbildungskraft ist,

so ist es mindestens eine reinliche Krankheit. Rollinat's Behagen am Todtenspuk ist ein ganz anderes. Er sieht das Todtenreich nicht mit den Augen eines etwas mondsüchtigen Dichters, sondern mit denen eines Schinders an. Die Leiche ist ihm keine unfaßbare mondlichtbeglänzte Erscheinung in wehenden Laken mit sehnsüchtig ausgebreiteten Händen, sondern ein Bündel übelriechenden Fleisches, an dem er die Fäulnißfarben beobachtet und die Aaswürmer zählt.

Und was diese Schindangerpoesie ganz besonders abstoßend macht, was den Leser am meisten empört, das ist, daß sie durch und durch unwahr ist. Rollinat hat nicht einmal die Entschuldigung, aufrichtig zu sein, die verderbten, abscheulichen Gefühle, die er ausdrückt, wirklich zu empfinden. Er lügt, wenn er Mord und Unzucht besingt. Er lügt, wenn er dem Teufel den Hof macht. Er lügt, wenn er thut, als röche er den Leichenduft mit Vergnügen. Das ist Alles eine nichtswürdige Ziererei oder „Pose", wie man hier sagt. Es ist eine angelernte Manier. Wie ein banaler Versifex drehorgelartig „Herz-Schmerz", „Liebe-Triebe" reimt, so reimt dieser Patron mechanisch „Aas-Würmerfraß", „krank-Gestank". Wenn man das erstbeste Almanachgedicht nimmt, das in der bekannten geistesabwesenden, flauen Manier die lauen Lüfte und süßen Düfte abwandelt, und ersetzt das Wort Blume und Duft jedesmal durch einen raffinirt gewählten gemeinen und ekelhaften Ausdruck, so hat man ein Gedicht von Rollinat. Es ist Schablonenpoesie; das Grauen ist äußerlich aufgetragen; die zierlichen Reimlein, der liedartige Strophenbau, der Kehrreim der netten Canzone, Ritornelle, Villanelle und wie alle die mit Hinblick auf die

behandelten Stoffe unsäglich ärgernden, eleganten Formen der romanischen Poesie heißen, sind der beste Beweis, daß Rollinat seine Gedichte kaltblütig und berechnend verfertigte. Ich müßte nie einen Vers gedichtet oder empfunden haben, wenn ich nicht erkennen sollte, daß das nicht etwas Ursprüngliches, Rhapsodisches, Erlebtes, sondern schäbige Handwerksarbeit ist, zwölf auf ein Dutzend.

Dabei ist Rollinat nicht einmal ursprünglich. Er hat nicht einmal das Verdienst, seine unsagbare Gattung erfunden zu haben. Er ist ein karikirender Nachahmer, sonst nichts. Seine Vorbilder heißen Baudelaire, Petrus Borel. Diese selbst waren Epigonen der Romantik. Ihre Poesie war das schrille Ausklingen einer ursprünglich schön gestimmten Glocke, die barst, weil man sie zu stark läutete. Petrus Borel und Baudelaire waren die Sänger der Nachtseiten des Lebens und der Menschennatur, aber sie waren es mit einer gewissen Begabung. Nun kommt Rollinat und übertreibt, was schon Uebertreibung war. Borel und Baudelaire waren noch seltsam, Rollinat ist bereits lächerlich. Bei der Poesie jener beiden interessanten Narren machte man große Augen. Bei der Poesie Rollinat's spuckt man aus.

„Les névroses!“, „die Nervenkrankheiten!“ Schon dieser Titel ist das Richtige! Es gehört jetzt in Paris zum guten Ton, nervenkrank zu sein, das ist vornehm, das gibt Ansehen. Die Reporter, die Charcot in einer Linie mit Capoul als Pariser Tagesberühmtheiten im Kleinverschleiß ausschroteten, die Romanschreiber ohne Talent, die hysterische Frauenzimmer zu Heldinen ihrer Geschichten ohne Kopf und Fuß machten, die Boulevardblätter, die fortwährend mit

Feierlichkeit von der „grande névrose“ sprachen, haben die Nervenkrankheiten in Mode gebracht. Dicke Handschuhmachers-Gattinen von unverwüstlicher Gesundheit glauben sich interessant zu machen, wenn sie behaupten, sie seien nervenkrank. Morphinsüchtig zu sein ist fast so „chic“, wie sich für eine Cocotte von Namen zu Grunde zu richten. Die Salpetrière, das Siechenhaus für arme Teufel von Epileptikern, Gelähmten, Gehirnerweichten und Rückenmarksschwindsüchtigen, gilt für einen geheimnißvollen Tempel der neuen grausig-schönen Religion der Nervenzerrüttung und wer nicht von Zeit zu Zeit seinen kleinen Anfall von melancholischem oder Zerstörungs-Delirium hat, der gehört gar nicht zur guten Gesellschaft.

Auf diesen neuesten Blödsinn der Pariser Maulaffen-Gemeinde hat Rollinat spekulirt, und wie man sieht, mit Glück. Die Trottel, die ihren Maitressen als Neujahrs-Angebinde eine Pravaz'sche Spritze (für subkutane Morphium-Einspritzungen) schenken und im Cercle zwischen zwei Baccarat-Partien sich vor einander damit brüsten, daß ihre Maitresse mehr Centigramme dieses Giftstoffs täglich verbrauche als die des Andern, diese Trottel brauchten einen Leibdichter. Sie haben ihn in Rollinat gefunden. Daher die Begeisterung Sarah Bernhardt's für ihn, daher der Triumph, den ihm die Boulevardpresse bereitet hat.

Für die Literatur kommt er nicht in Betracht; für die Kulturgeschichte ist er ein kostbares Dokument.

Vater Didon über Deutschland.

In einem Buche, das in Frankreich und über dessen Grenzen hinaus einen, ich muß sagen nicht ganz berechtigten, Lärm gemacht hat, in „Les Allemands" (die Deutschen) vom Dominikaner Vater Didon, findet sich über den französischen und deutschen Nationalgeist folgende Stelle: „Obwohl die Selbstlosigkeit unter den Individuen häufiger ist als unter den Völkern, so gibt es doch auch unter diesen wie unter jenen eine Ehrlichkeit und Moral. Die Geschichte eines Volkes muß nicht nothwendig ein Gewebe von Verbrechen, der Nationalgeist eine ungezügelte Gewalt sein. Von allen Völkern der Welt ist das französische vielleicht das einzige, das in gewissen feierlichen Stunden seinem Nationalgeiste durch Gerechtigkeit und Hingebung Ehre zu machen gewußt hat. Gewisse Länder haben ihren höchsten Ruhm im Kampfe für ihre Unabhängigkeit gesucht; die französische Nation hat das Blut ihrer Söhne für den Triumph der Wahrheit und die Unabhängigkeit der befreundeten Nationen zu vergießen vermocht. Dagegen ist es der Vortheil, der persönliche Vortheil, der ausschließliche

Vortheil, welcher die militärische Gewalt lenkt, die Deutschland zum ersten Bestandtheil seines Volksgeistes gemacht hat. Ich habe niemals bei den heutigen Deutschen selbst in dem Alter, in welchem man den ritterlichen Gedanken am zugänglichsten ist, eine schwungvolle Regung überraschen können, die über den Gesichtskreis des deutschen Vaterlandes hinausreichen würde. Diese Grenze zwängt den Germanen ganz und gar ein. Der Eigennutz ist sein oberstes Gesetz. Seine großen Staatsmänner sind blos geniale Nützlichkeitsmenschen. Ihre selbstsüchtige Politik, die mehr nach Nutzen als nach Ruhm gierig ist, hat niemals die leiseste Mißbilligung des Landes erfahren, welches widerstandslos und blind deren Orakel annimmt. Die Deutschen schaffen sich Bundesgenossen, aber keine Freunde. Die, welche sie an sich ketten, lassen sich durch das Interesse oder die Furcht packen, da sie an die ihrer harrende Zukunft denken müssen. Wie sollte man keine Furcht haben, wenn man der Gnade einer Macht überliefert ist, die nicht von Gerechtigkeit beseelt wird, und wenn die selbstsüchtige Kraft unbeschränkt herrscht? . . . Deutschlands Uebergewicht in Europa bedeutet den allgemeinen Militarismus, die Herrschaft des Schreckens, der Gewalt, der Selbstsucht. Ich habe unzählige Male versucht, beim Deutschen irgend eine Sympathie für andere Nationen zu entdecken, es ist mir nicht geglückt."

Soweit der Vater Didon. Die Behauptung, daß der Deutsche ein kalter Egoist und keiner Neigung zu einem fremden Volke fähig, der Franzose dagegen ein selbstloser Enthusiast und voll hingebender Liebe für die ganze Menschheit sei, ist der Ausdruck einer Vorstellung, die das franzö-

sische Volk und das französische Schriftthum beherrscht, von dem sie auf die ganze romanische Welt übergegangen ist, welche sie nun wie einen grundlegenden, unanfechtbaren Glaubensartikel bei jeder Gelegenheit ausspricht. Nun denn, diese Vorstellung ist mehr als eine alberne Ungerechtigkeit, sie ist eine empörende, himmelschreiende Undankbarkeit. Wie Fürst Bismarck einmal von sich im deutschen Reichstage behauptete, so kann auch das deutsche Volk von sich sagen, es sei das bestgehaßte in Europa. Man gönnt ihm nirgends seine Einheit, ja nur das nackte Bischen Leben. Diesen Haß können wir ertragen, denn wenn wir bitter werden wollen, so trösten wir uns mit unserem guten alten Sprichworte: Besser beneidet als bemitleidet. Wenn die Nachbarn uns Ehrlichkeit und Offenheit, Muth und Treue absprechen, wenn sie uns schwerfällig und geistlos, unser Denken nebelhaft und verschwommen nennen, so beweisen sie nur, daß sie uns entweder nicht kennen oder uns nicht gerecht werden wollen, also entweder unwissend oder unwahr sind. Wenn sie aber sagen, der Deutsche sei ein Selbstling und keiner Sympathie für ein fremdes Volk fähig, so begehen sie eine Handlung, die viel schlechter ist als Unwissenheit und selbst Unwahrheit: sie vergelten Liebe mit Verleumdung und schlagen die Hand, die sie so oft gestreichelt hat.

Das gerade Gegentheil der Behauptung des Vaters Didon ist wahr. Man kann ruhig sagen, daß kein Volk auf Erden für Leid und Freud fremder Völker ein so offenes Herz hat wie das deutsche, daß kein Volk auch nur entfernt mit solcher Begeisterung, mit so überströmender Liebe an den Geschicken anderer Nationen Antheil genommen hat

wie das deutsche, und ich bin gar nicht weit entfernt, zu behaupten, daß dies geradezu eine Schwäche des deutschen Nationalcharakters, daß der Deutsche mit seiner Sympathie viel zu rasch bei der Hand ist, daß er in seiner weltbürgerlichen Empfindsamkeit seine Theilnahme selbst an Völker wegwirft, die nicht werth sind, daß er seinen Kopf nach ihnen umwende oder auch nur die Thatsache ihres Daseins auf Erden zur Kenntniß nehme.

Ehe ich dies an Beispielen nachweise, habe ich eine Vorfrage zu beantworten: Wie gibt sich eine nationale Sympathie für ein fremdes Volk kund? Sollen etwa blos amtliche Handlungen der Regierung als Maßstab gelten? Das ist ein Maßstab, den zurückzuweisen Vater Didon der Allererste sein sollte, und zwar im Interesse seines eigenen Volkes. Denn die Eingriffe der französischen Regierung in die Geschicke benachbarter Länder waren nicht von Sympathien, sondern von Rücksichten einer selbstischen Politik bedingt. König Ludwig Philipp ließ Antwerpen belagern, nicht weil er die Belgier liebte und sich für ihre Unabhängigkeit begeisterte, sondern weil König Leopold I. sein Schwiegersohn war und weil dieser harmlose Feldzug seinen jungen Thron befestigte. Der Prinz-Regent Louis Napoleon schritt gegen die römische Republik ein, weil er sich die Unterstützung der Clericalen zu dem schon damals von ihm geplanten Staatsstreiche in Frankreich sichern wollte. Als Kaiser erklärte Napoleon III. wohl anscheinend im Interesse Italiens Oesterreich den Krieg, aber nicht um den Traum der italienischen Patrioten und Blutzeugen zu verwirklichen, sondern um Oesterreich zu demüthigen, das damals für

mächtig galt, und um die Oberherrschaft Frankreichs in Europa endgiltig zu begründen. Als Oesterreich einige Niederlagen erlitten hatte, beeilte sich Napoleon III. denn auch, Frieden zu schließen, ohne seinen Verbündeten Victor Emanuel auch nur zu Rathe zu ziehen; er ließ sich seine Dazwischenkunft durch die Abtretung von Nizza und Savoyen bezahlen und widersetzte sich, so viel an ihm lag, bis 1870 durch die Besetzung Roms der Vollendung des italienischen Einheitswerkes. Mit all diesen politischen Actionen hatten die nationalen Sympathien nichts zu thun. Es ist wahr, zur Zeit der ersten Republik fielen französische Truppen in fremde Länder unter dem Vorwande ein, sie von ihren einheimischen Tyrannen zu befreien. So überschwemmten sie die Schweiz, Italien, Westdeutschland, die österreichischen Niederlande und Holland. Die Befreiung bestand aber in der Aneignung der überfallenen Länder, die ausgesogen, ihrer Sprache, ihres Volksthums, ihrer geschichtlichen Individualität beraubt wurden und die denn auch ihren „Befreiern" so wenig Dank wußten, daß sie sich bei der ersten Gelegenheit mit dem Schwerte wider sie erhoben.

Deutschland hat nie in die Geschicke eines fremden Volkes eingegriffen, wenn es dazu nicht durch die Rücksicht auf seine Selbsterhaltung genöthigt war; das ist richtig; doch sei nicht vergessen, daß Deutschland als ein Factor, mit dem gerechnet wird, erst seit gestern besteht und daß in Augenblicken, wo starke deutsche Sympathien für ausländische Nationalbestrebungen bestanden, die öffentliche Meinung Deutschlands kein Mittel besaß, die Handlungen der deutschen Regierungen zu bestimmen.

Von Regierungsactionen muß also abgesehen werden, denn in diesen ist bisher alles Andere eher zum Ausdruck gekommen als nationale Sympathie oder Antipathie. Die Dolmetscher der Gefühle des Volkes finden wir außerhalb des kleinen Kreises der Minister und vortragenden Räthe. Bei seinen Dichtern, seinen Schriftstellern müssen wir Umfrage halten, wenn wir wissen wollen, was zu gegebenen Zeiten seine Seele bewegt hat. Die flüchtigste Wanderung durch das deutsche Schriftthum genügt nun aber, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß seit einem Jahrhundert jede noch so leise Regung eines fremden Volksthums im deutschen Herzen einen lauten, oft sogar überlauten Widerhall erweckt, daß in diesem Zeitraume die häufig leidenschaftliche und unverhältnißmäßige Sympathie der Deutschen jedes Volk begleitet hat, das nach Licht und Luft rang, das sich sein Dasein und einen Platz unter der Sonne, das sich Freiheit und Menschenrechte erkämpfen wollte. Weiter als um ein Jahrhundert zurückzugreifen ist nicht thunlich. Wie ein Individuum, so muß auch ein Volk zuerst sich seiner selbst bewußt werden, ehe es für Andere etwas fühlen kann; das Nationalbewußtsein hat sich aber bei keinem der großen Völker Europas vor viel mehr als hundert Jahren von einer unbestimmten ahnenden Empfindung zur Klarheit emporgerungen.

Der erste Beweis, daß man an einem fremden Volke Antheil nimmt, daß man dafür Sympathie empfindet, ist doch wohl, daß man sich die Mühe nimmt, es kennen zu lernen. Diesen Beweis für seine Landsleute zu erbringen dürfte dem Vater Didon schwer werden. Dagegen ist es

allbekannt, daß es kein Volk auf Erden gibt, welches sich so viel um Wesen und Eigenart fremder Nationen kümmert wie das deutsche. In England kamen Percy und Andere zuerst auf den Gedanken, die Lieder zu sammeln, die das Volk sang, jedoch wohlgemerkt nur die des eigenen Volkes. Aber der Deutsche Herder war es, der in seiner höhern und selbstlosern Anschauung mit seinem Interesse alle Völker gleichmäßig umfaßte und in seinen „Stimmen der Völker“ alle in ihrer eigenthümlichen Weise zu Worte kommen ließ. Der Gedanke einer Weltliteratur, welche die bedeutendsten Hervorbringungen des Genius aller Kulturvölker wie in einem Ehrensaale der gesammten Menschheit vereinigt, keimte im Gehirne des größten Dichters der Deutschen, Goethe's, wenn es etwa nöthig ist, ihn zu nennen. Das deutsche Volk ist das einzige in Europa, das wahllos alle fremden Bücher übersetzt, selbst solche, welche in ihrem Ursprungslande weder Beachtung noch Leser finden. Dieser Drang, das Schriftthum der übrigen Völker zu kennen, hat uns dichterische Uebersetzungen eingetragen, wie sie keine andere Literatur so herrlich und vollkommen besitzt, und durch diese Meisterwerke der Uebertragung ist es uns möglich geworden, die größten Dichter aller Zeiten und Völker, Shakespeare, Dante, Tegnér, Cervantes, Molière, von den alten Classikern nicht zu sprechen, gleichsam als unsere Nationaldichter anzunehmen. — Allerdings hat das Interesse an den fremden Literaturen auch zu dem Uebelstande geführt, den man kräftig als „Uebersetzungsseuche“ bezeichnen konnte. Immerhin aber ist es eine dem deutschen Volke zur Ehre gereichende Thatsache, daß unsere Literatur weitaus die gastfreundlichste der

Welt ist. Wir nehmen Alles freundlich auf, was an unsere Thüre klopft; an unserem schlichten Tische wissen wir einen Platz für Alle zu finden, die einen solchen verlangen; wir haben zahlreiche kleine Nationen zu ständigen Gästen, die nur durch unsere Vermittelung aus der sehr beschränkten Oeffentlichkeit, welche ihre unbekannte Sprache ihren schriftstellerischen Erzeugnissen gewähren kann, zur wirklichen weltweiten Bekanntheit gelangen. Die meisten skandinavischen, slavischen, magyarischen Schriftsteller werden außerhalb ihrer Heimath nur durch deutsche Uebersetzungen bekannt. In ihrem Nationalkleide können sie sich nirgends sehen lassen. Wir leihen ihnen das deutsche Kleid und machen sie dadurch in der Versammlung der großen Culturvölker salonfähig. Natürlich könnten wir diese großmüthig selbstlose Vermittlerrolle, für die wir noch nie einen Dank gehabt haben, nicht spielen, wenn wir nicht sprachenkundig wären. Auch in diesem Punkte vermag sich kein anderes Volk mit dem deutschen zu vergleichen. Nirgends kann ein so großer Theil der Bevölkerung fremde Sprachen sprechen oder doch wenigstens lesen wie in Deutschland.

Das sind, sollte ich meinen, Beweise einer thatkräftigen, ernste Prüfung vertragenden und nicht blos in leeren Phrasen bestehenden Sympathie für fremde Völker. Aber auch mit anderen Beweisen, solchen gemüthlicher Art, können wir in größerer Menge dienen als irgend ein zweites Culturvolk. Unsere Dichter und Schriftsteller haben es immer für ihre heilige Aufgabe gehalten, fremde Volksthaten zu preisen und zu verherrlichen. Ich denke da nicht an Gelegenheitsreimereien, welche irgend ein ausländisches Tagesereigniß

sensationeller Natur dichterisch glossiren, sondern an Werke unserer besten und vornehmsten Geister, an Dichtungen, die eine weite und tiefe Volksthümlichkeit erlangt und dadurch bewiesen haben, daß sie eine im ganzen deutschen Volke verbreitete vorbestehende Stimmung ausdrückten. Gerade dem französischen Volke ist die deutsche Literatur in Vers und Prosa mehr als gerecht geworden. Seine große Revolution begrüßte Klopstock in einer Ode, Georg Forster in Schriften von flammender Begeisterung. Der hochbegabte frühverstorbene Georg Büchner nahm „Danton's Tod" zum Vorwurfe einer großartigen Tragödie, Griepenkerl versuchte seine dichterische Kraft an Robespierre. Napoleon, der doch Deutschland so bitteres Leid zugefügt, wurde zu einem Helden der deutschen Dichtung, kaum daß die Hochfluth des vaterländischen Aufschwunges der Befreiungskriege vorübergerauscht war. Grabbe schrieb seinen formlosen, aber genialen „Napoleon oder die hundert Tage", Zedlitz widmete dem großen Krieger und noch größern Tyrannen einige „Todtenkränze" und dichtete die „Mitternächtige Heerschau", aus welcher eine abergläubische, mit Grauen vermischte Bewunderung Napoleon's spricht, und Heine schrieb das Buch vom Tambour Le Grand in den „Reisebildern" und „Die beiden Grenadiere", ein so schönes Gedicht, wie es die napoleonische Geschichtssage keinem französischen Dichter eingegeben hat. Und in neuerer Zeit war es das Buch eines Deutschen, „Gambetta und seine Heere" von v. d. Goltz, das einem Franzosen die Gerechtigkeit zu Theil werden ließ, welche er bei seinen Landsleuten weder im Leben noch nach seinem Tode gefunden hat.

Die kleinen Völker werden über den großen nicht vernachlässigt. Die Serben erheben sich unter Karageorgiewitsch wider die Türken. Europa weiß damals von ihnen ungefähr so viel wie heute von den hamitischen Stämmen des Sudans. Goethe lernt aber ein Gedicht dieses kleinen unbekannten Barbarenvolks kennen, er spürt den menschlichen Herzschlag unter der wildfremden Tracht, er interessirt sich für die Serben, schreibt den ergreifenden „Klagegesang von den edeln Frauen des Asan Aga“ und bringt damit die „hinten weit in der Türkei“ auf einander schlagenden Volksstämme der Einbildungskraft und dem Mitgefühle des deutschen Volkes nahe.

Die Griechen beginnen ihren Unabhängigkeitskampf. Das Philhellenenthum reißt alte, ehrbare Professoren zu Thaten jugendlichster Ueberschwenglichkeit fort. Wilhelm Müller singt seine „Griechenlieder“ und kommt damit einer so weit verbreiteten Volksstimmung entgegen, daß er über Nacht zum berühmten Dichter wird. In allen deutschen Gauen declamirt Jung und Alt „Bobolina, Bobolina, Königin der Meeresfluth“ und „Heil! Heil! Nie wird Termopylä den Sieg der Sclaven sehn!“ und man hört selbst dann nicht auf, für die Neohellenen zu schwärmen, als Fallmereyer sein unerbittliches Buch geschrieben hat, das alle romantischen und classischen Selbsttäuschungen über sie zerstören mußte.

Der Polenaufstand rief einen neuen Ausbruch deutscher Begeisterung hervor. Mosen besang „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“:

„In Warschau schwuren Tausend auf den Knieen,
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan“,

ein Gedicht, das noch heute eins der volksthümlichsten unserer Literatur ist und in keiner Liedersammlung fehlt, und er feierte in einem zweiten Gedichte, „Polonia", den Heldenmuth einer polnischen Mutter. Platen beweinte „Warschaus Fall":

„Ihr edlen Schläfer unterm Sand, o laßt den Kampf euch nicht gereun,
Es wird der spätste Pilger einst auf eure Gräber Rosen streun.
Und auch der Dichter eilt herbei, von keiner ird'schen Furcht besiegt,
Wo rings um Warschau hingestreckt die große Hekatombe liegt.
Einst kommen wird ein freies Volk und pflanzen eine Siegstrophä'
Für euch, und ein Simonides besingen dies Thermopylä."

Im „Vermächtniß der sterbenden Polen an die Deutschen" („Wir gehn zu Grab erschöpft und laß — Nach manchem kühnen Straus, — Und athmen unsern Russenhaß — In eure Seele aus") suchte er ein Band geistiger Verwandtschaft zwischen den besiegten Polen und seinem eigenen Volke zu knüpfen. Lenau's „Polenflüchtling" ist das ergreifendste Gemälde tragischer Vaterlandslosigkeit, das sich in irgend einer Literatur findet; namentlich die polnische selbst hat nichts, was sie diesem Gedichte an die Seite stellen kann.

Das Jahr 1848 brachte den Magyarenaufstand, dem der Tag von Vilagos ein blutiges Ende machte. Heine rief da sein „Wenn ich den Namen Ungar hör, — Wird mir mein deutsches Wamms zu enge"; Moritz Hartmann widmete Kossuth herrliche Strophen:

„So hat nicht Capistran,
Nicht Irlands Dan gesprochen,
Wie jener blasse Mann,
Von Kerkerpein gebrochen,

Mit blassem Angesicht,
Mit Augen, welche blauen
Im Schatten dunkler Brauen
Gleich Veilchen zarter Frauen —
Wie der zum Volke spricht."

Die Schweizer streiten im Sonderbundkriege um die Gewissensfreiheit; Georg Herwegh schmettert ihnen die anfeuernden Fanfaren seiner schlachttrompetengleichen Poesie entgegen. Die Irländer werden von den Engländern bedrückt; Ferdinand Freiligrath wirbt mit den rührenden Terzinen der „Irischen Witwe" um deutsches Mitleid für sie. Und nicht nur für das fremde Volksleben der Gegenwart, auch für das in der fernen Vergangenheit begeistert sich die deutsche Dichtung und an ihr das deutsche Volk. Derselbe edle Freiligrath setzt in der „Geusenwacht" dem Unabhängigkeitskampfe der Niederländer ein prächtiges Denkmal. Alfred Meißner findet selbst an den blutigen Hussiten rührende und heldenmüthige Züge und ohne sich bei der Erwägung aufzuhalten, daß sie nicht blos für einen religiösen Gedanken, sondern auch für ihre czechische Nationalität gegen das Deuschthum gestritten haben, umgibt er das struppige Haupt des „Ziska" mit dem Strahlenkranze der Halbgötter.

Wo gibt es noch eine Dichtung, in der sich so viele und von so großen Dichtern herrührende Zeugnisse der Theilnahme, der Liebe, der Begeisterung für fremde Völker finden?

Wir müssen aber gar nicht einmal auf den idealen Höhen der Dichtung verweilen; wir können in die platte, praktische Alltäglichkeit niedersteigen und werden auch da

auf Schritt und Tritt den Beweis antreffen, daß das deutsche Volk wie kein zweites ein warmes und offenes Herz für andere Nationen, den Willen und die Fähigkeit, sie zu verstehen, Bewunderung für ihre Vorzüge, Nachsicht mit ihren Schwächen hat. Der einzelne Ausländer ist überall — und in Paris am meisten — eine verdächtige und abstoßende Figur, die Mißtrauen, Geringschätzung und Spott erweckt. In Deutschland allein wird er als ein vornehmeres Wesen angestaunt, findet man ihn interessant, wird ihm im gesellschaftlichen Verkehr ein gewisses Prestige zuerkannt. Den Verunglückten von Chio, den Ueberschwemmten von Szegedin, den Opfern von Ischia kam Deutschland rascher und reichlicher zu Hülfe als irgend ein andres Land, und das in der deutschen schlicht bescheidenen Art, ohne große Worte, ohne Lärm und Selbstberühmen, und namentlich ohne das Almosen später den Beschenkten bei jeder Aufwallung übler Laune vorzuhalten. Auftritte wie vor einigen Jahren die Verfolgung der italienischen Arbeiter in Marseille sind in Deutschland noch nie vorgekommen und obwohl der deutsche Arbeiter mit der Noth des Lebens hart zu kämpfen hat, ist es ihm noch niemals eingefallen, von seiner Regierung die Nichtzulassung ausländischer Wettbewerber zu verlangen, wie es die Pariser Arbeiter in den letzten Jahren dutzendmale gethan haben. Die Austreibung der Polen aus den östlichen Provinzen Deutschlands war eine Regierungsmaßregel, welche die öffentliche Meinung nicht nur nicht forderte, sondern die dem Volksbewußtsein bis zum heutigen Tage als eine durch keine politische und nationale Rücksicht zu rechtfertigende Härte und Grausamkeit erscheint.

Die deutsche Sympathie für fremde Völker ist um so verdienstlicher, als sie nicht ein gnädiger Lohn für dargebrachte Huldigungen ist. Dem französischen Volke wird von den Nationen, die es „sympathiques“ nennt, lange und aufdringlich der Hof gemacht; sie müssen sich erst um seine Huld bewerben, sie müssen sich derselben durch Complimente, ausdauernde Anschwärmung und treuen Minnedienst würdig erweisen, dann wird sie ihnen vielleicht gewährt. Dem deutschen Volke aber macht Niemand den Hof; Niemand bittet es um seine Sympathie und wenn es sie in seiner selbstlosen Warmherzigkeit verschenkt, so hält man sich dafür weder zu einer Rücksicht noch zur Dankbarkeit verpflichtet, ja man nimmt kaum Kenntniß davon. So ist das deutsche Volk geradezu der Toggenburg unter den Nationen, wozu ich es nicht eben beglückwünschen kann. Gewiß, die Gestalt des Toggenburg hat ihre rührende Seite; aber ich fürchte sehr, daß die unfreiwillig komische denn doch überwiegt.

Pedantische Randglossen zu einer Komödie.

In seinem Stücke „Georgette“ behandelt Sardou die stachelige Frage, ob ein ehrenhafter Mann aus bester Familie ein Mädchen heiraten könne, das zwar ein Engel an Reinheit und Unschuld, aber die Tochter einer Frau ist, die sich in ihrer Jugend die heilige Magdalena vor der Buße zur Schutzpatronin erwählt hat. Wie Sardou die Frage beantwortet hat, das soll mich hier nicht beschäftigen. Ich möchte nur an einem besonders auffallenden Beispiele zeigen, mit welcher ergötzlichen Schnellfertigkeit und selbstbewußten Sicherheit manche Belletristen — weltberühmte Bühnen- und Romandichter ebenso wie rührend dunkle Kreisblatt-Lyriker — sittliche Probleme behandeln, denen sie mit der ahnungslosen Unwissenheit eines Kindes gegenüberstehen.

Der junge Gontran von Chabreuil ist in die Tochter der „Soupeuse“ außer Dienst Georgette verliebt und will sie heiraten. Seine ehrbare Mutter, die Gräfin von Chabreuil, widersetzt sich natürlich dieser Absicht. Zwischen Mutter und Sohn entsteht ein etwas erregtes, aber trotz-

dem philosophisch sein wollendes Gespräch darüber, ob man an der Herkunft des persönlich vorwurfsfreien Mädchens Anstoß nehmen dürfe oder nicht. Die Gräfin fordert anständige Geburt, Gontran bestreitet die Gerechtigkeit dieser Forderung im Namen der Menschlichkeit. Jene ruft, von der Geliebten ihres Sohnes sprechend: „Sie ist ein Bastard!" Dieser erwidert:

„Die Chabreuils haben in derselben Weise begonnen!... Guy von Chabreuil war Bastard Ludwig's XII. und der Yolanthe Clavel, Tochter eines Apothekers von Vendôme . . .

Frau von Chabreuil. Welch ein Unterschied!

Gontran. Ich weiß wohl. Ein König! Wenn Paula von königlichem Geblüt wäre, würdest du sie also legitim finden?

Frau von Chabreuil. Ich will damit gesagt haben, daß das so lange her ist!

Gontran. Du gibst also die Verjährung zu?

Frau von Chabreuil. Unser Haus hat andere Ehren.

Gontran. Gewiß. Im Jahre 1760 hatte Marie Eleonore von Chabreuil die Ehre, die besondere Aufmerksamkeit Ludwig's XV. auf sich zu ziehen, was ihrem Gemahl das Großkreuz des königlichen Ordens und den Botschafterposten in Holland einbrachte. Daraus schließe ich, daß die Ehre der Chabreuils von 1500 bis 1760 bei den Frauen darin bestand, den Königen nichts zu versagen, und bei ihren Männern, von ihnen Alles anzunehmen."

Sardou ist auf dieses spöttische Argument sichtlich sehr eitel und glaubt, daß es keine Erwiderung darauf gibt. Thatsächlich weiß Frau von Chabreuil nichts zu entgegnen

und schlägt nur über die Schnodderigkeit des Sohnes, der die Geschichte seiner Ahnen so unehrerbietig anführt, die Hände zusammen. Die Frau thut mir leid und ich kann dem Drange nicht widerstehen, ihr gegen die Dialektik Gontran's zu Hilfe zu kommen. Ich mische mich also unberufen in das Gespräch zwischen Mutter und Sohn und sage zu Gontran, in der Hoffnung, daß auch Sardou ein wenig zuhört:

Sie wollen gesagt haben, mein lieber Herr Gontran, daß Ihre Paula, die Tochter einer Georgette, eine ebenso anständige Person sei wie Ihre eigene Frau Mama, der entfernte Abkömmling der Yolanthe Clavel, welche die Geliebte des Königs Ludwig XII., und der Marie Eleonore von Chabreuil, welche die Maitresse Ludwig's XV. gewesen ist; Sie glauben bewiesen zu haben, daß man ebensowenig berechtigt sei, Paula die Sünden ihrer Mutter vorzuwerfen, wie Ihrer eigenen Frau Mama die Seitensprünge ihrer Urahnen von vor anderthalb und vier Jahrhunderten; Sie nehmen als feststehend an, das zwischen einer Georgette des neunzehnten Jahrhunderts, die gegenüber alten, oder meinethalben auch jungen Herren von der Straße die Danaë, Goldregen inbegriffen, spielt, und einer Apothekerstochter des ausgehenden Mittelalters, einer französischen Aristokratin des Zeitalters höchster Vergötterung des Königthums, die ihrem Souverän von Gottes Gnaden die Stirne von den Falten der Regierungssorgen geglättet, kein Unterschied bestehe, daß Ihre verehrten Ahnfrauen und Georgette dieselben Unsittlichkeiten begangen, also auch dieselbe Schmach auf sich gehäuft haben. Nun, es thut mir leid, es Ihnen zu

sagen, aber Sie sprechen trotz Ihrer sechsundzwanzig Jahre so dämlich wie ein Quartaner. Haben Sie denn Ihr Bischen Latein vom Baccalaureat her so vollständig verschwitzt, daß Ihnen das gute alte „si duo (oder duae in diesem Falle) faciunt idem, non est idem“ nicht eingefallen ist, ehe Sie Ihrer Frau Mama die unartige Tirade in's Gesicht schleuderten? Nein, Herr Gontran, wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht nothwendig dasselbe. Lassen Sie sich über diesen Punkt einige einfache Grundregeln beibringen, von denen Sie keine Ahnung haben, trotzdem Sie mit so kecker Zuversichtlichkeit Ihr Urtheil über das heikle Problem abgeben.

Die Moral ist nichts Feststehendes. Sie ist kein unveränderlicher Maßstab, an dem man vergangene, gegenwärtige und künftige Handlungen sicher messen kann. Sie ist im Gegentheil etwas wesentlich Wechselndes, sich unablässig Entwickelndes und an jedem Punkte der Zeit wie des Raumes verschieden. Ganz dieselbe Handlung kann heute und bei uns tief unsittlich sein und war doch zu einer andern Epoche und an einem anderen Orte ideal sittlich. Wir sündigen heute, wenn wir sie verüben, aber man sündigte gestern, wenn man sie unterließ. Ich will Ihnen einige Beispiele anführen, denn Sie haben es nöthig. Wenn Sie stehlen, so sind Sie entehrt und werden noch dazu eingesperrt. Hätten Sie im alten Sparta gelebt, so hätte man Sie durch bewährte Professoren im Stehlen unterrichten lassen und einen gelungenen Diebstahl mit den höchsten Lobsprüchen belohnt. Wenn Sie einen wehrlosen Kriegsgefangenen tödten, so behandelt Sie jeder gesittete Mensch

als einen elenden, feigen Meuchelmörder. Als der Judenkönig Saul nach gewissenhafter Ausrottung des ganzen Volkes der Amalekiter deren gefangenen König Agag nicht abschlachten wollte, da machte ihm der alte Richter Samuel einen schrecklichen Auftritt, wobei geflucht, ein Mantelzipfel abgerissen, um Verzeihung gebeten wurde, kurz einen Auftritt, der sich gewaschen hat. Und was ganz besonders die weibliche Tugend betrifft, so ist es noch gar nicht so lange her, daß sie in Keuschheit und Treue gegen den einen Auserwählten, den gesetzlichen Gatten besteht. In so verschiedenen und so weit aus einander liegenden Ländern wie Ceylon und Grönland, Tahiti und den Canarischen Inseln herrscht die Gepflogenheit, dem fremden Gaste die Rechte des Ehegatten einzuräumen, und wenn er von diesem seltsamen Anerbieten keinen Gebrauch macht, so ist alle Welt tief gekränkt, der Mann noch mehr als die verschmähte Frau. Im Alterthum waren fast bei allen Völkern bestimmte Tempel Stätten eines höchst unsittlichen Cultus; an gewissen Festtagen hatten sich die Jungfrauen Jedem, der sie wollte, im Heiligthum der Nationalgottheit preiszugeben; weit entfernt, davon einen Makel an ihrem Rufe oder Charakter zu behalten, sahen die Mädchen es als eine Ehre an, im Tempel der Venus Mylitta bei den Chaldäern, der Anais bei den Armeniern, der Astarte bei den Phöniziern u. s. w. ihren Dienst gethan zu haben, und selbst die Tochter des vornehmsten Geschlechtes fand keinen Gemahl, ehe sie durch diese Cultusübung hindurchgegangen war. Wenn Sie Herodot, Strabo und Valerius Maximus lesen wollen, so werden Sie darüber noch viel mehr finden, als ich hier wiederholen kann.

Thäte ein Mädchen heute das, was Gesetz und Sitte den Phönizierinen, Cypriotinen u. s. w. vorschrieben, so würden wir sie als einen Auswurf ihres Geschlechts ansehen müssen. Im Alterthum war es eine von der allgemeinen Anschauung gebilligte, ja gepriesene, den Göttern wohlgefällige, also tugendhafte Handlung und die Mädchen, die sie begingen, waren ganz ohne Zweifel ebenso züchtige Hausfrauen, liebevolle Gattinen und hingebende Mütter, hatten ebenso gute Herzen, ebenso reges Pflichtgefühl, ja sogar ebenso reine Gemüther wie die heutigen, denn sie hatten nicht das Bewußtsein, zu sündigen, sie übertraten kein ihnen bekanntes Verbot des religiösen, bürgerlichen oder gesellschaftlichen Sittengesetzes, sie fühlten sich nicht im Zustand offener oder geheimer Empörung gegen die bei ihren maßgebenden Zeitgenossen herrschenden Anschauungen.

Darauf allein aber kommt es an; mein lieber Herr Gontran. Ohne das Bewußtsein der Schuld gibt es keine Schuld. Ihre Ahnfrau Yolanthe Clavel glaubte keinen Fehltritt zu begehen, als sie die Geliebte des Königs Ludwig XII. wurde. Sie mußte sich dadurch, daß der Gesalbte des Herrn sein Auge auf sie warf, ungefähr ebenso erhoben und verherrlicht fühlen wie etwa in der indischen Mythologie die Tochter des Hirten, die Mahadö, der oberste Gott, bei einer seiner Avatars oder Fleischwerdungen mit seiner Neigung auszeichnet. Sie war in ihren eigenen Augen ein „auserwähltes Gefäß“ und sie betrachtete sich selbst ohne Zweifel mit einer Art ehrerbietiger Scheu als eine arme Unwürdige, die durch eine heilige Berührung für immer geweiht ist. Auch die Gräfin Marie Eleonore de Chabreuil

hielt es schwerlich für eine Sünde, dem König Ludwig XV. das Leben durch einige Schäferstündchen zu verschönen. Wie sollte sie auch? Maitresse des Königs zu sein war eine Laufbahn, ganz so wie die politische, juristische oder militärische. Der Posten stand im Staatshandbuch, die Damen aus den ersten Familien drängten sich um ihn, edle Fräulein wurden in den strengsten Nonnenklöstern mit der Vorstellung erzogen, er sei das würdigste und höchste Ziel weiblichen Ehrgeizes. Der ganze Umgangskreis der Gräfin glaubte an das Wort: „Le sang royal ne souille pas" — „Königsblut beschmutzt nicht". Niemand in ihrer Umgebung dachte geringer von einer Frau, welcher der König das Taschentuch zugeworfen, im Gegentheil, die Glückliche, die solche Gunst gewann, wurde von ihren Standesgenossen beneidet, ausgezeichnet und gepriesen und nicht nur sie selbst, sondern ihre ganze Familie stieg haushoch im Ansehen all' Jener, deren Meinung für sie eine Bedeutung haben konnte. Sie durfte sich also selbst für vollkommen ehrbar halten, da sie von der Moral ihrer Gesellschaft dafür gehalten wurde. Von Georgette dagegen läßt sich das nicht behaupten. Sie wußte und mußte wissen, daß ihr Handwerk ein verachtetes ist, sie konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß alle anständigen und maßgebenden Zeitgenossen ihren Lebenswandel für einen sündhaften, ihre Sitten für abscheuliche, ihr Beispiel für ein verderbliches halten, daß sie selbst gebrandmarkt und aus der Gemeinschaft der Reinen ausgestoßen war; und da ihr dies Alles bekannt war und sie dennoch auf dem blumigen Pfade des galanten Lasters verharrte, so war sie eine Verbrecherin, sie allein von den Dreien, die Sie, mein

lieber Herr Gontran, in Ihrer Oberflächlichkeit gleichgestellt haben.

Da ich einmal im Zuge bin, so will ich von Ihrem besondern Falle absehen und meine Unterweisung ein wenig erweitern. Es wird Ihnen nichts schaden, wenn Sie mir noch eine kleine Weile zuhören. Ich habe Ihnen vorhin gesagt, daß die Moral etwas Wechselndes ist, und ich habe es Ihnen durch Beispiele aus der Geschichte und Volkskunde bewiesen. Aber hier wird es nothwendig, sorgfältig zwischen objectiver und subjectiver Moral zu unterscheiden. Die objective Moral ist die Gesammtheit der zu einer gegebenen Zeit und an einem gegebenen Orte bei den Besten und Edelsten herrschenden Anschauungen über das, was sittlich und unsittlich ist. Die subjective Moral ist der Sieg des Wunsches, die eigenen Handlungen mit den Forderungen der objectiven Moral in Einklang zu bringen, über den Trieb, sich durch eine Verletzung der objectiven Moral eine augenblickliche Annehmlichkeit zu verschaffen. Die objective Moral entwickelt und verändert sich fortwährend und zeigt von Land zu Land und von Zeitalter zu Zeitalter die größten Verschiedenheiten. Die subjective Moral aber ist ewig und überall dieselbe und wird es ihrer Natur nach nothwendig immer bleiben. Sie ist ewig und überall der Sieg des Willens über den organischen Impuls, die Ueberwindung des Triebes durch das Urtheil.

Die alte Fabel von Herkules am Scheidewege wiederholt sich unausgesetzt im Innern eines jeden Menschen, ja man könnte fast sagen eines jeden höhern Lebewesens. Der eine Pfad führt zur augenblicklichen Befriedigung eines

Wunsches oder Triebes, er erscheint also als der angenehme; der andere führt zu einer Entsagung, er erscheint also als der unangenehme. Ein Zuschauer steht nahebei und ruft mir laut oder leise zu: „Betritt nicht den angenehmen Pfad" — und er gibt mir seine Gründe für den Rath an. Die objective Moral verbietet es; ich werde die augenblickliche Annehmlichkeit mit späterem Ungemach büßen müssen, mit Strafe, mit Verachtung meiner Mitmenschen, mit Schaden an meinem Leib und Wohlsein, mit Angst vor der Entdeckung, vielleicht auch blos mit dem niederschlagenden Bewußtsein, daß mein Urtheil und Wille sich in einem Augenblicke des Schwankens zu schwach erwiesen haben, einen Trieb zu bändigen. Gehorche ich dem Rathe des Zuschauers, lasse ich den ersten Pfad unbetreten und schlage den andern ein, so bin ich moralisch, thue ich das Gegentheil, so bin ich unmoralisch. Worum es sich bei diesem innern Kampfe handelt, das ist ganz gleichgiltig. Das Wesentliche ist, daß er stattfindet und daß der Sieg dem Urtheil und Willen bleibt.

Ueber die objective Moral kann man endlos discutiren und man hat es auch zur Genüge gethan. Man kann über die Ursprünge ihrer einzelnen Satzungen, über deren Werth und Bedeutung verschiedenster Meinung sein. Die eine Schule kann behaupten, die Moral habe das Wohl der Gesammtheit zum Zwecke und ihre Entwickelung sei der Entwickelung unserer Erkenntniß von den Bedingungen dieses Wohles gleichlaufend. Die andere Schule kann versichern, die Moral sei eine göttliche Offenbarung und habe den Zweck, den Menschen Gott zu nähern. Allein über die subjective Moral gibt es nicht zwei Meinungen. Man hat immer erkannt, daß es verdienst-

lich sei, einem Triebe nicht widerstandlos nachzugeben, sondern ihn zu prüfen, ehe man sich ihm überläßt, und ihn zu unterdrücken, wenn die Einsicht ihn als unzuträglich verurtheilt; man hat die Menschen, welche Selbstüberwindung üben konnten, also die subjectiv moralischen Menschen immer hochgeschätzt, weil man immer gefühlt oder verstanden hat, daß der Sieg des Urtheils über den Trieb den Sieg einer höhern organischen Fähigkeit über eine niedrigere bedeute und daß alle geistige Entwickelung, aller Fortschritt in letzter Linie nichts Anderes sei als eine fortgesetzte Unterjochung niedrigerer organischer Fähigkeiten durch die nächsthöheren. Man hat hierin sogar zu weit gehen können. Der Puritanismus ist ein Beispiel dafür. Derselbe übte die Entsagung um der Entsagung willen. Er bekämpfte jeden Drang nach Freude und jedes Verlangen nach Annehmlichkeit, auch wenn demselben ohne Bedenken hätte willfahrt werden können. Der Kampf gegen die Impulse war ihm eine Art Gymnastik, die blos die Kräfte entwickeln soll und sich Selbstzweck ist. Er schwelgte im stolzen Bewußtsein, den Menschen zum Sieger über das Thier in seinem Innern zu machen.

Die Anfänge der subjectiven Moral haben wir nicht im Menschen, sondern im Thiere zu suchen. Der wilde Stier, der auf Jeden in mörderischer Absicht losgeht, jedoch den Kopf abwendet und bis auf ein dumpfes Brummen ruhig bleibt, wenn der Knecht in seinen Stall tritt und ihm Wasser oder Futter bringt, ist subjectiv moralisch. Sein Grundtrieb drängt ihn, zuzustoßen und den Knecht zu tödten. Seine kleine, rudimentäre Einsicht aber sagt ihm: „Halt, diesem Triebe darf ich nicht nachgeben, denn der Mensch da bringt

mir Futter und wenn ich mir jetzt die Freude nicht versage, ihn zu spießen, so werde ich später Hunger leiden." Daß er seiner Einsicht und nicht seinem Grundtriebe gehorcht, ist ein Verdienst, der Kampf der erstern mit dem letztern daher moralisch. Ein Pudel, der den ihm auf die Nase gelegten Zucker nicht aufschnappt, ehe man drei gezählt hat, ist subjectiv moralisch. Es drängt ihn, den Zucker zu fressen und sich dadurch eine angenehme Empfindung zu bereiten. Aber sein Urtheil sagt ihm: „Gewiß, Zucker schmeckt gut und es würde mir ein Vergnügen machen, dieses Stück zu verzehren. Aber wenn ich meine Naschhaftigkeit nicht bemeistere, wenn ich mich nicht in Geduld fasse, bis mein Herr mir das Zeichen zum Schnappen gibt, so kriege ich den Stock zu kosten und der schmeckt ebenso schlecht wie der Zucker gut."

So wäre Furcht vor dem Stocke Moral? Beim Pudel, ja. Es kommt gar nicht darauf an, mit welchen Gründen das Urtheil den Trieb bezwingt. Das einzig Wesentliche ist, daß es den Sieg über ihn behält. Jetzt, mein lieber Herr Gontran, werden Sie auch erkennen, wie tiefsinnig und weise es ist, wenn das Evangelium sagt, ein reuiger Sünder sei dem Herrn wohlgefälliger als zehn Gerechte, die nie gefehlt. In der That, der biblische „Gerechte", das heißt Derjenige, der keine bösen Impulse hat und das Gute ohne Kampf und Anstrengung thut, weil das Schlechte für ihn keine Versuchung bildet, ist unvergleichlich weniger verdienstvoll als der biblische „Sünder", in welchem der Trieb zum Bösen mächtig ist, noch mächtiger aber der Entschluß und die Kraft, ihn zu bezwingen. Der Magenschwächling, dem geistige Getränke in kleinster Menge Sodbrennen verursachen und

der darum alle alkoholischen Flüssigkeiten vermeidet, ist zwar objectiv moralisch, verdient aber kein Compliment dafür. Der gewohnheitsmäßige Schoppenstecher dagegen, den ein Glas Wein so anzieht wie der Magnet das Eisen und der aus vernünftigen Erwägungen der theuren Flasche entsagt, ist subjectiv moralisch und verdient die Ehrenmitgliedschaft aller hervorragenderen Mäßigkeitsvereine.

Doch die pedantischen Randglossen sollen nicht zu pedantisch werden und so kehre ich von der allgemeinen Moralphilosophie wieder zu Ihren kleinen Angelegenheiten zurück, mein lieber Herr Gontran. Yolanthe und die Gräfin de Chabreuil waren nicht nothwendigerweise subjectiv unmoralisch, denn es ist nicht ausgemacht, daß ihr Urtheil ihnen den Wunsch, die Geliebte ihres legitimen Königs zu sein, als etwas Verwerfliches bezeichnete und daß sie ihrem Triebe trotz des Widerstandes der Einsicht nachgaben. Georgette war es aber unbedingt, denn daß einem Mädchen inmitten unserer Gesittung das eigene Urtheil einen unsittlichen Lebenswandel als etwas Verächtliches bezeichnen muß, ist zweifellos. Sie sehen, daß Ihr triumphirendes Argument gegen Ihre Frau Mama keine Kritik aushält und daß Sie gut thun werden, Ihre Sittlichkeitsbegriffe künftig aus einer klareren Quelle als bei Sardou zu schöpfen.

Französische Romane.

I. Numa Roumestan von Alfons Daudet.

(1881.)

Es gibt Bücher, die wie ein Drommetenton in den verworrenen Tageslärm hineinschmettern und alle Welt, auch die Beschäftigten, die Stumpfen, die Gleichgiltigen, zwingen, den Kopf zu heben und die Ohren zu spitzen und zu fragen: „Was war das?“ Das Vorrecht, solche Bücher hervorzubringen, haben unter den zeitgenössischen Schriftstellern eigentlich nur noch zwei: Zola und Daudet. So wie diese Beiden besaß selbst Victor Hugo in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr das Ohr der Masse. Ein Roman von Zola oder Daudet elektrisirt die Menge. Ein Fieber der Erwartung geht ihm voran, sein Erscheinen begrüßt ein Aufschrei der Befriedigung gleich jenem mauläffischen „Ah!“, das die Zuschauer beim Emporzischen der ersten Rakete eines Feuerwerkes auszustoßen pflegen. So haben „Nana“, „Germinal“, „L'Oeuvre“ von Zola, so „Die Könige im Exil“ und namentlich auch „Numa Roumestan“ von Daudet

gewirkt. Letzterer Roman ist bisher in mehr als hunderttausend Exemplaren abgesetzt worden.

Ist dieser ungeheure Erfolg, für den es bis vor wenigen Jahren kein Beispiel gab, ein berechtigter, ein verdienter? Mit Bedauern muß ich diese Frage verneinen. „Numa Roumestan" ist der wenigst bedeutende Roman, den Daudet bisher geschrieben hat. Er ist schwächer als die „Könige im Exil", wie die „Könige im Exil" schwächer waren als der „Nabob" und wie der „Nabob" schwächer war als „Fromont jun. und Risler sen." Seit diesem Werke bewegt sich Daudet's Hervorbringung in einer leise, aber merklich absteigenden Linie, sein Erfolg dagegen in einer steil ansteigenden. Aber das ist ja immer so. In den Jahren feurigsten Jugendschaffens kämpft und träumt und leidet man in einer dunkeln Ecke und wenn man müde und kalt geworden ist, wird man von der Mode gepackt und in die Mitte der Bühne geschleppt und bengalisch beleuchtet. Die ersten sechs sibyllinischen Bücher verbrennt man gleichgiltig zu Fidibus, für die letzten drei bietet man in leidenschaftlicher Aufregung mehr Geld, als anfangs für alle neun verlangt wurde. Der Schah Mahomet schickt dem armen Firdusi die versprochenen Goldtomans im Augenblicke, wo man dessen Leichnam durchs Ostthor von Thus hinausträgt, — o, über das höhnische Weltgesetz, das uns unsern Platz beim Gelage so oft erst gibt, wenn wir keine Zähne und keine Verdauung mehr haben! Dieses Endchen Klagelied, womit ich dem alten hebräischen Melancholiker Jeremias unerlaubte Concurrenz mache, wäre ja, auf Daudet angewandt, übertrieben, denn er erfreut sich noch einer musterhaften

Eßlust und sein Magen sowie alles Uebrige verträgt noch vorzüglich einen großen Triumph. Allein es ist darum nicht minder wahr, daß die mächtige Flut der Volksgunst ihn erst erhoben hat und trägt, seit er von den Höhen der reinsten und idealsten Künstlerschaft herabgestiegen ist, und daß trotz der Rückwirkung, welche spätere Erfolge auf die früheren Arbeiten eines Schriftstellers stets üben, „Fromont jun.“, weitaus das Bedeutendste, was Daudet bisher geschaffen, erst bei der 58. Auflage angelangt ist, der vier Jahre jüngere und etwa hundert Grad schwächere „Nabob“ dagegen bereits bei der 72. hält.

Das Bedauerlichste an der neuen Richtung Daudet's, in der sich seine drei letzten Romane bewegen, ist ein unkünstlerisches Liebäugeln mit den vorübergehenden Interessen des Tages, mit dem, was man „Actualität“ nennt, das einer so edlen und vornehmen Poetennatur unwürdig ist. Um wie viel kleiner und enger seine Auffassung der künstlerischen Wahrheit in den letzten fünf Jahren geworden ist! In „Jack“, „Fromont“, „Der kleine Dingsda“ schuf er Menschen, in „Nabob“, „Könige im Exil“, „Numa Roumestan“ kostümirt er Boulevard-Pariser. Sein Ehrgeiz hat sich beklagenswerth gemäßigt. Früher trat er bei seinen Lesern in jene innersten und vertrautesten Seelengemächer, wo die Gefühle weilen, jetzt bleibt er in den Vorzimmern, wo die banausische Neugierde lungert. Ich will nicht so weit gehen, zu behaupten, daß er auf das ungesunde Interesse des Publicums für das Privatleben berühmter Zeitgenossen speculirt, aber es ist doch eine bedauerliche Thatsache, daß die Personen, welche seine drei letzten Romane

bevölkern, Bildnisse oder Karikaturen sind, deren Urbild jeder Leser kennt oder doch zu erkennen glaubt. Der Romandichter, der sein Werk dadurch anziehend zu machen sucht, daß er eine das Publicum interessirende Persönlichkeit: etwa den Herzog von Morny oder den König von Neapel oder den Prinzen von Oranien in dessen Mittelpunkt stellt, wird zum Nebenbuhler des Reporters, der im „Figaro" über die Sarah Bernhardt kleinen Klatsch erzählt, und sein Roman setzt sich der Gefahr aus, zu einer flott und schwunghaft geschriebenen Tagesneuigkeit in mehreren hundert Seiten zu werden.

„Numa Roumestan" ist der Ruf vorausgegangen, daß der Titelheld Niemand anders sei als Gambetta. Freunde Daudet's widersprachen in den Zeitungen ausdrücklich diesem Gerücht, das gute Publicum ließ es sich aber nicht nehmen, statt „Numa Roumestan" „Léon Gambetta" zu lesen. Der großartige Erfolg des Romans beruht zum nicht geringen Theil auf der Voraussetzung der Käufer, daß Daudet ein Spottbild des Exdictators von Tours habe zeichnen wollen. Die Wahrheit ist, daß der südfranzösische Advocat Numa von Gambetta einige Jugendschicksale, einige Charakterzüge, einige persönliche Eigenheiten entlehnt hat, daß aber im Ganzen zwischen dem angeblichen Modell und dem vermeintlichen Porträt kaum eine Aehnlichkeit besteht. Daudet ist ein Beobachter und ein Synthetiker; er nimmt seine Anregungen, wo er sie findet, und es ist leicht möglich, daß die Laufbahn und das Wesen Gambetta's ihm einige farbige Steinchen zur musivischen Arbeit der Charakterzeichnung Numa's geliefert haben; doch glaube ich nicht, daß er bei

letzterer an den großen Sohn von Cahors mehr gedacht habe als an irgend einen andern erfolgreichen Politiker und Parlamentsredner unserer Tage.

Die Zergliederung des „Numa Roumestan“ ist zugleich sehr leicht und sehr schwer. Sehr leicht, weil kurze Haare bald gebürstet sind, sehr schwer, weil die bloße Nacherzählung des Inhalts dem Leser nicht im Geringsten erklärt, weshalb der Roman gefällt und wirkt. Es geht dem Kritiker mit diesem Buche wie dem Naturforscher mit der Qualle. Im Meer ist sie ein prächtiges Thier von regelmäßigen Formen, leuchtenden Farben und anmuthigen Bewegungen; schöpft man sie aber aus ihrem Elemente heraus und legt sie auf den Arbeitstisch, so bemerkt man mit Staunen, daß von all der flimmernden und wogenden Herrlichkeit nichts übrig geblieben ist als ein winziges formloses Klümpchen mißfarbiger Gallerte. Auch der Roman Daudet's sieht sich im Ganzen bunt und lebendig an; holt man aber aus den phosphorescirenden Fluten schwellender Phrasen die festen Bestandtheile des Romans, die Fabel, die Composition heraus, so bleibt zwischen den emsig fischenden Fingern nichts als ein zerrinnendes Geriesel unfaßbaren Stoffs.

Numa Roumestan ist ein Südfranzose, der jung nach Paris gekommen ist, um hier die Rechte zu studiren; er ist gerade kein Licht der Wissenschaft, auch kein großer Denker, aber ein heiterer Kumpan, besitzt eine hübsche Singstimme und eine außerordentliche Leichtigkeit und Gewandtheit der Rede. Seine Musikliebhaberei verschafft ihm Beziehungen zu Opernsängern, die ihn in die vornehme Gesellschaft des Faubourg St. Germain einschmuggeln; auf einer musikalischen

Matinée einer legitimistischen Herzogin lernt er deren Bruder, einen berühmten Rechtsanwalt, kennen, der ihn zu seinem Secretär nimmt. Gambetta begann bekanntlich gleichfalls seine Laufbahn als Secretär Cremieux'. Er hat Gelegenheit, ein angeklagtes Blatt vor Gerichte zu vertheidigen, verliert zwar den Prozeß, erregt aber durch seine sorglose Keckheit und schlagfertige Schneidigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit und wird durch diese eine Vertheidigung eine Berühmtheit des Justizpalastes. Eine alte Tante, die er daheim in der Provence hat und die sich bisher nicht viel um ihn kümmerte, weil sie ihn für einen Thunichtgut hielt, wendet ihm nach diesem ersten Erfolge wieder ihre Liebe zu und empfiehlt ihn einer in Paris verheirateten Landsmännin und Jugendfreundin, der Frau des Richters Le Quesnoy, der Mutter eines reizenden Mädchens, das Numa heiraten soll. Die Sache ist brieflich zwischen der Tante und den Eltern Rosaliens — so heißt das Mädchen — eingeleitet, Numa stellt sich vor, gewinnt durch seine südliche Lebhaftigkeit und Redegewandtheit die Eltern und die Tochter und heiratet Rosalie. Flüchtig und oberflächlich, wie er ist, betrügt er jedoch schon wenige Monate nach der Hochzeit seine schöne und vertrauensvolle Frau mit einer runzeligen alten Marquise des vornehmen Faubourgs und wird von Rosalie in einem ungezwungenen tête-à-tête mit der häßlichen Nebenbuhlerin überrascht. Rosalie glaubt von diesem Anblicke den Tod zu haben; nahe bevorstehende Mutterfreuden werden durch ihn grausam vereitelt; sie will den Ungetreuen verlassen und zu ihren Eltern zurückkehren; Numa aber bittet so beweglich und schwört so leidenschaftlich, nie wieder seine

Pflicht zu vergessen, daß sie ihm verzeiht. Numa wird nun in raschem Aufstieg Abgeordneter und Minister und lernt eine Operettensängerin kennen, die sich um seine Gunst bewirbt und durch sein Machtwort ein Engagement in der großen Oper erlangen will, wozu weder ihre säuerliche Stimme noch ihre canailleuse Begabung sie im Geringsten berechtigen. Numa hat wieder eine Anwandlung seiner verhängnißvollen Schwäche; er vergißt seinen Schwur ein zweites Mal und macht die kleine Bachellery zu seiner Maitresse. Wieder kommt Rosalie dahinter und diesmal ist sie fest entschlossen, sich von ihrem unwürdigen Gatten zu trennen. Sie flieht vor ihm ins Elternhaus und schickt sich an, gegen den Minister den Scheidungsprozeß anzustrengen. Der Scandal wäre ungeheuer. Die Mutter, der Vater, der mittlerweile Präsident des Cassationshofes, also der erste Richter Frankreichs geworden ist, bitten und beschwören die Tochter, von ihrem Vorhaben abzustehen, Rosalie ist unbeugsam. Da spielt sich ein kurzer Auftritt von höchstem dramatischem Interesse ab, den ich mit den Worten des Dichters wiedergeben will, weil ich ihn für die schönste Stelle des Buches halte und weil Daudet in seinen besten Tagen keine ergreifendere und dramatischere Eingebung hatte als diesen kleinen Abschnitt.

„Von ihrem Tisch aus, wo sie die Karten und Spielmarken ordnete, sprach Frau Le Quesnoy sanft zu ihr:

„Vergib, mein Kind, vergib!"

„Ja, das ist leicht zu sagen, wenn man einen so ehrlichen und biedern Gatten hat wie Du, wenn man nicht diese Empfindung kennt, von den Lügen und Verräthereien

erstickt zu werden, von denen man umstrickt ist. Ich sage Euch, er ist ein Heuchler. Er hat eine zweifache Moral, je nachdem er eine große Rede hält oder bei seiner Maitresse ist. Seine Worte und seine Handlungen sind immer im Widerspruch. Zweierlei Reden, zweierlei Gesichter. All das Katzenhafte und Verführerische seines Stammes. Mit einem Worte, der Südländer!"

Und indem sie sich zu einem Zornesausbruche vergaß:

„Uebrigens, ich hatte schon einmal verziehen. Ja wohl, bald nach meiner Heirat. Ich habe es Ihnen nicht gesagt, ich habe es Niemand gesagt. Ich war sehr unglücklich. Wir sind damals nur um den Preis eines heiligen Eides zusammengeblieben. Aber er lebt ja nur vom Meineid. Jetzt ist's vorbei. Ganz vorbei."

Der Präsident machte keinen weitern Ueberredungsversuch, erhob sich langsam und kam zu seiner Frau. Es gab ein Gezischel, wie ein Wortstreit, etwas Ueberraschendes zwischen diesem gebieterischen Mann und dem demüthigen, vernichteten Geschöpfe, das seine Gattin war. „Es muß ihr gesagt werden. Ja doch, ja! Ich will, daß Sie es ihr sagen!" Ohne ein Wort hinzuzufügen, ging Herr Le Quesnoy hinaus und sein allabendlicher Schritt tönte regelmäßig und hallend aus den verlassenen Bogengängen in die Feierlichkeit des großen Salons herein.

„Komm her", sagte die Mutter zur Tochter mit einer weichen Handbewegung. „Näher, noch näher." Sie würde niemals wagen, ganz laut . . . Und selbst so nahe, Herz an Herz, zögerte sie noch: „Höre mich an, er hat es selbst gewollt . . . Er will, daß ich Dir sage, daß Dein Schicksal

dasjenige aller Frauen ist und daß Deine Mutter ihm nicht entronnen ist." . . .

Dieser Gedanke, die Tochter zur Verzeihung zu bestimmen, indem ihr die arme demüthige Mutter erzählt, wie auch sie von dem strengen, correcten, die Verkörperung des Rechts und der Pflicht scheinenden, von Rosalie stets wie ein Heiliger verehrten Gatten betrogen worden ist, dieser Gedanke ist großartig. Er wäre in einem Drama Shakespeare's nicht an ungebührlichem Platze.

Rosalie widersteht dennoch und sie wird erst besiegt, als ihre sterbende Schwester, die sie unendlich liebt, ihr auf dem Todtenbette die Hand erfaßt und sie in die des herbeigerufenen Numa legt. Nun verzeiht Rosalie, aber den Rest ihres Lebens verbringt sie enttäuscht und verzichtend an der Seite des Mannes, über dessen Charakter sie sich keine Selbsttäuschung mehr macht und dessen Doppelzüngigkeit sie tief verachtet. Sie wird bald nach dem Tode der Schwester Mutter. Als das Kind getauft wird, bringt die Bevölkerung der Vaterstadt Numa's, wo das Paar sich eben aufhält, dem beliebten Tribun eine begeisterte Huldigung dar. Numa tritt ans Fenster und hält an die jubelnde Menge mit seiner schönen Stimme und seinen schwunghaften Handbewegungen eine seiner feurigen Reden, in denen die großen Worte wie die Leuchtkugeln schwirren und an denen sich die Zuhörer wie an einem schweren Trunke berauschen. Rosalie nimmt, in ihrem Bette liegend, jedes Wort der Stegreifrede auf, aber die Zeit ist vorbei, wo dergleichen noch auf sie wirkte. Sie wendet sich an den Säugling in der Wiege und spricht leise mit bitterm Lächeln zu ihm:

„Wirst du auch ein Lügner sein? Wirst du auch dein Leben damit verbringen, die Anderen und dich selbst zu verrathen und einfältige Herzen zu brechen, die nichts Böseres gethan haben, als dir zu glauben und dich zu lieben? Wirst du die leichtfertige und grausame Unbeständigkeit haben und das Leben als Wanderkünstler, als Heldenarien-Sänger auffassen? Wirst du mit Worten schachern, ohne dich um ihren Werth, um ihre Uebereinstimmung mit deinen Gedanken zu kümmern, wenn sie nur glänzen und klingen? .... Wirst du auch ein Roumestan werden, sag'?"

Mit dieser trostlosen Frage der Mutter an das unvernünftige Kind in der Wiege tönt der Roman aus.

Durch die Haupthandlung flicht sich eine zweite Geschichte, welche die Schwester Rosaliens, Fräulein Hortense Le Quesnoy zur Heldin hat. So kühl, charakterfest und positiv Rosalie ist, so schwärmerisch, romantisch und phantasievoll ist Hortense. Sie hat auf einer Reise ihres Schwagers Numa nach seiner Vaterstadt, auf der sie ihn begleitete, den provençalischen Dorfmusiker Valmajour kennen gelernt und sich in ihn verliebt. Daß dergleichen geschehen konnte, daran ist einerseits die Ueberspanntheit des Mädchens schuld, andererseits das Zusammenwirken der Umstände, unter denen ihr Valmajour entgegentritt: in malerischer Tracht, unter dem flammenden Himmel der Provence, inmitten eines aufgeregten, lärmenden Festes, die poesievollen alten Tonwerkzeuge des Südens, die Pfeife und das Tamburin spielend und von dem Lügner Roumestan als ein in Dunkelheit zurückgefallener Sprößling des alten Fürstengeschlechts der Gegend vorgestellt. Durch ein gedankenlos gegebenes Ver-

sprechen Roumestan's nach Paris gelockt, kommt Valmajour mit Vater und Schwester nach der Hauptstadt in der Hoffnung, hier Weltruhm und Millionen zu erringen. Er wird aber von den zweifelsüchtigen Parisern mit seiner schlichten Dorfmusik ausgelacht und gelangt bald dahin, in grotesker Troubadourtracht in einem Tingeltangel aufzutreten. Diese Verwandlung ernüchtert natürlich Hortense von ihrer Schwärmerei einer Pensionärin und beschleunigt zugleich den Ausbruch eines Erbübels, der Kehlkopf-Tuberkulose, an der wir sie oben sterben gesehen haben.

Das ist der Inhalt des Romans, den ich — es sei offen bekannt — viel breiter als nöthig erzählt habe, weil ich mich doch nicht entschließen konnte, ihn so knapp zu analysiren, wie man es eigentlich sollte. Ich hätte sonst die Fabel so zusammenfassen müssen: ein Maulheld, der durch seine gewandte Zunge Abgeordneter und Minister wird, heiratet ein ernstes, charakterfestes Mädchen, betrügt sie, erhält von ihr Verzeihung, betrügt sie aber ein zweitesmal und wird jetzt mit einem Scheidungsproceß bedroht, der nur darum unterbleibt, weil die sterbende Schwester die beiden Gatten noch einmal versöhnt. Diese Schwester hat sich in einen groben Dorfjungen vernarrt, der es ihr mit dem romantischen Tamburin und altprovençalischen Weisen angethan hat; sie erkennt aber bald genug ihren thörichten Irrthum und könnte noch ein ganz glückliches Leben führen, wenn nicht leider gerade in diesem entscheidenden Momente die Schwindsucht sie hinraffte, nicht mehr und nicht weniger als die bedauernswerthe Tochter des Raupach'schen Müllers, über die jetzt noch alljährlich am Allerheiligentage manch

ein gutherziges deutsches Theaterpublicum schier in Thränen zerfließt.

Die Handlung ist aber auch das Unwesentlichste in „Numa Roumestan“. War sie schon in den beiden vorletzten Romanen Daudet's immer dünner, immer unansehnlicher geworden, so ist sie hier vollends zu einem bloßen Vorwand zusammengeschrumpft. Sie soll dem Dichter nur die scheinbare Berechtigung geben, in einer Reihe von Capiteln leuchtende Bilder der sonnigen Provence und ihrer wunderlichen und unterhaltlichen Menschen an unserem geblendeten Auge vorüberziehen zu lassen. Die Naturalisten rechnen Daudet zu den ihrigen und er verfährt auch ganz nach der Handwerksregel des Zunftmeisters Zola; die Handlung wird zur Nebensache, die Schilderung überwuchert Alles und die Charakteristik setzt sich weit mehr aus emsig zusammengetragenen, auf Beobachtung beruhenden Versicherungen des Dichters als aus unmittelbar auf uns wirkenden und uns überzeugenden Handlungen und Aeußerungen der Personen selbst zusammen. Seiner innersten Anlage und seiner Weltanschauung nach mag Daudet noch so sehr zum Idealismus hinneigen; in seiner Art, einen Romanstoff zu einer Anzahl selbstständiger, lose zusammenhängender Panoramabilder zuzuschneiden, in seinem liebevollen Verweilen bei allen Aeußerlichkeiten, in seiner unerhörten Kunstfertigkeit im Ausmalen der Staffage ist er ganz und gar Naturalist.

Als Roman ist „Numa Roumestan“ schwach, schwächer als irgend etwas, das Daudet bisher geschrieben hat. Allein dieses Buch hat neben seiner poetischen eine ethnographische

Seite, die es zu einer überaus interessanten völkerpsychologischen Urkunde macht. Diese Seite, die ungleich merkwürdigere und bedeutendere, verdient es, daß man sich mit ihr besonders beschäftige.

Wenn es einen politischen Glaubenssatz gibt, der allgemein andächtig wiederholt wird und an den keine Zweifelsucht sich heranwagt, so ist es wohl der, daß Frankreich ein einheitlicher Nationalstaat sei. Man lehrt uns schon in der Schule, wie Ludwig XI. der mittelalterlichen Zerrissenheit der französischen Provinzen ein Ende gemacht, wie Richelieu hundertfünfzig Jahre später das Werk dieses Königs fortgesetzt und wie die große Revolution durch Abschaffung der alten Territorialeintheilung und Einführung des neuen Departemental-Systems allen geschichtlichen Sondergeist, alle provinzielle Eigenart bis auf die Erinnerung ausgerottet und sämmtliche Bewohner des Landes trotz Verschiedenheit des Ursprungs und der frühern geschichtlichen Entwickelung, trotz geschichtlicher und ethnischer Gegensätze in eine durchaus gleichförmige Volksmasse umgeschmolzen habe. Wohl weiß Derjenige, der sich mit französischen Angelegenheiten eingehender befaßt hat, daß es in den Grenzprovinzen des Landes noch Ueberreste von Nationalitäten gibt, die der französischen Nationalgesittung fremd geblieben sind und inmitten der durch die Gesetze und Einrichtungen erzwungenen Gleichförmigkeit etwas Individualität bewahrt haben, wie die Bretonen und Vlamen im Norden, die Basken und Savoyarden im Süden, aber selbst wer hierüber unterrichtet ist, theilt doch sicher die allgemeine Annahme, daß die nicht verdauten Bestandtheile der Bevölkerung Frank-

reichs höchstens 2 Millionen von 37 ausmachen und daß die Einheitlichkeit der restlichen 35 Millionen eine unanfechtbare Thatsache ist. All denen, die so denken, muß nun Daudet's „Numa Roumestan“ eine verblüffende Offenbarung sein. Denn dieser Roman zeigt, wie die nach Außen gegen die Fremde hin sich so einheitlich darstellende französische Nation im Innern thatsächlich zerklüftet und zerrissen ist; wie sie eigentlich in zwei verschiedene Volkslager, in das der Nordfranzosen und das der Südfranzosen zerfällt, deren jedes sich dem andern gegenüber als ein fremdes, ja feindliches fühlt und die einander in tiefer, unbesiegbarer Abneigung zurückstoßen.

Wäre Daudet buchstäblich zu nehmen, so bestände zwischen Chinesen und Engländern, zwischen Weißen und Negern kein schrofferer Gegensatz als zwischen Anwohnern der Durance und Siedlern des Seine-Ufers.

„Zum zweitenmal haben die Latiner Gallien erobert!“ steht als Motto an der Spitze des Romans. Der Satz ist eine Aeußerung Numa's. Als er Minister geworden, stellt er voll Befriedigung fest, daß von acht Mitgliedern des Cabinets sechs aus dem Süden, dem Bordelais, dem Périgord, dem Languedoc, der Provence seien, und froh erregt fährt er fort: „Ah, der Süden steigt! Der Süden steigt! Paris ist unser. Wir raffen Alles an uns. Sie müssen sich darein schicken, meine Herren. Zum zweiten Male haben die Latiner Gallien erobert!“ Dieser naive Triumphschrei Numa's kennzeichnet die Auffassung Daudet's vom Verhältniß des Südfranzosen zum Nordfranzosen. Jener ist der Romane, der Sohn Latiums, der Erbe des

römischen Herrenvolks, seiner Gesittung, seiner Herrscherrechte. Dieser ist der Barbar, der Besiegte, der Unterjochte, der dienen und Tribut zahlen soll. Das ist freilich weder geschichtlich noch ethnographisch richtig; allein ich will vorerst Daudet folgen, ohne ihn zu kritisiren. Meine einschränkenden Bemerkungen lasse ich für den Schluß.

Den Nordfranzosen zeichnet Daudet als kühlen, besonnenen Verstandesmenschen, nüchtern und schwunglos in der Auffassung der Welt und des Lebens, förmlich, sittenstreng, ein wenig pedantisch und steif, unerbittlich in der Moral, treu dem gegebenen Worte, zurückhaltend gegen den Fremden, offen und wahrhaft gegen den Freund; er liebt Ordnung und Gleichmaß, verabscheut Uebertreibung und Heftigkeit, verlangt von Ton und Farbe leicht gedämpfte Harmonie und hat für überschwengliche Flüge der Einbildungskraft ein Lächeln, in welchem sich Ungläubigkeit mit Mißtrauen und Geringschätzung mischen. Der Richter Le Quesnoy und Rosalie, seine Tochter, Numa's Frau, vertreten im Roman diesen Typus des französischen Menschen, vor dem Numa eine triebhafte Abneigung und Furcht empfindet. „Le Quesnoy“, heißt es in der Schilderung des ersten Besuchs Numa's bei seinem künftigen Schwiegervater, „war einer der Menschen, die auf ihn den größten Eindruck machten. Der alte Richter war groß, dünn, sein Antlitz hochmüthig, von krankhafter Blässe, sein Auge scharf, forschend, der Mund wie versiegelt; er stammte aus Valenciennes und schien selbst gleichfalls von Vauban befestigt und casemattirt zu sein; er beengte ihn mit seiner ganzen Kälte eines Nordländers.“

Und an einer andern Stelle tritt der nordfranzösische Charakter in noch kräftigerem Relief hervor. Rosalie ist bei ihrer Schwester Hortense zu Besuch. Im Augenblick, wo sie die Thüre geöffnet hat und ins Zimmer des Mädchens getreten ist, wirbelte alles durcheinander. „Es ist der Wind", sagte Hortense und brach in ein Gelächter aus. „Er weiß, wie sehr ich ihn liebe. Er wird gekommen sein nachsehen, ob ich da bin."

„Man wird das Fenster offen gelassen haben", antwortete Rosalie ruhig. „Wie kannst Du nur da leben! Ich, siehst Du, ich bin unfähig zu denken, wenn nichts auf seinem Platze ist."

Sie erhob sich, um einen Rahmen an der Wand zurechtzurücken, da er ihr Auge belästigte, das ebenso genau war wie ihr Geist.

„Bei mir ist's gerade das Gegentheil. Mich regt es an. Mir ist's, als wär' ich auf Reisen."

Dieser Unterschied der Naturen fand sich im Antlitz der beiden Schwestern wieder. Rosalie: ein regelmäßiges Gesicht, große Reinheit der Linien, ruhige Augen, deren Farbe so wechselnd ist wie die Flut einer tiefen Quelle; die andere: stete Unordnung in den Zügen, geistreicher Ausdruck, matter Creolenteint. Der Norden des Vaters und der Süden der Mutter. Zwei höchst verschiedene Temperamente, die sich zusammengethan haben, ohne sich mit einander zu verschmelzen, und deren jedes seine Rasse fortsetzte. Und das trotz gemeinsamen Lebens, trotzdem sie eine ganz ähnliche Erziehung in demselben großen Pensionat erhielten, wo Hortense in einem Abstand von wenigen

Jahren unter denselben Lehrern die Schulüberlieferung wieder aufnahm, die aus ihrer Schwester ein ernstes, aufmerksames Weib gemacht hatte, das immer voll bei der Sache war und sich in ihrer geringsten Handlung ganz gab, während sie sie unruhig, chimärisch, wandernden Geistes, beständig durcheinander gerüttelt ließ. Manchmal rief Rosalie, wenn sie Hortense so erregt sah:

„Ich bin sehr glücklich. Ich habe keine Einbildungskraft.“

„Ich, ich habe nichts als das!“ sagte Hortense und rief ihr ins Gedächtniß, wie in der Stunde des Herrn Boudouy, der sie im Styl und in der Entwickelung der Gedanken unterrichtete, was er pomphaft seine „Phantasie-Stunde“ nannte, Rosalie keinerlei Erfolge hatte, da sie Alles in wenigen knappen Worten ausdrückte, während Hortense mit einem ganz winzigen Stückchen Idee, so viel als unter den Nagel geht, gleich einen Band vollschmieren konnte. „Das ist die einzige Schulprämie, die ich je erlangen konnte, die Prämie für Einbildungskraft.“

Diesen Typen des Nordens stehen in tiefstem Gegensatz die des Südens gegenüber. Der Südfranzose ist, immer nach Daudet, ebenso äußerlich und oberflächlich, wie der Nordfranzose tief und innerlich ist. Er liebt die Uebertreibung, die Verzerrung, den Lärm, die Unordnung. Es muß stets um ihn und in ihm krachen und blitzen und wirbeln. Er ist nicht im Stande, bei einem Gedanken, einer Sache, einem Gefühle zu bleiben. Treue, Ausdauer, Worthalten, das sind Begriffe, die seinem Geiste und seiner Sprache fehlen. Er ist eine gedankenlose Selbstsucht und ein angenehmes Gedröhne. Man höre, wie Daudet eine

Studentenkneipe des Quartier Latin schildert, die blos von Südfranzosen besucht war. „Das ganze mittägige Frankreich machte sich da mit seinen verschiedenen Abstufungen breit. Der gascognische Süden, der provençalische Süden, der Süden von Bordeaux, Toulouse, Marseille, der Süden des Périgord, der Auvergne, des Ariège, der Ardèche, der Pyrenäen; Namen auf as, us, une, ac, dröhnend, knatternd und barbarisch, Etscheverry, Terminarias, Benlaboulech, Laboulbene, Namen, die aus dem Rachen einer Donnerbüchse herauszusprühen schienen oder losgingen wie ein Kanonenschlag, mit ihrer grausamen Betonung. Und welche Ausbrüche von Stimmen, um einfach eine Tasse Kaffee zu verlangen, welch ein Gepolter rasselnden Gelächters gleich dem Umstürzen eines Lastwagens Wackersteine, welche riesenhaften Bärte, die das Scheermesser in Verwirrung brachten, bis zu den Augen emporstiegen, sich mit den Brauen vereinigten, in Ringeln aus den weitgeöffneten Pferdenüstern und Ohren hervorquollen, aber nicht im Stande waren, die Jugend und Unschuld der guten einfältigen Gesichter zu verbergen, die hinter diesem Haargewucher versteckt waren."

Was Daudet den Südfranzosen außer ihrem Gepolter und ihrer Flüchtigkeit hauptsächlich vorwirft, das ist ihre Verlogenheit. Er zeichnet zur Unterstützung seiner Aufstellung einige überaus ergötzliche Gestalten. Da ist beispielsweise Bompard, der Freund und Vertraute Numa's. Bompard ist ein geheimnißvolles, unergründliches Wesen. Er hat Alles gesehen, alle Erwerbe geübt, ist überall gewesen. Man kann vor ihm von keinem berühmten Manne, keinem merkwürdigen Ereigniß sprechen, ohne daß er versichert:

„Er ist mein Freund“ oder „da bin ich dabeigewesen“. Und gleich eine Geschichte zum Beweise. „Wenn man seine Erzählungen aneinanderreihte, gelangte man zu betäubenden Zusammenstellungen. Bompard hatte in einem und demselben Jahre bei der Belagerung von Sebastopol eine Compagnie polnischer und tscherkessischer Deserteure befehligt, das Orchester des Königs von Holland geleitet, war mit der Schwester des Königs vertraut und am allervertrautesten gewesen, was ihm sechs Monate Kerker in der Festung Haag eingebracht, ihn jedoch nicht verhindert hatte, immer zu derselben Zeit, einen kleinen Ausflug von Laghuat nach Hadames, im Herzen der großen afrikanischen Wüste, zu machen . . . All das mit einer feierlichen südlichen Aussprache vorgetragen, ohne viel Handbewegungen, aber mit mechanischem Spiel der Physiognomie, das so ermüdend anzusehen war wie die Wandlungen der Glassplitter in einem Kaleidoskop.“

Dieser unterhaltliche Bompard ist bei der ersten Ministersoirée Numa's anwesend und macht sich so bemerkbar, daß er einen der Gäste, einen Theaterdirektor, intriguirt. „Boissaric, mein Junge“, fragte dieser neugierige Gast einen jungen Toulousaner, „du, der du Alles weißt, sage mir doch, wie diese feierliche schnurrbärtige Persönlichkeit heißt, die vertraulich mit Jedermann plaudert und hinter ihrer Nase mit solcher Sammlung einherschreitet, als ginge sie im Leichenbegängniß dieses Theater-Requisits mit. Er muß vom Bau sein, denn er hat mit mir eben über Theatersachen mit einer gewissen Autorität gesprochen.“

„Ich glaube nicht, Patron, eher ein Diplomat; ich hörte

ihn eben zum belgischen Gesandten sagen, daß sie lange Zeit Collegen gewesen seien."

„Sie irren sich, Boissaric . . . Er muß ein ausländischer General sein. Er predigte gerade in einer Gruppe dicker Epauletten und sagte sehr laut: ‚Man müßte rein niemals ein großes Commando ausgeübt haben, um . .'"

„Sonderbar!"

„Lappara ging vorüber und wurde rasch befragt. Lachend sagte er: „Aber das ist ja Bompard."

„Was ist Bompard?"

„Der Freund des Ministers — wie, den kennen Sie nicht?"

„Aus dem Süden?"

„Nu ne!"

Numa ist in diesem Punkte das Ebenbild seines Freundes Bompard. Auch ihn kostet es nichts, zu lügen, daß die Berge zusammenstürzen möchten. Was ist ein gesprochenes Wort? Ein Schall, der verschwindet, ein Hauch, der verweht! Er macht mit Rosalie und Hortense eine Reise nach seiner Vaterstadt Aps, wird gleich einem Triumphator empfangen, reicht allen Landsleuten, die ihn überschwenglich begrüßen, mit herzgewinnendem Lächeln die biedere Rechte und verspricht, oft ungebeten, Jedem etwas, der sich ihm nähert, Dem einen Tabakladen, Jenem ein Amt, dem Dritten die Erledigung einer Angelegenheit.

„Aber mein guter Numa", fragt ihn Hortense leise und mit reizendem Lächeln, „wo wollen Sie alle die Tabakläden hernehmen, die Sie ihnen versprechen?"

„Es ist versprochen, Schwesterchen“, antwortet er, „es ist nicht gegeben.“

Und da seine Frau, die wahrheitsliebende Nordfranzösin, schweigt und er in diesem Schweigen einen Vorwurf spürt, fügt er hinzu: „Vergeßt nicht, daß wir im Süden sind, unter Landsleuten, welche dieselbe Sprache sprechen wie ich. All diese guten Leute wissen, was ein Versprechen gilt, und rechnen nicht mehr auf ihren Tabakladen, als ich darauf rechne, ihn ihnen zu geben. Aber sie werden davon sprechen, das wird ihnen Vergnügen machen, ihre Einbildungskraft wird einen Aufflug nehmen. Weshalb ihnen diese Freude vorenthalten? Uebrigens, unter Leuten aus dem Süden haben Worte immer nur eine verhältnißmäßige Bedeutung. Es handelt sich stets nur darum, sie aufs entsprechende Maß zurückzuführen.“

Ein andermal sprechen Rosalie und Numa über Bompard, den sie nicht leiden kann. Sie nimmt ihm besonders sein Bedürfniß zu lügen übel, seine Erfindungen, an die sie anfangs geglaubt hat, weil der Betrug dieser geraden und freimüthigen Natur durchaus fremd ist, deren Hauptreiz die harmonische Uebereinstimmung des Wortes und des Gedankens ausmacht.

„Ich mag ihn nicht, er ist ein Lügner!“ sagt sie in einem Tone tiefer Entrüstung, der Roumestan höchlich unterhält. Er vertheidigt seinen Freund.

„Nicht doch, er ist kein Lügner; er ist nur ein Mensch von Einbildungskraft, einer, der wachend schläft und seine Träume erzählt. Mein Land ist voll von solchen Leuten. Das macht die Sonne, die Aussprache. Sieh nur meine

Tante Portal! Und ich selbst, wenn ich mich nicht fortwährend überwachte, jeden Augenblick . . ."

Dieses Gespräch findet in der ersten Zeit ihrer Ehe statt. Rosalie glaubt noch an Numa. Sie hält ihm also mit der Hand den Mund zu und ruft: „Sei still — sei still. Ich würde dich nicht mehr lieben, wenn du aus diesem Süden wärst."

Denn es besteht eine triebhafte Rassenfeindschaft zwischen den nördlichen Wahrheitsmenschen und den südlichen Lügnern. „Geboren und erzogen in Paris", erzählt Daudet bei der Schilderung Rosaliens, „hatte Fräulein Le Quesnoy stets eine entschiedene Abneigung gegen den Süden empfunden, dessen Betonung, Sitten, Landschaft, auf Ferienreisen flüchtig wahrgenommen, ihr gleichmäßig widerwärtig waren. Das war so etwas wie ein Rassentrieb und ein Gegenstand zärtlichen Streites zwischen Mutter und Tochter. „Ich werde niemals einen aus dem Süden heiraten!" sagte Rosalie lachend und machte sich von einem solchen Manne die Vorstellung eines lärmenden, klobigen und hohlen Typus, eines Operntenors oder Bordeauxwein-Reisenden mit ausdrucksvollem und regelmäßigem Kopfe."

Aber die Südfranzosen zahlen ihren Landsleuten aus dem Norden diese Abneigung redlich heim. Sie halten sich für die überlegene Rasse, verspotten die andere und nennen diejenigen unter ihnen, welche die heimische Art abstreifen und die nördliche Weise annehmen, „Franciot", Französling, was bei ihnen als Schimpfwort gilt.

Solche Verschiedenheiten, solche Gegensätze zeigt also die scheinbar einheitliche französische Nation unter der

Zergliederung Daudet's. Dürfen wir ihm trauen, dürfen wir seine Schilderungen, seine Behauptungen buchstäblich nehmen?

Nun denn: nein, das dürfen wir nicht. Daudet ist kein unparteiischer Beobachter. Er zeichnet nicht nach, sondern verzerrt. Sein Bildniß des Südfranzosen ist Uebertreibung, wie das des Nordfranzosen Idealisirung ist. Der Eine ist nicht das sittliche Ungeheuer, der Andere nicht das menschliche Musterstück, das Daudet aus ihm macht. Der liebenswürdige Romandichter hat von jeher einen eigenthümlichen Groll gegen seine Landsleute aus der sonnigen Provence, wo ja auch seine Wiege gestanden hat, und er machte demselben schon in seinen früheren Werken wiederholt Luft. „Tartarin de Tarascon" ist ein Vorspiel zu „Numa Roumestan", worin sich bereits alle Motive angegeben finden, die im neuen Roman aufgenommen und durchgearbeitet sind, und im „Kleinen Dingsda" und „Nabob" werden Provençalen gleichfalls mit bitterem Spotte gegeißelt. Und all diese Darstellungen sündigen durch dieselbe Maßlosigkeit, durch welche sich Daudet als den richtigen Südfranzosen im Sinne seiner eigenen Auffassung dieses Typus zu erkennen gibt.

Daß der Südfranzose redselig bis zur Geschwätzigkeit, ein Freund alles Sinnfälligen in Klang und Farbe, lebhaften Temperaments, daher unbeständig und überschwänglich ist, daß er zur Uebertreibung hinneigt und für die Wahrheit nicht gerade durchs Feuer geht, das ist ja als allgemeine Regel wahr. Aber diese Charakteristik passt auf alle Romanen und auch in den Adern der Franzosen der

Isle de France, der Bretagne, der Normandie und Picardie fließt trotz stärkerer Beimischung germanischer Säfte genug celtisches und romanisches Blut, um auch sie diesem Bildniß ziemlich ähnlich zu machen. Von Le Quesnoys und Rosalien wimmelt es auch nördlich der Loire nicht. Ein Versprechen wird im schönen Frankreich überall leicht genommen, ob es in Marseille oder in Havre gegeben, ob es mit südlichem oder nördlichem Tonfall ausgesprochen wurde, und ein internationales Vorurtheil, das Jahrhunderte alt ist, will, daß die Wahrheit in diesem ganzen Lande ohne großen Unterschied der Provinzen nicht gerade viel fanatische Anhänger habe. Die Spaltung der Bewohner Frankreichs in Nordfranzosen und Südfranzosen besteht und sie ist in den Ursprüngen dieser beiden Bevölkerungsgruppen begründet. Aber sie tritt nicht so grell zu Tage, wie Daudet sie schildert. Er muß es sich gefallen lassen, daß wir auf ihn das Wort Numa's anwenden: „Unter Leuten aus dem Süden haben Worte nur immer eine verhältnißmäßige Bedeutung. Es handelt sich stets nur darum, sie auf das entsprechende Maß zurückzuführen.“ Wir müssen die Darstellung Daudet's „auf das entsprechende Maß zurückführen“ und dann bleibt allerdings als Wahrheit, daß Nord- und Südfranzosen einander in manchmal liebenswürdig, manchmal boshaft zugespitzten Anekdoten verspotten, daß sie einander in der Politik und im Handel einen heftigen Wettbewerb machen, daß der Südländer nach Paris in der That wie ein Eroberer kommt, wie der Latiner, der Gallien unterjochen will, daß ihm aber auf diesem Schlachtfelde aller Selbstsucht und allen Ehrgeizes der Nordfranzose mit seiner

zusammengefassteren Natur und größern Ausdauer oft sieg-reich entgegentritt und daß bei alledem die beiden gegnerischen Elemente sofort eins werden, wenn es gilt, Gesammtfrankreich nach außen hin zu vertreten.

Und darin liegt meiner Ansicht nach die politische Lehre, die man aus dieser völkerpsychologischen Urkunde ziehen kann. Im Auslande weist man häufig mit Schaden-freude auf die tiefen Gegensätze zwischen Nord- und Süd-deutschland hin und will aus ihnen die Berechtigung schöpfen, der deutschen Einheit einen kurzen Bestand zu prophezeien. Allein noch niemals hat ein deutscher Schriftsteller den norddeutschen Typus dem süddeutschen so schroff gegenüber-gestellt wie hier ein urtheilsfähiger, wenngleich zur Ueber-treibung geneigter Franzose es mit dem nördlichen und süd-lichen Typus seiner eigenen Nation thut, und noch niemals hat selbst dem eingefleischtesten Particularisten der Main so tief und breit und unüberbrückbar geschienen wie im „Numa Roumestan" die Loire geschildert wird. Dennoch hindert diese bis zur gegensätzlichen Polarität gehende Mannig-faltigkeit der Typen innerhalb des Volkes Frankreich nicht, politisch so festgefügt zu sein, daß der Fremde gar nicht einmal Nieten, Löthungslinien und Verzapfungen bemerken kann, und noch viel weniger werden die weit minder aus-geprägten Eigenheiten der deutschen Stämme sie hindern, in einem einheitlichen Staatswesen vereint zu bleiben, heimischem Kleinmuth und fremdem Neid und Haß zum Trotze.

II. Bouvard und Pécuchet von Flaubert.

(1881.)

Der Roman, von dem ich hier sprechen will, ist ein Werk von Gustav Flaubert und das gibt ihm genügende Berechtigung, daß man sich mit ihm beschäftige.

Obwohl Flaubert nun schon seit Jahren todt ist, steht sein Name hier doch noch mitten in der aufgeregten Discussion des Tages. Erst neulich wurden um ihn heftige literarische Fehden ausgefochten. Maxime du Camp, ein Jugendfreund des großen Romandichters, hatte in den „Erinnerungen", die er in der „Revue des deux Mondes" veröffentlichte, das schreckliche Geheimniß verrathen, daß Flaubert seit seinem zwanzigsten Jahre an der Fallsucht litt, die auch die Ursache seines plötzlichen Todes wurde, und daß seine Sonderbarkeiten: seine Menschenscheu, seine Zurückgezogenheit in der Dorfeinöde bei Rouen, die Mühseligkeit seines Schaffens, seine wilden, wechselnden Stimmungen, ihre Erklärung in diesem grauenhaften Uebel finden. Diese Enthüllung du Camp's erfüllte einen andern Freund Flaubert's, einen Freund der letzten Stunde, Guy de Maupassant, mit tiefster Entrüstung und er wusch im „Gaulois" dem indiscreten Plauderer rauh genug den Kopf. Seine Aufstellung war, es sei verfluchte Pflicht und Schuldigkeit der Auserlesenen, denen das Schicksal das Glück und die Auszeichnung gewährt habe, einem so großen Manne nahe zu stehen, über seine kleinen Schwächen und Gebrechen ehrfurchtsvolles Schweigen zu beobachten, und um du Camp

seine sündhafte Unehrerbietigkeit recht zu Gemüthe zu führen und ihm das Gewissen noch mehr zu schärfen, citirte er ihm eine Stelle aus einem Privatbriefe an den Kopf, den ihm mein Freund Eduard Engel in Berlin geschrieben, und welche Stelle etwa lautet: „Flaubert ist der Großmeister der modernen Kunst. Wenn Ihr Weg Sie einmal nach Berlin führt, so werden Sie hier eine begeisterte Gemeinde finden, welche Flaubert geradezu als ihren Dalaï-Lama verehrt.“ Die Moral, die Guy de Maupassant aus dieser Anführung zog, liegt auf der Hand: Wir haben das Glück, einen Dichter zu besitzen, den selbst Prussiens zu ihrem Dalaï-Lama erkoren haben, und ein Franzose verkleinert durch unziemlichen Klatsch die vergötterte Gestalt dieser Nationalherrlichkeit! Ein anderer Schriftsteller, Leon Chapron, der eine der vorzüglichsten Federn der Pariser Tagespresse führte, bekämpfte im „Évènement“ die Aufstellung Maupassant's. Er ließ sich sogar durch die Anführung aus Engel's Brief nicht einschüchtern und war keck genug zu erklären, daß, wenn Flaubert an der Spree in einem engern Kreise zur immerhin ansehnlichen Würde eines Dalaï-Lama befördert worden, dies für ihn noch kein Grund sei, ihn ebenfalls auf den Knien zu verehren; du Camp habe ganz Recht gehabt, Alles zu sagen, was er von Flaubert gewußt habe und wovon er voraussetzen gekonnt, daß es das Publicum interessiren würde, und Flaubert sei überhaupt das Genie nicht, das man aus ihm mache, denn er habe nur ein einziges gutes Buch geschaffen, die „Madame Bovary“, und alle seine übrigen Werke, wenig zahlreich zum Glück, seien unsagbarer Schund. Diese himmelschreiende

Lästerung muß Maupassant förmlich die Sprache geraubt haben, denn außer einer stammelnden Erwiderung, die sich mit Nebensachen beschäftigte, hat er keine Antwort auf sie gefunden. Vielleicht schöpfen die Berliner Flaubert-Buddhisten in ihrem Glauben die Kraft zu einer literarischen Kreuzfahrt, um ihren Dalaï-Lama an seinem Leugner und Verächter zu rächen!

Wie Flaubert im Ganzen, so wurde auch sein letzter Roman „Bouvard und Pécuchet" aufs verschiedenste beurtheilt. Die Verehrer des Meisters hatten ihn monatelang vor seinem Erscheinen als ein Wunderwerk und eine Offenbarung angekündigt, die Leser ihn mit jener schönen Spannung erwartet, die in Frankreich Werke der Einbildungskraft noch erregen können. Zola widmete ihm im vorhinein eine sehr lange und sehr eingehende Studie, die in einer der literarischen Sonnabends-Beilagen des „Figaro" erschien und in welcher derjenige, der sich bescheiden einen Schüler Flaubert's nennt, einen Einblick in die geheimste Arbeitsstätte des Meisters eröffnete. Dieser letzte Roman, erzählte Zola, war ein alter Jugendgedanke, an dem Flaubert hing. „Ich erlaube mir hier, eine Anekdote einzufügen, welche beweist, was für Bedeutung er den geringsten Einzelheiten beimaß. Er machte anfangs aus dem Titel des Buches auch vor uns ein Geheimniß. Er sagte nur: „Meine Männchen". Später, als er ihn uns anvertraute, bezeichnete er ihn in seinen Briefen an uns noch immer nur mit B. und P. Eines Tages, als wir bei Charpentier frühstückten, sprachen wir von Namen und ich sagte, ich hätte einen ausgezeichneten gefunden, „Bouvard", den ich einer Person des Romans

„Se. Excellenz Eugen Rougon“ geben wolle, an dem ich eben arbeitete. Ich sah, wie Flaubert sonderbar wurde. Als wir vom Tisch aufstanden, führte er mich in den Garten und bat mich da mit heftiger Bewegung, ihm doch den Namen Bouvard zu überlassen. Ich willigte lachend ein. Er aber blieb ernst, war sehr gerührt und sagte immer wieder, er hätte an dem Buche nicht weiter geschrieben, wenn ich den Namen für mich behalten hätte. Ihm schien das ganze Werk in den beiden Namen Bouvard und Pécuchet zu liegen.“

Der Roman erschien endlich, zuerst in der „Nouvelle Revue“ der Frau Edmond Adam, dann als Buchausgabe. Der ganze Heerbann des Naturalismus schlug dröhnend die Lanzen an die Schilde und jubelte „Hosiannah“, das unbetheiligte Publicum wurde an sich selbst irre und getraute sich gar nichts zu sagen und nur einige Unabhängige hatten Kühnheit und Selbstvertrauen genug, offen zu erklären, der nachgeborne Roman Flaubert's scheine ihnen einfach eine Mystification, denn sie könnten nicht glauben, daß der Mann, der „Madame Bovary“ geschrieben, es mit „Bouvard und Pécuchet“ ernst gemeint habe.

Der Gedanke an eine Mystification liegt nahe genug, denn der Roman weicht in seiner Form von allen bekannten Beispielen der epischen Prosadichtung ab. Er hat keine Handlung, er sucht uns nicht durch äußere Geschehnisse zu fesseln, er verzichtet auf jeden Reiz der Darstellung. Er ist ein Tagebuch des Daseins zweier Menschen, das sich in seiner knappen Sachlichkeit dem amtlichen Protokollstyl nähert. Der Kunstgrundsatz des rechtgläubigen Naturalismus,

welcher Erfindung als romantische Schwäche und feiges Zugeständniß an unwahrhafte Empfindelei verdammt und blos die trockene Aneinanderreihung genauer Beobachtungen, „menschlicher Urkunden“ zuläßt, dieser Kunstgrundsatz feiert in „Bouvard und Pécuchet“ seinen höchsten Triumph.

Wie soll man die Fabel eines Romans erzählen, aus dem die Fabel absichtlich und mit großer Kunst ausgeschlossen wurde? Ebenso gut könnte man von der Fabel des Code Napoleon oder der Polizei-Verordnung über die Straßenreinigung sprechen. Versuchen wir immerhin eine Zergliederung, wenn schon keine Erzählung. Bouvard und Pécuchet sind zwei alte Junggesellen, die in dem großen Paris ein weggesperrtes Dasein führen, wie es so einsam und verloren heute nicht einmal mehr in der Thebais, nur noch im Menschengewühle der Weltstadt möglich ist. Pécuchet war früh verwaist, hatte sich zuerst als Anwaltsschreiber fortgebracht und später dank seiner schönen Schrift die Stelle eines Expeditors in irgend einem Amte erlangt. Bouvard war der natürliche Sohn eines wohlhabenden Provinzlers, der sich ihm und aller Welt gegenüber für seinen Oheim ausgab, ihn erziehen ließ und als ganz jungen Menschen nach Paris schickte, wo er in einem Großhandlungshause eine Abschreiberstelle erhielt und etwa dreißig Jahre lang bewahrte. Beide alte Knaben lebten mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Morgens gingen sie in ihre Schreibstube, schrieben sieben Stunden lang mit gleichmäßiger Hand Briefe und Adressen ab und begaben sich dann nach einem Spaziergang auf dem Boulevard in ihre freudlose Stube heim. Sie hatten beide eine Anzahl jener kleinen Schrullen

und Wunderlichkeiten, wie alte Junggesellen sie sich anzugewöhnen pflegen, und beide blickten ohne Neid und sonderliches Nachdenken in das reichere und bewegtere Leben der anderen Leute, neben denen sich ihr trostlos einförmiges Geschick abwickelte. Ein Zufall fügte es, daß sie eines Tages auf ihrem gewohnten Abendspaziergange auf eine und dieselbe Boulevardbank zu sitzen kamen. Die Nachbarn begannen alsbald zu plaudern, man wurde nach wenigen Minuten vertraulich, man erzählte einander die Lebensschicksale, war überrascht, Aehnlichkeit in den Erlebnissen, der Beschäftigung, den Anschauungen zu finden, und schloß sich einander gleich in Freundschaft an. Ihr bisher so einsames Dasein wurde von nun an ein getheiltes, ein doppeltes. Sie holten einander in der Schreibstube ab, gingen zusammen spazieren, machten Sonntags gemeinsame Ausflüge in die Umgegend und schmiedeten zusammen fabelhafte Zukunftspläne. Sie waren fast fünfzig Jahre alt geworden, ohne eine Leidenschaft oder selbst einen Wunsch gekannt zu haben, jetzt aber erweiterten ihre vielstündigen Gespräche, die Besuche in den Museen und Vorträgen des Collège de France ihren Gesichtskreis, sie begannen in ihrem Herzen unbekannte Regungen zu spüren, sie wurden träumerisch, sehnsüchtig, unzufrieden, ehrgeizig, mit einem Worte unglücklich. In diesem kritischen Augenblicke ihres Lebens erhält Bouvard plötzlich einen Brief, der ihm anzeigt, daß sein angeblicher Oheim und wirklicher Vater gestorben sei und ihm sein Vermögen, etwa fünfzehntausend Franken Rente, hinterlassen habe. Er gibt natürlich sofort seine Abschreiberstelle auf, veranlaßt Pécuchet, dasselbe zu thun, und nimmt

ihn zu sich, damit er von nun an sein neues Leben eines unabhängigen und wohlhabenden Mannes theile. Anderthalb Jahre verlieren die beiden Käuze mit Seelenkämpfen und Zweifeln, ehe sie über die Anlage des Geldes und die künftige Einrichtung ihres Lebens zu einem Entschlusse gelangen können, endlich aber entscheiden sie sich für die Landwirthschaft, für das friedliche und idyllische Dasein von Grundbesitzern, und kaufen ein Gut im Norden Frankreichs.

Methodisch wie sie sind beginnen sie zunächst damit, daß sie zahlreiche Bücher über Ackerbau kaufen, von dem sie natürlich keine blasse Ahnung haben. Nach kurzer Zeit glauben sie durch ihre Lektüre zu vorzüglichen Landwirthen geworden zu sein, entlassen ihre Pächter und bewirthschaften ihr Gut selbst. Es geht aber zu ihrem Erstaunen Alles krumm, die Ernten mißrathen, die Arbeiter bestehlen sie, die Nachbarn lachen, wenn sie ihrer ansichtig werden, und sie verlieren binnen kurzer Zeit ein beunruhigendes Stück Geld. Sie werfen sich nun der Reihe nach auf Vieh-, Blumen- und Obstzucht, immer mit demselben Erfolge. Da ihr Vermögen darüber in die Krümpe zu gehen droht, so geben sie noch rechtzeitig die praktischen Beschäftigungen auf, nehmen wieder Pächter und versuchen es nun mit abgezogenen Wissenschaften. Sie studiren Chemie, machen Versuche und sprengen fast sich und die ganze Bude in die Luft. Erschrocken wenden sie sich der Heilkunde zu, die ihnen harmloser scheint; allerdings, für sie, aber nicht für die Anderen; denn nachdem sie einige Bücher gelesen, beginnen sie Kranke zu behandeln, richten allerlei Unheil an und werden wegen

unberechtigten Praktizirens zu einer Geldstrafe verurtheilt. Nach der Medizin die Geologie; nach dieser die Geschichte; dann die Philosophie; dann die Politik; dann die Theologie; mit jeder neuen Wissenschaft erwerben sie neue bittere Enttäuschungen, neue Verfeindungen mit den Nachbarn, neue Unannehmlichkeiten aller Art; sie sind im Lande bereits als gefährliche Narren, als Umstürzler, als Gottesleugner, und da sie in einem gewissen Abschnitt ihres geistigen Entwickelungs-Ganges wieder loyal und frommgläubig werden, noch obendrein als Heuchler und Ränkeschmiede verschrieen und Alles in Allem weit elender, weit unzufriedener als je zuvor. Nachdem sie sich auf diese thörichte Weise etwa zehn Jahre lang abgequält haben, fassen sie eines Tages einen großen Entschluß: sie werfen alle Wissenschaften zum Plunder und setzen sich wieder hin, um abzuschreiben, und in dieser ihrer altgewohnten vertrauten Beschäftigung finden sie den überall anders vergebens gesuchten innern Frieden bis an ihr sanftseliges Ende.

Das ist der ganze Roman, der nach der Versicherung der Naturalisten, Zola obenan, eine tiefsinnige Verhöhnung sein soll, das Spottbild des Lebens und der eiteln menschlichen Bestrebungen, die Beleuchtung der Nichtigkeit alles Denkens und Forschens, so etwas wie eine moderne „göttliche Komödie" der Zweifelsucht und des Pessimismus. Wenn es wirklich die Absicht Flaubert's war, das Alles in seinen Roman zu legen, dann hat er sich die Sache — ich finde kein milderes Wort — unverschämt leicht gemacht. Die beiden Schwachköpfe Bouvard und Pécuchet beweisen schlechterdings nichts, denn sie sind keine Typen, sie sind

keine allgemein menschlichen Lebensläufe, sondern Ausnahmen, die ich sogar für unwahr, jedenfalls aber für unwahrscheinlich halte. Und was soll es gegen das unruhige Streben des menschlichen Geistes nach Wahrheit und Erleuchtung, gegen die großartigen Erfolge der Wissenschaft beweisen, wenn Bouvard und Pécuchet in allen Wissenszweigen so rasch auf den Grund des Topfes gelangen und sich im Studium nichts als Qual und Enttäuschung holen? Wer hat denn je geglaubt, daß es der richtige Weg zur Erkenntniß und innern Befriedigung sei, sich Lehrbücher irgend einer Fachwissenschaft zu kaufen, sie dumm und flüchtig ein wenig abzugrasen und sich dann einzureden, man sei der betreffenden Wissenschaft mächtig? Bei diesem Treiben kommt natürlich nichts heraus, aber man muß auch so maßlos albern sein wie die beiden guten Leutchen Flaubert's, um darauf zu gerathen. Ich sage nicht, daß ernstes berufenes Forschen zur Erkenntniß und Befriedigung führe. Die Grenzen des menschlichen Geistes sind unverrückbar gezogen, die letzte Wahrheit, diese schauerumwobene Isis, bleibt uns ewig verschleiert und Faust's Jammer erneuert sich in jeder Menschenseele, die leidenschaftlich gedacht und geforscht hat. Aber verzweifelt zu schluchzen oder markerschütternd zu lachen über die grausame Nichtigkeit alles menschlichen Lebens und Wissens ist man nur berechtigt, wenn man wie Faust alle Wissenschaften „durchstudirt hat mit heißem Bemühn“, nicht aber, wenn man wie die Flaubert'schen Kindsköpfe eine kleine Weile vor unverstandenen Büchern das blöde Maul aufgesperrt und mit lächerlicher Wichtigkeit aufgeschnappte

Brocken wiederholt hat, die ihnen gar nicht ins erweichte Gehirn eingegangen sind.

Zola erzählt, daß „Bouvard und Pécuchet“ Flaubert eine fürchterliche Arbeit gekostet habe. „Mehrere Male stand er auf dem Sprunge, Alles stehen und liegen zu lassen, so große Schwierigkeiten bot diese einförmige Uebersicht aller menschlichen Kenntnisse, so sehr verlor er sich in verwickelte Forschungen. Das einzige Capitel des Ackerbaues, kaum dreißig Seiten, hat ihn gezwungen, hundert und sieben Werke über den Gegenstand zu lesen. — — — — Uebrigens muß ich wohl sagen, daß er die Bücher nicht eigentlich las, sondern blos durchblätterte und mit einer Witterung, deren er sich rühmte, gerade auf die Seite, ja auf den Satz losging, dessen allein er bedurfte. Oft gab ihm ein Werk von fünfhundert Seiten eine einzige Anmerkung, die er sich sorgfältig herausschrieb; oft auch gab ihm das ganze Buch gar nichts. Hierin findet man eine Erklärung der sieben Jahre, die ihn jedes seiner Bücher durchschnittlich kostete; denn er verlor reichlich vier Jahre mit dem vorbereitenden Lesen. Er wurde fortgerissen. Ein Band trieb ihn zum andern, eine Anmerkung am Fuße einer Seite verwies ihn auf Sonderabhandlungen, auf Quellen, die er nun gleichfalls kennen wollte, so daß er zuletzt eine ganze Bücherei durchgenommen hatte, und das Alles manchmal um einer zweifelhaften Thatsache, um eines Wortes willen, dessen er nicht sicher war.“

Damit der Leser eine Vorstellung erhalte von dem, was bei dieser grillenhaften Gelehrsamkeit herauskam und wozu er dieser peinlich langen Vorstudien bedurfte, will ich

hier eine Stelle aus dem berühmten Capitel der Landwirthschaft anführen, von dem Zola uns mit solcher Ehrfurcht und Bewunderung erzählt, daß Flaubert, um es zu schreiben, 107 Werke habe durchlesen müssen: „Pécuchet wandte sich dann der Blumenzucht zu. Er verschrieb sich Pflanzstöcke und Samen, kaufte Gartenerde und ging entschlossen ans Werk. Allein er setzte die Passionsblumen in den Schatten, die Stiefmütterchen in die Sonne, bedeckte die Hyacinthen mit Dünger, begoß die Lilien, nachdem sie aufgeblüht waren, tödtete die Rhododendren durch übermäßiges Beschneiden, regte die Fuchsien mit Leim an und röstete einen Granatapfelstrauch, indem er ihn dem Herdfeuer aussetzte. Bei der Annäherung der ersten Fröste schützte er die Hagrosen mit Sturzen aus dickem, unschlittbestrichenem Papier; das sah aus wie Zuckerhüte, die durch Stöcke aufrecht gehalten würden. Die Stützen der Dahlien waren riesenhaft und man bemerkte zwischen ihren geraden Linien die gekrümmten Zweige einer Sophora japonica, die sich nicht veränderte, weder verkam noch gedieh. Auch Bouvard begegnete Schwierigkeiten. Sie beriethen sich miteinander, öffneten ein Buch, gingen zu einem andern und konnten sich angesichts der Meinungsverschiedenheiten nicht entscheiden. Da ist z. B. der Mergel. Puvis empfiehlt ihn, Roret bekämpft ihn. Ebenso der Gyps. Trotz dem Beispiel Franklin's scheinen Riesel und Rigaud nicht entzückt. Die Brache war nach Bouvard ein Urväter-Vorurtheil. Leclerc verzeichnet aber doch die Fälle, wo sie fast unerläßlich ist. Gasparin führt einen Lyonesen an, der während eines halben Jahrhunderts auf demselben Acker Körnerfrüchte gezogen hat; das stellt

die Theorie des Felderwechsels auf den Kopf. Tull rühmt den Tiefpflug auf Kosten des Düngers und Major Beethon ersetzt überhaupt das Düngen durch das Tiefpflügen."

Und so geht es noch einige Seiten weiter. Allerdings, um all diese todten Wörter und verkalkten Eigennamen herauszuwühlen, mußte Flaubert ganze Bibliotheken in jahrelanger Arbeit durchschaufeln. Allein wem arbeitete er damit zu Danke? Etwa dem Leser? Dem ist es in höchstem Maße gleichgiltig, ob Tull oder Beethon für den Tiefpflug oder für den Dünger ist. Er hat nicht die geringste Erkenntlichkeit für den Dichter, der, um diese wichtige Thatsache sicherzustellen, hundert Bände durchgestöbert hat, denn für das Kunstwerk, den Roman, um den es ihm zu thun ist, bleibt sie durchaus ohne Belang. Ein Roman hat nicht die Aufgabe, dem Leser zuverlässige Aufschlüsse über Landwirthschaft zu geben. Auf einem solchen Standpunkt hielt sich das antike Lehrgedicht; die heutige Dichtung verzichtet darauf, Fachunterricht zu ertheilen. Wer Ackerbau lernen will, der liest nicht „Bouvard und Pécuchet", sondern eines der 107 Bücher, mit denen Flaubert sich abgemüht hat, das aber gründlich und nicht so „bouvard- und pécuchethaft", wie er selbst die 107 gelesen hat.

Was wir von einem dichterischen Kunstwerk verlangen, das sind Gemüthsbewegungen, keine Gelehrsamkeit. Sei du der unwissendste Mensch auf Gottes Erdboden, sprich du von einem böhmischen Meer und von einem Musketenfeuer zur Zeit Homer's, aber stelle lebendige Menschen von Fleisch und Blut vor uns hin, die von Leidenschaften umhergejagt werden, die uns weinen oder lachen, die unser Herz rascher

pochen machen, das ist Alles, was wir von dir wollen, der du den Titel eines Dichters und nicht den eines Schulmeisters erstrebst. Die dunkle Gelehrsamkeit, die Flaubert in seinen Büchern aufhäuft, hat nicht den geringsten Werth und keinerlei künstlerische Berechtigung. Dem Fachmann erscheint sie so oberflächlich, so lückenhaft, so kindlich und unberufen zusammengenascht, daß er sie entweder mitleidig belächelt oder dem Verfasser unwillig auf die leichfertigen Finger klopft, wie es Flaubert anläßlich der gerade um ihrer angeblichen Gelehrsamkeit willen — allerdings nur von vollständigen Laien — so vielbewunderten „Salammbo“ geschehen ist. Der Nichtfachmann aber überschlägt die betreffenden Stellen und eilt über die dürren Citaten-Strecken weg, um wieder dorthin zu gelangen, wo der lebendige Quell der Dichtung sprudelt.

„Bouvard und Pécuchet“ ist ein abschreckendes Beispiel dessen, was man durch Anwendung der mißverständlichen künstlerischen Grundsätze des Naturalismus zu Stande bringt. Die „Wahrheit“ besteht hier in gewissenhaften Abschriften von Stellen aus Fachblättern; die „menschlichen Urkunden“ sind vergilbte Blätter aus allerlei Schmökern. Was mit solchen Bestandtheilen zusammengebraut wurde, das ist etwas Undefinirbares, noch lange nicht exacte Wissenschaft, schon lange nicht mehr Dichtung, sicherlich aber unsäglich langweilig, formlos und unerquicklich.

III. Jacques Vingtras von Jules Vallès.

Die meisten Leser werden wohl wissen, wer Jules Vallès war. Als Schriftsteller ist er vielleicht blos in Frankreich bekannt, als Mann des Handelns weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Er war eines der Häupter des Commune-Aufstandes von 1871 und hielt mit verzweifelter Tapferkeit und Todesverachtung auf der Bühne aus, bis in der weltuntergangsmäßigen Endkatastrophe der schauerlichen Tragödie die flammenden Decorationen auf ihn niederprasselten. Ein Student, der das Mißgeschick hatte, ihm ähnlich zu sehen, wurde von den Versailler Truppen für ihn erschossen, er selbst entkam unter tausend Abenteuern nach London, wo er abseits vom geflüchteten Communard-Pöbel seine eigenen Wege ging, bis ihm die Amnestie die Thore von Paris wieder öffnete. Während seiner Verbannung entsagte er der Politik und wählte ein besseres Theil; er schrieb Romane, oder um genau zu sein: einen Roman, — seinen eigenen. „Jacques Vingtras", so heißt dieses eigenthümliche Werk, ist die Geschichte eines Opfers der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, erzählt vom Helden selbst; also ein Ich-Roman. Er bildet eine Trilogie, „L'enfant", „Le bachelier" und „L'Insurgé". Dieser Roman ist eins der eigenartigsten und bedeutendsten Bücher, die das französische Schriftthum seit einem Jahrzehnt hervorgebracht hat. Es wurde ihm aber dennoch nicht die Ehre einer deutschen Uebersetzung zu theil, deren sich doch selbst

der Unflat eines Belot, Ohnet oder Richebourg zu erfreuen hat, und ich wette, daß er ihm auch noch eine gute Weile nicht zu theil werden wird. Wer sollte auch den Muth finden, einen Roman zu übertragen, dessen Widmung folgendermaßen lautet: „All denen, die auf dem Gymnasium vor Langweile in ihrer Haut verknallten oder die man in ihrer Familie bis zu Thränen peinigte, die während ihrer Kindheit von ihren Lehrern drangsalirt oder von ihren Eltern verklabastert wurden, widme ich dieses Buch.“ Ja, das ist kein Buch für deutsche Leihbibliotheken oder ästhetische Familienkreise. Man kann nicht Gott dienen und dem Teufel zugleich. Wer Ebers liebt und die Hillern verehrt, für den muß „Jacques Vingtras“ ein unsagbarer Greuel sein. Denn das ist ein schwarzer, eiserner Roman ohne Sonnenschein und Gnade. Hier wird nicht geliebt und nicht geschwärmt; hier brechen die handelnden Personen über die gewissen „herben“ Mädchencharaktere, die das Glück so vieler Backfisch-Romane gemacht haben, in rohes Gelächter aus und die Helden denken nicht im Traume daran, um Frauenherzen zu ringen. Sie haben etwas Ernsteres zu thun. Sie müssen um den täglichen Bissen Brot kämpfen. Sie sind zu arm, zu gedrückt, zu erbittert, um für Romantik Sinn und Lust zu haben. In ewiger Laokoon-Stellung stemmen sie sich wider die Schlangen der Lebensnoth, die gegen sie zischen und sie gliederbrechend umklammern. Wer in einem Roman angelogen sein will, wer von einem Roman fordert, daß er ihm weismache, das Leben sei eine Idylle, die sich in reichtapezirten, duftenden Boudoirs oder in vornehmen internationalen Badeorten abspielt und wo die

Menschen keine andere Sorge haben, als in Liebesleid zu seufzen und in Liebeslust zu girren, der lasse Jacques Vingtras unangerührt. Jacques Vingtras lügt nicht. Er ist grausam wahr und das unterhält nicht. Er zeigt das Leben, wie es ist; nicht das Leben jener Zehntausend, die in der That ohne zwingende Pflichten, ohne eigentliche Aufgabe über die Erde hinwandeln und vor innerer Leere und Zwecklosigkeit blödsinnig oder Selbstmörder werden müßten, wenn nicht ab und zu eine Leidenschaft oder auch nur Laune ihnen wie einer dummen Miezkatze einen Knäuel zu verwirren hinwerfen würde, — aber das Leben jener Millionen, die in tiefen dunkeln Massen arbeiten und entbehren und leiden, die das Dasein wunddrückt wie ein schweres und rauhkantiges Joch und deren Lippen sich nur öffnen, um zu seufzen und zu fluchen. Wer jedoch in einem Buche nicht blos schlaf- und traumfördernde Zerstreuung sucht, wer sich ein wenig für gesellschaftliche Chemie interessirt und wissen möchte, aus welchen Bestandtheilen sich die Menschen zusammensetzen, die ihre Haut frisch auf die Barrikaden tragen und sich in den Straßenkampf so wonnig stürzen wie ein Sybarit in ein warmes Bad, wie die Vergangenheit, wie die Erinnerungen eines Menschen aussehen müssen, die ihm die Petroleumflasche in die Hand drücken, mit welcher er die Tuilerien anzündet, der lese getrost Jacques Vingtras, er wird in dem Buche eigenthümliche Aufschlüsse finden.

„Hat mich meine Mutter gesäugt? Oder war es eine Bäuerin, die mir ihre Milch gegeben hat? Ich weiß es nicht. Allein wessen auch der Busen gewesen sein mag, den ich gebissen, ich erinnere mich keiner Zärtlichkeit von der Zeit

her, da ich klein war; ich bin nicht gehätschelt, getätschelt, geküßt worden, aber man hat mich viel gepeitscht."

Mit diesen bittern Worten beginnt der Roman. Der Held, Jacques Vingtras, derselbe, der spricht, ist das einzige Kind eines sonderbaren vergrämten Ehepaares. Sein Vater ist der Sohn eines Bauers, der über seinen Stand hinaus strebte und aus seinem Kinde einen studirten Mann, einen Geistlichen machen wollte. Der alte Bauer hatte einen Verwandten, der irgendwo Pfarrer war; zu diesem wurde der junge Mensch geschickt, um lateinisch zu lernen, und durch ihn erlangte er Aufnahme in ein Priesterseminar. Hier duldete es aber den angehenden Geistlichen nicht. Er machte sich vom Seminar frei und studirte auf eigene Faust, verliebte sich mittlerweile in ein junges Bauermädchen, überwarf sich dieses Verhältnisses wegen mit dem Onkel Pfarrer und den Eltern und heiratete seine Auserkorene gegen den Willen der ganzen Familie. Die junge Ehe gründete sich also auf Elend und Zerwürfniß. Aber doch auch auf Liebe? höre ich eine empfindsam piepsende Stimme einwerfen. Liebe! antwortet Vallès. Hat denn ein armer Teufel ein Anrecht auf sie? Liebe ist ein Luxus für reiche Leute wie Trüffeln und Champagner und Badereisen. Der Bettler darf nur im lyrischen Gedichte lieben. Nur der Verseschmied darf mit künstlichem Ernst diese ungeheure Mystification aussprechen: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar." Das Leben duldet solche Absonderlichkeiten nicht. Das glücklich liebende Paar erstickt vor Enge in seiner kleinsten Hütte, wenn die Noth, diese ungeschlachte Einquartierung, dazu kommt, und der Bettler fragt nicht nach

Liebe, sondern nach warmer Suppe und einer wollenen Jacke. Die Eltern unseres Jacques Vingtras merkten bald, wie weit in einer Ehe besitzloser Leute die Liebe langt. Da der Vater des Helden von seiner Familie nicht weiter unterstützt wurde, so mußte er das Studiren lassen. Er war ein „Declassirter“ der gelehrten Laufbahn. Losgerissen von der Scholle, die seine Voreltern genährt, ungeschickt zur körperlichen Arbeit, blieb ihm nur ein einziger Erwerb: er wurde „pion“, Aufseher in einer Knabenschule. Welch ein bitteres Brot, das des Pions! Dieser Unglückliche ist die Zielscheibe des Muthwillens der Schüler, der Sündenbock für alle Fehler der Lehrer; er ist vogelfrei; Jeder kann sein Müthchen an ihm kühlen; elend besoldet, vom Augenzwinkern unerbittlicher Vorgesetzter abhängig, ohne Aussicht auf Beförderung, verbringt der Pion sein erbärmliches Leben zwischen dem Schabernack der Teufelsbrut, über die er weder Gewalt noch Ansehen besitzt, und den Demüthigungen seitens der Professoren, gegen die er wehrlos ist, ein dunkles Opfer des französischen Unterrichtssystems mit seinen Alumnaten oder Internaten.

Jacques' Vater wurde also Pion an einem Provinzgymnasium; den Ehrgeiz, einmal Professor zu werden, mußte er vorläufig aufgeben. Die unterdrückte Ambition setzte sich in Bitterkeit um und er gelangte bald dahin, in seiner Frau und dem Kinde, das sie ihm gebar, die Zerstörer all seiner Lebensaussichten zu sehen und zu hassen. In dieser Gefühls-Atmosphäre wuchs Jacques heran. Das Elternhaus war finster, schmutzig, freudlos. Der Vater war gedrückt, die Mutter grimmig. Jener sah ihn nie an, diese beschäftigte

sich nur in einer Form mit ihm: indem sie ihn prügelte. „Meine Mutter", erzählt er, „sagt, man dürfe die Kinder nicht verderben, und sie peitscht mich jeden Morgen. Wenn sie Früh keine Zeit hat, so ist es Mittags; selten später als um 4 Uhr. Fräulein Balandreau legt mir Talg auf. Sie ist eine gute alte Jungfer von fünfzig Jahren. Sie wohnt die Treppe unter uns. Anfangs war es ihr recht; da sie keine Uhr hat, zeigte ihr das die Stunde an.' „Patsch! Patsch! Bum! Bum! Aha — jetzt haut man den kleinen Dingsda, es ist Zeit, meinen Kaffee zu machen." Allein eines Tages, als ich meine Rockschöße aufhob, weil es zu stark brannte, und mich an unserer Schwelle lüftete, sah sie mich; mein Salva venia erweckte ihr Mitleid. Zuerst wollte sie ihn herumzeigen, die Nachbarn ringsherum aufrühren; dann aber bedachte sie, das sei nicht das Mittel, ihn für die Zukunft sicherzustellen, und sie erfand etwas Anderes. Wenn sie meine Mutter sagen hört: „Jacques, ich werde dich peitschen", eilt sie herbei: „Frau Vingtras, geben Sie sich keine Mühe, ich will's für Sie besorgen." „Ach, liebes Fräulein, Sie sind wirklich zu gütig." Fräulein Balandreau nimmt mich mit, allein statt mich zu prügeln, patscht sie sich in die Hände, ich aber heule das Nöthige dazu. Abends bedankt sich meine Mutter für die Stellvertretung. „Stets zu Diensten", antwortet das gute Mädchen und steckt mir insgeheim ein Bonbon zu."

Frau Vingtras ist die richtige Bauerndirne, die zum städtischen Leben aufgerückt ist. Sie fühlt sich als „Frau Professor", trotzdem ihr Gatte blos ein armseliger Pion ist, und sie will, daß auch ihr Junge die wissenschaftliche

Laufbahn einschlage. Er beginnt seine Gymnasialstudien unter den Augen des Vaters, der ihn furchtbar streng hält, damit man ihn nicht der Parteilichkeit für das eigene Fleisch und Blut zeihe. Die Mitschüler verachten und hänseln ihn als den Sohn des Pions und die übrigen Lehrer wählen ihn zum Prügelknaben für die ganze Classe, weil sie ihn ungestraft quälen können, während es seine Bedenken hat, dem Sohne des Herrn Majors oder dem Enkel des Herrn Steuereinnehmers oder dem Neffen des Herrn Pfarrers unsanft zu begegnen. Die Schulzeit ist unter solchen Umständen dem empfindlichen Knaben eine Hölle. Man muß die Schilderung dieser trostlosen Tage und Jahre, während welcher andere Kinder glücklich sind, lesen! Sie ist meisterhaft in ihrer herben Einfachheit, aus der man fressenden Grimm und wuthblassen Neid herausempfindet.

Während der Vater ihm moralische Martern bereitet, peinigt ihn die Mutter mit unmöglichen Anzügen. Er soll am Ende eines Schuljahres einen Preis erhalten, denn er hat Fleiß und Begabung und ist ein guter Schüler gewesen. „Madame Vingtras ist davon im vorhinein verständigt, sie wird nachdenklich. Wie wird sie ihren Sprößling, ihr Kind, ihren Jacques kleiden? Er soll glänzen, man soll ihn bemerken; wenn man auch arm ist, so hat man darum doch Geschmack. „Sehen Sie, das erste für mich ist, daß mein Kind wohlgekleidet sei.“ Man sucht im großen Schrank, wo das Hochzeitskleid ist und die Regenschirm-Futterale, die Reste von Unterröcken, die Seiden-Abschnitzel. Sie kratzt sich endlich an einem kreischenden Stoff wund, der einen Glanz hat wie ein Tiger im Sonnenschein: an einem Stoff

wie eine Feile, der bei der Berührung die Finger empört und im Freien flammt wie eine Kupferpfanne! Ein schöner Stoff, fürwahr, und der von Großmutter herstammt, die ihn mit Gold aufgewogen hat. „Ja wohl, mein Kind, mit Gold aufgewogen vor Zeiten.“ „Jacques, ich werde dir daraus einen Rock machen, ich entziehe mir das, um es dir zu geben!“ und meine entzückte Mutter betrachtet mich aus dem Augenwinkel, nickt mit dem Kopfe und lächelt mit dem Lächeln glücklicher Selbstaufopferung. „Du siehst, wie man dich verzieht, junger Herr“, und sie lächelt wieder und wiegt das Haupt und hat die Augen feucht vor Zärtlichkeit. „Wir sind Verschwender. Aber um so schlimmer. Wir werden Jacques einen Rock daraus machen.“ Man hat mir gestern Abend den Rock anprobirt und meine Ohren bluten, meine Nägel sind abgewetzt; dieser Stoff kratzt einem die Augen aus und kitzelt die Haut so schmerzhaft! „Herr, erlöse mich von diesem Gewande!“ Der Himmel erhört mich nicht; der Rock wird fertig. — Nein, Jacques, er ist nicht fertig! Deine Mutter ist stolz auf dich, deine Mutter liebt dich und sie will es dir beweisen. Bildest du dir vielleicht ein, daß sie dich deinen Rock anziehen lassen wird, ohne ein Schönheitsmal, einen Zierrath, ein Kinkerlitzchen, ein hübsches Nichts den Aufschlägen, dem Rücken, den Aermelsäumen anzufügen! Du kennst deine Mutter nicht, Jacques! Siehst du nicht, wie sie, zugleich stolz und bescheiden, mit grünen Eicheln spielt: die Mutter kitzelt ihn sogar am Halse damit. Jacques lacht nicht — diese Eicheln erschrecken ihn! Diese Eicheln sind Knöpfe, lebhaft grün, lustig grün, olivenförmig, und man wird sie — Sie sehen, daß Madame Vingtras

nicht knickert! — der Länge nach auf polnische Art annähen. Auf polnische Art, Jacques! Ah, was Wunder, daß er später gegen die Polen unerbittlich war: der Name dieser Nation, liebe Freunde, verknüpfte sich bei ihm mit einer schrecklichen Erinnerung, mit dem Rocke der Preisvertheilung, dem Rocke mit Eicheln, mit eirunden Knöpfen, die geformt waren wie Oliven und grün wie Essiggurken. Fügen Sie hinzu, daß man mich mit einem Cylinderhut geschmückt hat, den ich gegen den Strich bürstete und der sich auf meinem Haupte sträubte wie eine Drohung. Die Leute glaubten, es seien meine Haare, und fragten sich, welche Wuth sie so zu Berge stehen gemacht habe. „Er hat den Gottseibeiuns gesehen", murmelten die Stillen im Lande und bekreuzten sich. Ich hatte eine weiße Hose. Meine Mutter hatte die Hand vom Herzen gethan! Eine weiße Hose mit Stegen. Mit Stegen, die aussahen, wie orthopädische Instrumente für Klumpfüße und die die Hosen zum Platzen spannten. „Mein Sohn!" sagte meine Mutter mit triumphirender Stimme, als wir am Eingang des Schulsaals ankamen, und schob mich vor sich her. Der Mann, der die Eintrittskarten abnahm, fiel fast von seinem Stuhle, er suchte mich unter meinem Hute, er prüfte meinen Rock, er hob die Hände zum Himmel . . ."

Schön erzählt, guter Jacques, meisterhaft erzählt. Sie haben eine große Begabung für bitter höhnische Kleinmalerei, aber Sie haben auch ein recht trockenes Herz. Denn die arme Mutter, die Ihnen den schrecklichen Rock mit den Olivenknöpfen zufügte, meinte es schließlich doch gut mit Ihnen und that es nur aus Liebe für Sie! Wenn sie reich

gewesen wäre, so hätte sie Ihnen den Rock bei einem guten Schneider machen lassen und Sie hätten ausgesehen wie ein junger Prinz. So aber war sie blutarm und hatte nichts als ihre guten Absichten und darum sahen Sie aus wie eine Vogelscheuche. Haben Sie ein klein Bischen Nachsicht mit der Mutter!

Jacques hört mich nicht — er fährt unerbittlich fort in seiner grausamen Erzählung. Die Liebe seiner Eltern verwundet ihn noch tiefer als ihre Gleichgiltigkeit und ihre besten Absichten verwandeln sich nach seiner Auffassung in Heimsuchungen. Er ist eben angeätzt vom ihn umgebenden zersetzenden Dunstkreis der Unzufriedenheit, des verbissenen Zornes, des Elends, und einer schwürigen Haut ist jede Berührung schmerzhaft.

Jacques kommt in der Schule vorwärts, er gewinnt Preise. Ein Knabeninstituts-Inhaber von Paris hört durch einen seiner Professoren von ihm und verschreibt sich ihn bei seinem Vater. Er soll in dem Institut ein „Concurs-Vieh“ werden. Wieder ein eigenartiges französisches Erzeugniß. Am Ende des Schuljahres nehmen alle Schüler des ganzen Landes an einem Wettbewerb in den einzelnen Lehrfächern theil und der Junge, der den ersten Preis gewinnt, gereicht der Anstalt, die ihn gebildet hat, zur besondern Ehre. Alle Gymnasien suchen durch ihre Schüler Preise zu gewinnen. Ist es ein Staatsgymnasium, so wird der Direktor dekorirt; ist es ein Privat-Gymnasium, so bekommt es Zulauf reicher Schüler. Ein Preis ist also unter allen Umständen eine wichtige Reclame für die Schule. Jacques gilt für einen tüchtigen Lateiner. Er soll also für den lateinischen Wettbewerb besonders gedrillt werden. Da-

rüber darf er alle anderen Gegenstände vernachlässigen. Das ist, was man ein „Concurs-Vieh“ nennt. Man erwartet von Jacques, daß er dem Institut einen Preis gewinne: dafür wird er um den halben Pensionspreis gehalten. Jacques geht aber beim Concurs leer aus — er hat aus Ekel, aus Trotz, aus Verkniffenheit nicht sein Bestes gethan. Der Director ist wüthend und wirft ihm vor, ihn betrogen und bestohlen zu haben. Man schickt ihn mit Schand und Spott heim. Der Vater empfängt ihn ohne Zorn, aber mit eisiger Verachtung. Aschgrau und tödtlich langweilig schleppen sich die Jahre hin — Jacques hat endlich seine Studien beendigt, er ist Baccalaureus geworden — ein akademischer Grad, der dem deutschen Zeugniß der Reife entspricht.

Der erste Roman, „Das Kind“, ist zu Ende, der zweite, „Der Baccalaureus“, beginnt. Jacques hat das Elternhaus mit seinem Unfrieden und Elend und die Schule mit ihren Qualen und Demüthigungen hinter sich. Er ist nach Paris gegangen, er fühlt sich als Etwas, denn mit dem Diplom eines Baccalaureus in der Tasche ist man in Frankreich schon etwas, fast so viel wie ein Doctor der Philosophie in Deutschland, und er sucht nun seinen Weg, einen Platz an der gedeckten Tafel des Lebens, eine Ecke in der Gesellschaft, die von der fröhlichen Sonne beschienen wird! Es ist die Zeit des Staatsstreichs. Er möchte hinter Barrikaden kämpfen, er darf es nicht. Denn was immer sein eignes Los wäre: sein Vater würde augenblicklich aus seiner Stellung weggejagt werden, er müßte betteln gehen, wenn sich sein Sohn als Revolutionär, als Republikaner blosstellte. Er hätte in die Normalschule eintreten, sich für die höhere

Professorenlaufbahn vorbereiten mögen, daran ist jetzt nicht zu denken; denn er kann vom Kaiserreich kein Amt annehmen, das die Ablegung des Eides der Treue zur Voraussetzung hat. Dahin, die Träume von öffentlicher Stellung, ruhmreicher staatlicher Laufbahn! Es gilt, sich mit den eigenen Kräften bescheiden, aus dem Baccalaureus-Diplom das Leben in Paris herausschlagen.

Er versucht Alles, was ein allgemein gebildeter junger Mann ohne besonderes Brotstudium in der großen Stadt eben versuchen kann, um zu einem Bissen Brot zu gelangen. Er wird der Reihe nach Journalist, Volkslieder-Dichter, Correspondent eines Handelshauses, er gibt Unterricht in den classischen Sprachen und der französischen Literaturgeschichte, er arbeitet an einer Encyklopädie mit, er ist Secretär eines reichen Ausländers — jede dieser Wandlungen wird in einem besonderen Capitel erzählt und jedes Capitel ist ein Aufschrei, der dem Leser das Herz zusammenschnürt. Nichts glückt ihm, keine von diesen undefinirbaren Beschäftigungen, die weder gesellschaftliche Stellung noch zuverlässige Nahrung geben, hält vor. Nach jedem neuen Anlauf, um sich emporzuarbeiten, sinkt er immer wieder in den schlammigen Graben des Elends zurück, bis er zuletzt, nach jahrelangem Verkümmern in der Bohême, dem letzten Nothhafen der Declassirten zusteuert, in den auch sein Vater einst eingelaufen ist, bis er Pion wird.

Damit endet der „Baccalaureus“, welcher all Denen gewidmet ist, „die, mit Griechisch und Latein aufgepäppelt, verhungert sind“. Der dritte und letzte Roman heißt „Der Insurgent“. Das ist die logische Entwickelung dieses typischen

Lebensganges. Nach einer verbitterten und freudlosen Jugend wird der Junge Baccalaureus ohne Brot und Aussicht. Seine Bildung dient ihm zu nichts als zur Erkenntniß seines verfehlten Daseins. Sein Geist, gebildeter als der der gewöhnlichen rohen Proletarier, gibt sich besser Rechenschaft über das Mißverhältniß zwischen dem, was er an Befriedigungen aller Art vom Leben zu heischen sich berechtigt fühlt, und dem, was er wirklich erlangen kann, und aus dieser Betrachtung destillirt sich der Neid gegen den hohlköpfigen Erb-Besitzenden, die Wuth gegen die grausam abgeschlossene Gesellschaftsordnung, welche ihm schließlich die Flinte des Aufständischen in die Hand drücken.

In „Jacques Vingtras" ist eines der größten Probleme der zeitgenössischen Gesittung mit unheimlicher Kraft und Wahrheit gestellt: das Problem des gebildeten Proletariats. Die Träumer, die die Zukunft der Demokratie darin erblicken, daß auch dem Armen die höhere Bildung zugänglich gemacht wird, mögen wohl bedenken, was sie thun! So lange in Europa das Vorurtheil nicht besiegt ist, welches dem Besitzer durch Universitätsdiplome bescheinigter höherer Bildung jede körperliche Arbeit, jeden sogenannten „niedrigen" Erwerb durchaus verwehrt, so lange es überhaupt Erwerbe gibt, welche für „niedrig" und eines Gebildeten unwürdig gelten, so lange hat es große Gefahren, die Zahl derjenigen zu vermehren, welche höhere Bildung erwerben und dann von dieser ihren Lebensunterhalt fordern. Der Petroleur, der Nihilist, Jacques Vingtras geht aus der Gruppe der wüthenden Hungerleider hervor, die ihrer Bildung nach zur obersten Klasse ihres Volks gehören und durch ihren zer-

rissenen Rock und ihre klaffenden Schuhe in der untersten Schichte des Volkes niedergehalten werden. Jeder große Demokrat, der noch über dieses Problem nachgedacht hat, suchte entmuthigt dessen Lösung im Rückschritt. Blanqui ließ seinen Sohn einen Bauer werden und wollte ihn nicht einmal lesen lehren. Und Jacques Vingtras hat in seinem tiefen Elend immer eine unendliche Sehnsucht nach der heiligen Scholle, die der namenlose, unwissende Bauer gleichmüthig bearbeitet und die ihn zum Danke für seine Anstrengung nährt, nach jener heiligen Scholle, deren geheimnißvoller unterirdischer Brodem das friedliche Dasein des Arbeiters durchduftet, aus der er hervorwächst und in die er zurückkehrt, die noch immer den festen Grund des Gesellschaftsbaues bildet und von der sich der Landmann, gejagt von der Furie des Ehrgeizes, nur losreißt, um von den eisernen Armen der Industrie zerdrückt, um vom Fieber des großstädtischen Lebens verbrannt zu werden, um in den licht- und luftlosen freien Berufen zu ersticken.

Wehe dem, der ohne höchste Begabung für die wissenschaftlichen Laufbahnen die heilige Scholle verläßt! Wohl dem, der noch zu ihr zurückkehren und, ein neuer Antäus, in ihrer Berührung frische Lebenskraft gewinnnen kann! Wer aber unheilbar von ihr losgerissen ist und in seinem öden Latein und Griechisch keine ausreichende Nahrung für seinen Neid und seinen Ehrgeiz findet, der wird zum Todfeind und, wenn er kann, zum Mörder der Gesellschaft, die seine Begierden zu wecken, aber nicht zu befriedigen verstand.

Das ist die tiefe und überaus dankenswerthe Moral dieses spartanischen Romans des Petroleurs von 1871.

IV. Pot-Bouille von Zola.

(1882.)

Es hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, einen Roman zusammenzufassen, der nach den letzten Kunstgrundsätzen der naturalistischen Schule aufgebaut ist. Man kann dergleichen ebenso wenig erzählen wie das einförmige Hinfließen eines Baches, in welchem ohne Abwechselung Welle auf Welle folgt, oder wie die gleichmäßigen Umdrehungen eines dahinrollenden Rades, dessen stetig wiederkehrende Bewegung den Geist langweilt und das Auge ermüdet. Das hat so wenig einen Anfang oder ein Ende wie eine Tapete, auf der sich dasselbe Muster ewig wiederholt. Man mag hineinreißen oder herausschneiden wo und was man will, man hat ebenso das Recht, jedes Stück als ein Ganzes, wie das Ganze als ein Bruchstück zu betrachten. Das neueste Bekenntniß des Naturalismus gestattet keine Composition, keine Anordnung einzelner Züge zu einem künstlerisch gruppirten Bilde, keine Handlung, die aus verworrenen Anfängen in immer einheitlicherem Zuge nach einem Ziele strebt und hier einen sichtbaren Abschluß findet, wie sich aus losen Baumwollflocken Garnfäden herauswinden, zu einer Strähne vereinigen und schließlich in einen Endknoten verschlingen. Vielmehr packt diese Gattung von Romanen nach dem bloßen Zufall der Begegnung ein Menschenwesen mitten in einem banalen Gespräche und läßt es eine Weile später in derselben Weise wieder los, nachdem es uns kürzere oder längere Zeit hindurch gezwungen hat, alle wesentlichen

und unwesentlichen Einzelheiten seines Alltagsdaseins, seine geistigen und thierischen Handlungen, seine Gattungs- und individuellen Züge, seine regelmäßigen organischen Verrichtungen und seine zufälligen Bewegungen mitanzusehen. Die Arbeit des Gruppirens und Componirens, die der Verfasser nicht leistet, liegt dem Kritiker ob, der den wüsten Inhalt eines naturalistischen Romans nacherzählen will. Ich muß sehen, wie ich damit fertig werde. Einstweilen, Nachbarin, euer Fläschchen! Ihr werdet es nöthig haben, so sehr ich euer Zartgefühl auch schonen mag.

Der junge Octave Mouret, ein hübscher Ellenritter aus Marseille, von der banalen Eleganz dieser Menschengattung, kommt in Paris an, um hier im Modengeschäfte seinen Weg zu machen. Ein alter Freund seiner Familie, der Baumeister Campardon, hat ihm eine Wohnung in dem Hause, das er selbst bewohnt, besorgt und verschafft ihm gleich nach seiner Ankunft auch eine Anstellung als Commis im Laden der Frau Hédouin, welcher die anmuthige Bezeichnung trägt: „Au bonheur des dames“, „Zur Seligkeit der Damen“. Das Haus, welches Octave beherbergt und der Schauplatz des Romans ist, ein prächtiger Neubau in der ehrbar bürgerlichen Rue de Choiseul, macht beim ersten Anblick auf den Provinzialen einen tiefen Eindruck. Das Thor ist reich mit Bildhauereien geschmückt, der Hof rein, still, kalt, die Treppe mit einem rothen Teppich bedeckt, von lampentragenden Bronze-Bildsäulen beleuchtet, das Stiegenhaus geheizt, die Thüren der einzelnen Wohnungen sind aus Mahagoni, Alles in dem Hause athmet eine strenge feierliche Ehrbarkeit und der Baumeister Campardon versäumt

nicht, seinem jungen Freunde einzuschärfen, daß der Schein nicht trüge, daß man sich in diesem hochanständigen Hause sittsam betragen müsse, daß er es sich beispielsweise nicht einfallen lassen dürfe, weiblichen Besuch zu empfangen, das werde hier nicht geduldet. Diese letztere Warnung entzückt Octave gerade nicht, denn er hat das ausgeprägteste Bewußtsein, daß er ein hübscher Junge ist, und er ist mit der ausgesprochenen Absicht nach Paris gekommen, sich nach Kräften durch die Frauen fördern zu lassen.

Durch eigene Beobachtung und durch die Mittheilungen Campardon's lernt Octave der Reihe nach die Mitbewohner des stolzen Hauses in der Rue de Choiseul kennen. In jedem Stock gibt es zwei oder drei Miether und die Schilderung ihrer Charaktere und Lebensweise bildet den ganzen Roman. Der Hauseigenthümer ist der alte Vabre, ehemaliger Notar in Versailles, der, als er sich von den Geschäften zurückzog, dieses Haus um 300.000 Francs kaufte und außerdem noch gegen 600.000 Francs übrig behielt. Er hat drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, welch letztere mit einem Richter Duveyrier verheiratet ist, bei dem der alte Vabre wohnt und speist. Vabre war sein Leben lang ein Filz und ist jetzt vollständig blödsinnig. Er bringt seine Zeit damit zu, aus den Katalogen der jährlichen Kunstausstellungen die Namen der Künstler auszuziehen, alphabetisch zu ordnen und das Verzeichniß ihrer Bilder beizufügen. Er spricht von dieser Arbeit als von seinem „großen Werke“ und langweilt mit ihr seine Umgebung und seine Besucher zu Tode. Er gibt von seinen Einkünften nicht einen Pfennig aus und treibt die Habgier so weit, daß er

seinen kleinen Enkeln die Sous abnimmt, die ihre Eltern ihnen geschenkt haben. Man duldet Alles, denn man rechnet auf seine Erbschaft. Eines Tages trifft ihn der Schlag, man fällt, während er noch im Todeskampfe röchelt, über seine eiserne Geldspinde her und findet sie angefüllt mit Zettelchen, auf welche er die Namen von Malern gekritzelt hat. Uebrigens aber keinen Pfennig. Er hat im Geheimen sein ganzes Geld an der Börse in den dümmsten Speculationen verspielt und auch noch das Haus mit einer Hypothekenschuld von 150.000 Francs belastet. Die Erben glauben einen Augenblick, daß einer den andern bestohlen habe, und gerathen um den Sterbenden beinahe in ein Handgemenge. Als aber die Wahrheit zu Tage tritt, wendet sich ihre Wuth gegen den Vater und Schwiegervater, den sie als alten Schurken, Gauner, Dieb u. s. w. behandeln.

Die einzige Tochter des saubern Herrn Vabre, Clotilde, hat, wie schon erwähnt, den Richter Duveyrier geheiratet. Dieser Duveyrier ist mit ekelhaften Krankheiten behaftet und ein Gegenstand heftigsten Abscheus für seine Frau. Ihrer Ehe ist wohl ein Knabe entsprossen, der, nebenbei bemerkt, schon als vierzehn- oder fünfzehnjähriger Junge kein Stubenmädchen seiner Mutter in Ruhe läßt, aber Clotilde schüttelt sich noch nach Jahren voll Grausen bei dem Gedanken an ihre Mutterschaft und an das, was derselben nothwendig vorangehen gemußt. Sie selbst drängt ihren Mann, eine Maitresse zu halten, und Duveyrier lebt ganz offen mit einer Dirne, die ihn übrigens ebenso verabscheut wie seine eigene Frau, ihm bei jeder Gelegenheit in den ungeschminktesten Ausdrücken sagt, welchen Ekel er ihr einflöße, und

die fortwährend bestrebt ist, sich durch ihre Köchin bei Herrn Duveyrier vertreten zu lassen. Uebrigens betrügt sie ihn natürlich von Früh bis Abend und richtet ihn ohne Erbarmen zu Grunde, so daß er eines Tages dahin gelangt, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Der Selbstmordversuch mißlingt jedoch; Duveyrier zerschmettert sich blos den Unterkiefer und behält eine Verkrümmung des Gesichts von dem unangenehmen Zwischenfalle, der vertuscht wird. Als sein Schwiegervater Vabre stirbt, beschwindelt er durch einen geschickten Schachzug die beiden Söhne desselben um ihren Antheil an dem Hause, das er bei einer Schein-Versteigerung um den Betrag der darauf haftenden Hypothekarschuld an sich bringt. Er ist trotzdem in der Gesellschaft hochgeachtet und wird nach einem von ihm geleiteten Rechtsfalle, in welchem er eine unglückliche, von ihrem Verführer verlassene Arbeiterin wegen Kindesmordes zu mehrjährigem Kerker hat verurtheilen lassen, zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Das hindert seine beiden Schwäger nicht, von ihm zu sagen, er schicke oft Leute auf die Galeeren, die lange nicht solche Gauner sind wie er.

Diese beiden Schwäger heißen Théophile und Auguste Vabre. Théophile ist ein kleines hinfälliges Männchen, ewig hustend, ewig erkältet, ein Greis zu zwanzig Jahren. Er hat die Tochter eines reichen Gewürzkrämers, Valérie, geheiratet, die nach kurzem Zusammenleben mit diesem trübseligen Gatten bös hysterisch geworden ist und beim geringsten Anlaß furchtbare Nervenanfälle bekommt. Sie betrügt ihn natürlich, er findet eines Tages einen Brief ihres Liebhabers, der über das sündige Verhältniß Sonnen-

Klarheit verbreitet, Théophile spricht davon, den Liebhaber zu ohrfeigen und seine Frau zu tödten, der Richter Duveyrier jedoch legt sich ins Mittel und überzeugt ihn, daß anständige Menschen gewisse Mißgeschicke schweigend tragen, vor Allem aber um jeden Preis Aergerniß vermeiden müssen. Valérie geht also siegreich aus der einen Augenblick lang sehr gefährlich aussehenden Katastrophe hervor und setzt ihr Verhältniß von da ab wesentlich offener und unbekümmerter als früher fort. Von des armen Hahnreihs Bruder Auguste wird gleich die Rede sein.

Eine Treppe höher wohnt Frau Juzeur, eine hübsche Dame von etwa dreißig Jahren, die von ihrem Manne nach vierzehntägiger Ehe plötzlich und angeblich aus unerklärten Gründen verlassen wurde und seither ihre Einsamkeit damit tröstet, daß sie alle ehebrecherischen Verhältnisse im Hause fördert und schützt. Sie lockt junge Leute an sich, gestattet ihnen die weitgehendsten Freiheiten mit ihrer Person, ohne aber bis zum Falle zu gehen. Ihre Hofmacher, die übrigens unter solchen Umständen begreiflicherweise nicht lange bei ihr aushalten, haben ihr den bezeichnenden Spitznamen gegeben, den ich besser nicht übersetze: „Madame Tout-mais-pas-ça." Der dritte Stock wird von Compardon und der Familie Josserand bewohnt. Campardon, das haben wir bereits erfahren, ist Baumeister. Er war ehemals Republikaner und Freidenker, ist aber Legitimist und Weihwasserschlürfer geworden, seit er zum erzbischöflichen Dombaumeister ernannt worden ist. Er hat als junger Mensch ein schönes Mädchen, Gasparine, geliebt, ist von ihr wiedergeliebt worden und hat ihr die Ehe versprochen. Gasparine

hatte aber das Unglück, keine Mitgift zu besitzen. Ihre Cousine dagegen war ein reiches Mädchen. Als kluger Mann ließ Campardon denn auch im entscheidenden Momente Gasparine sitzen und heiratete leichten Herzens ihre Cousine. Nach ihrem ersten Kinde wurde sie jedoch schwer krank und behielt ein Siechthum zurück, das ihr nur mehr schwesterliche Beziehungen zu ihrem Gatten gestattete. Campardon ließ in Folge dessen mit Einwilligung seiner unglücklichen Frau Gasparine kommen und führte sie als Haushälterin und Erzieherin seiner Tochter in die Familie ein, in der sie bald die Alleinherrscherin wurde. Das Haus und die Nachbarschaft nannte sie bald nur „die andere Frau Campardon“ und behandelte sie mit vieler Auszeichnung.

Die Treppennachbarn der Campardons sind die Josserands. Herr Josserand ist Buchhalter in einem großen Geschäftshause und verbringt die Nächte mit dem Anfertigen von Adreßschleifen, um außer seinem magern Gehalt etwas zu verdienen. Seine Frau ist ein großes dickes Weib mit tiefer Stimme und Herrschgewohnheiten, das dem armen Manne in jeder Weise das Leben verbittert. Madame Josserand möchte gerne eine große Rolle spielen und gesellschaftlich glänzen, dazu reichen aber ihre Mittel nicht aus und sie wirft täglich und stündlich Herrn Josserand vor, daß er es nie verstanden habe, reich zu werden. Ihr Grundsatz, den sie beständig im Munde führt, ist: „Wenn ich zwanzig Sous habe, so sage ich immer, ich habe deren vierzig!“ Sie ist Mutter eines Sohnes, der der Liebhaber einer alten Dame, Besitzerin eines Heiratsvermittlungs-Geschäftes, ist und von ihr durch die Hand ihrer reichen

Nichte belohnt wird, jedoch nur unter der Bedingung, daß das junge Paar bei ihr wohne und überhaupt zwischen ihnen Alles beim Alten bleibe; außerdem hat sie zwei Töchter, die sie um jeden Preis unter die Haube bringen möchte, was sehr schwer ist, weil sie keinen Pfennig Mitgift haben. Drei Winter lang führt Madame Josserand ihre beiden Töchter auf Bälle und Soiréen, sie sind abgerichtet, mit jungen Leuten wüthend zu liebäugeln, zwischen Doppelthüren und hinter Fenstervorhängen nicht unnöthig spröde zu sein, ja sogar, so weit es nur irgend thunlich ist, blöderen Jünglingen entgegenzukommen, aber trotzdem will Niemand anbeißen, weil die Pariser jungen Leute, wie Madame Josserand ingrimmig feststellt, viel zu vernünftig sind, um sich mit Mädchen zu weit einzulassen, die keine Mitgift haben. Endlich findet die ältere Tochter dennoch einen ältlichen Rechtsanwalt, der seit fünfzehn Jahren mit einer Maitresse lebt und von ihr ein Kind hat, den sie aber dazu drängt, beide zu verstoßen und sie zu heiraten, die Jüngere aber, Bertha, kompromittirt sich sehr geschickt auf einer Soirée mit Auguste Vabre, dem zweiten Sohne des Hauseigenthümers, und wird richtig von ihm geheiratet, nachdem ihre Mutter ihm eine Mitgift von 50.000 Franken versprochen hat, welche sie natürlich nicht besitzt und nie zu bezahlen fest entschlossen ist. Einige Monate nach der Hochzeit wird Bertha die Geliebte Octave's, der zu Auguste Vabre als Commis eingetreten ist; der Gatte überrascht die Beiden eines Nachts in flagranti, es kommt zu einem furchtbaren Scandal, Auguste und Octave ohrfeigen und würgen einander, Bertha rennt, blos mit einem Hemde bekleidet, in

Todesangst die feierliche Treppe auf und ab, um irgendwo eine Zuflucht zu finden, und rettet sich schließlich zu ihrer Mutter. Monatelang bleibt sie bei den Eltern, dann aber versöhnt sich ihr Mann wieder mit ihr und sie nimmt einen neuen Liebhaber, fest entschlossen, künftig vorsichtiger zu sein. Octave aber, der den Laden „zur Seligkeit der Damen“ verlassen hatte, weil die Besitzerin, Frau Hédouin, gegen ihn kühl und spröde gewesen, kehrt zu seiner ersten Brotherrin zurück, als sie mittlerweile Witwe geworden ist, und heiratet sie, womit der Roman zu Ende ist.

Neben diesen Hauptpersonen, welche nur insofern zu einander in Beziehung stehen, als sie dasselbe Haus bewohnen, lernen wir noch einige nicht minder erbauliche Gestalten kennen; so den jungen Börsenmakler Trublot, der die Damen verachtet und sich blos an die Küchenmädchen hält, den Waarencommissionär Bachelard, Bruder der Frau Josserand, einen Millionär, der seinen Nichten eine Mitgift versprochen hat und sich jedesmal tief betrunken stellt, so oft seine Schwester ihn an sein Versprechen erinnert; Herrn und Frau Pichon, von denen jener ein kleiner Beamter in einem Ministerium ist, während diese sich Octave gleich bei der ersten Begegnung an den Hals wirft; endlich eine ganze Reihe schauerlich verkommener Dienstmädchen — doch nein; so weit folge ich Zola denn doch nicht; ich bin, wenn auch zögernd und mit tiefem Widerwillen, bei ihm geblieben, so lange er sich blos im Salon und Boudoir aufhielt; in die Küche und das Gesindezimmer aber trete ich nicht mit ihm ein und wenn er ein Vergnügen daran findet, nach den sauberen Abenteuern der Damen auch noch die dummen und

unflätigen Vermischungen und Ausartungen — denn Liebesgeschichten kann man dergleichen nicht mehr nennen — der Lakaien und Köchinen zu erzählen, so werde ich mich wohl hüten, ihm solchen Unrath nachzusprechen.

Ohnehin hat man den Eindruck, als klatsche man im Styl einer bösartigen „Concierge“ über die Bewohner eines Hauses, wenn man den Versuch macht, den Inhalt von „Pot-Bouille“ nachzuerzählen. Was Zola mit diesem unerhörten Roman gewollt hat, ist klar genug. Der Name, der blos auf dem Titelblatte, nicht aber im Buche selbst vorkommt, bedeutet „Kochtopf“ oder „Suppentopf“. Er ist ein Sinnbild des schlichten Kleinbürgerthums, das hinter einem Aeußern voll Ehrbarkeit und hinter der strengen Beobachtung aller gesellschaftlichen Formen die scheußlichste Fäulniß und himmelschreiendste Lasterhaftigkeit verbirgt. Die Bürgerfamilien sind wie das Haus in der Rue de Choiseul, dessen kühle Vornehmheit auf den ersten Anblick mit Befangenheit und Hochachtung erfüllt, das sich aber später, nachdem man hinter die Mahagonithüren seiner ehrbaren Wohnungen geblickt hat, als eine moralische Mistgrube enthüllt. Zola's haarsträubende Behauptung ist diese: das Pariser Bürgerthum ist bis ins Knochenmark verwest. Die Kinder wachsen mit den Dienstboten auf und lernen von ihnen alle Laster Sodoms und Gomorrhas; die Männer sind unfähig, die Frauen hysterisch und toll; beide vererben ein erschöpftes Blut an ihre Nachkommen; in dieser Gesellschaft gibt es keine Ueberzeugung, keine Ehrlichkeit, keinen Charakter, kein Ideal; Alles lügt, stiehlt, betrügt, sündigt in jeder Minute gegen alle zehn Gebote und bemüht sich

nur, es so schlau anzustellen, daß der Gendarm kein Recht bekommt, sich einzumischen; die jungen Leute laufen hinter einer Mitgift, die Männer hinter dem Geld, der Schürze und der Beförderung her; die Mädchen, besonders die armen, suchen einen Mann einzufädeln, um sich heiraten zu lassen und dann die Freiheit zu haben, die ihnen die Sitte nicht gestattet, so lange sie noch im Elternhause sind; die Frauen wollen sich putzen und zerstreuen und setzen ihren Männern Hörner auf, nicht aus Leidenschaft, nicht in einer Verirrung der Sinne, sondern lässig, mit gelangweilter Miene, weil es in der Ueberlieferung liegt; und dieses ganze Bürgerthum wird nur noch äußerlich durch die ererbte Gewohnheit des Anstands zur Noth zusammengehalten und wenn es seinen Deckmantel von Lüge und Heuchelei von sich werfen würde, so sähe man mit Entsetzen eine Bande entarteter, körperlich und sittlich aufs Aeußerste heruntergekommener Galgenvögel, die um Geld und unzüchtigen Genuß, den einzigen Inhalt ihrer verarmten Gedankenwelt, ohne Bedenken alle Verbrechen des Strafgesetzbuches begehen.

Das ist Zola's Meinung vom Pariser Bürgerthum. Ob sie berechtigt ist oder nicht, beschäftigt mich hier nicht, ich habe sie nicht zu widerlegen und nicht zu bestätigen; aber ich habe festzustellen, daß sie in einer Form ausgedrückt ist, die an Roheit, Zotenhaftigkeit und Flegelei Alles hinter sich läßt, was bisher in Schrift oder Druck zu Papier gebracht wurde. Ich habe nie so sprechen hören, wie „Pot-Bouille“ geschrieben ist. Ich glaube nicht, daß Dirnen-Zuhälter und berufsmäßige Straßenräuber sich solcher Ausdrücke bedienen, wenn sie einander ihre Abenteuer

erzählen, und wenn Schinderhannes seine Denkwürdigkeiten geschrieben hätte, er würde sich gewiß einer gewählteren Sprache beflissen haben als Zola in „Pot-Bouille". Das ist nicht mehr Literatur, sondern gedruckte Senkgruben-Ausräumung. Ich habe Zola stets für ein mächtiges Talent gehalten, wenn ich auch auf seinen faulen Zauber von den „menschlichen Urkunden" und vom „naturwissenschaftlichen Experimental-Roman" nicht eingegangen bin. „Pot-Bouille" ist mir deshalb ein psychologisches Räthsel, für das ich keine Erklärung finde. Ich glaube ernstlich, daß Zola gegenwärtig schriftstellerisch — und vielleicht sittlich — unzurechnungsfähig ist. Er weiß sichtlich nicht mehr, was man in anständiger Gesellschaft wagen kann und was nicht. Wohlgemerkt: ich werfe ihm nicht so sehr die Nacktheit seiner Ausdrücke als die Richtung seiner Gedanken vor. Man denkt nicht an die Dinge, die ihn beschäftigen. Man hat nicht die Bilder im Kopfe, die er mit der naiven Unbekümmertheit eines Wahnsinnigen schildert. Es gibt eine Form der Geistesstörung, welche die Psychiatrie „moralischen Wahnsinn" (moral insanity) nennt. Ihr Hauptanzeichen ist die Abwesenheit jeglichen Gefühls der Scham und Züchtigkeit. Ich kann mich der Vermuthung nicht entschlagen, daß Zola an moralischem Wahnsinn leidet.

Herzbeklemmend ist, daß „Pot-Bouille" heute bereits in weit mehr als 100.000 Exemplaren umläuft. Der Himmel weiß, wie viele Frauen dieses schauderhafte Buch schon gelesen haben und noch lesen werden! Wenn ich von nun an vor einer Pariserin stehen werde und plötzlich der Gedanke über mich kommen wird: „Diese Dame hat vielleicht

‚Pot-Bouille' gelesen!" so werde ich wahrscheinlich feuerroth und tödtlich verlegen werden. Denn es ist beinahe schlimmer, eine Frau bei dieser Lektüre zu ertappen, als sie auf einem berüchtigten vorstädtischen Tanzboden in Gesellschaft von Dirnen und Zuhältern zu überraschen.

V. Die Faustin von Goncourt.

Zwei Frauen, drei Männer bilden eine hingelagerte Gruppe am Meeresstrande, bei hereingebrochener Dämmerung. Eine der Frauen spricht, wie vor sich hinträumend: „Nein. Es war unter uns noch nichts vorgefallen. Nur ein Kuß. Ich erinnere mich. Ein Kuß, den er mir auf die Fußspitze gab, in meinem Ankleidezimmer. Er mußte denselben Abend zu seiner Gesandtschaft abreisen. Diese Engländer, wenn sie unangenehm sind, sind sie es durch und durch. Wenn sie aber nett sind . . . Und dann hatte er etwas von seiner Mutter, einer Französin. Erst drei Monate später war ich mit ihm in Brüssel, auf einer Gastspielfahrt. Er hatte für mich ein Zimmer in einem Hotel bestellt; Hotel de Flandres; ja, so hieß es. Diese Nacht . . . o diese Nacht ist unvergeßlich. Sicherlich, die Liebe besteht nicht aus dem Liebhaber allein. Lieben wir nicht manchmal einen Mann wegen der Umstände, unter denen wir ihn zuerst geliebt haben? Bei Gott, es war seltsam, dieses Hotel. Aus den Wänden quoll eine Musik, von einer Süßigkeit, von einer unvergleichlichen Süßigkeit! Und seine Küsse rieselten mir über

die Haut mit den Tonwellen, die mich fast körperlich kitzelten; Tonwellen, die unter dem Kopfkissen hervorkamen; das waren ferne Orkane von Klängen, die mich in seinen Armen zum Himmel emporzuraffen schienen; ich fühlte so etwas wie ein Göttliches, das sich mit seinen Liebkosungen vermischte. Was ich euch sagen werde, ist blitzdumm; aber von dieser ersten Nacht ist mir eine Erinnerung geblieben ... so, denkt man sich, müssen Engel einander lieben. Dieses Hotel de Flandres stößt an die St. Jacobskirche und die Orgel, das habe ich erst Tags darauf erfahren, ist in die Wand eingemauert, an welcher unser Bett stand. Uebrigens, dem mag sein, wie ihm wolle, gewiß ist, daß er der einzige Mann ist, den ich je geliebt, wirklich geliebt habe."

Die so spricht, ist die Faustin, die Heldin des Romans von Edmond de Goncourt, der eben den französischen Markt beherrschte, als er von Pot-Bouille jäh verdrängt wurde. Die Faustin ist eine große Schauspielerin, ein Stern des Théâtre français; sie macht vom Vorrecht ihres Standes, außerhalb des Bannkreises der philiströsen Sittlichkeit frei zu schweifen, sorglosen Gebrauch; sie ist die Maitresse oder eigentlich die unumschränkte Gebieterin des Börsenspeculanten Blancheron, der ihr seine Millionen zu Füßen legt; aber in ihrem feilen Leibe hat sie ein Herz, das idealer Liebe fähig ist, und eine jener Lichtseelen, die sich sonnenblumenhaft dem Glänzenden, dem Großen, dem Schönen zuwenden. Sie macht ihrem Geldgeber Blancheron gar kein Hehl aus ihrer Geringschätzung und Gleichgiltigkeit für ihn und aus der schwermüthig sehnsuchtsvollen Erinnerung, die sie jenem Engländer bewahrt hat.

Die Episode im Hotel de Flandres hat eine Fortsetzung, welche die Faustin so erzählt: „William nahm mich einige Zeit darauf auf ein Schloß in Schottland mit. Ich weiß nicht mehr, in welcher Grafschaft. Ich habe es nie erfahren wollen. Ich liebe diese Erinnerung in ihrer Unbestimmtheit, ihrer Verwaschenheit, in der Art von Somnambulismus, in welchem ich jene Zeit verlebt habe. Ein Schloß, fast eine Ruine, inmitten eines Parks, der von Jahr zu Jahr näher herangedrungen war; eine Behausung wie mitten im Walde; ein Grün, ein blasses Grün, wie es im Vorhof des Paradieses sein muß; alte Bäume, welche die lauten schwermüthigen Herbstwinde rüttelten. Und dann gab es in diesem Schlosse etwas unglaublich Reizendes . . . eine Herde weißer Pfauen, die sich, so wie es Abend wurde, auf den Treppen, den Rampen, den Fenstern niederließen. Nein, ihr könnt euch keine Vorstellung machen von der Wirkung: bei hereinbrechender Nacht, inmitten des alten Gemäuers und der bemoosten Steine diese großen und unbeweglichen ganz weißen Vögel . . . Und wenn der Mond aufging, glaubte man in allen Fensternischen die weißen Seelen Dahingeschiedener zu sehen, gekleidet in den Atlas eines Brautkleides . . . Es ist ganz eigenthümlich. Ich habe in Ausstattungsstücken nie eine so schöne Decoration gesehen wie diese! Es war wunderlich, dieses Dasein. Manchmal kam mir vor, ich sei nicht ganz sicher, ob ich wirklich lebe. Das thut aber nichts. Es ist der schönste Monat meines Lebens. Zeit ohne Dauer, Tage ohne Stunden . . .“

Hier wird die Faustin in ihrer Schwärmerei durch eine unflätige Bemerkung ihrer Schwester unterbrochen, gleichfalls

einer Schauspielerin, die im Roman die Aufgabe hat, zu zeigen, was eine cynisch-dirnenhafte Komödiantin ist, wenn ihr Laster nicht durch ein künstlerisches Naturell geadelt wird. Der Zwischenruf bringt sie aus ihrem weichen Traum in die Wirklichkeit zurück und sie wird wieder die große Tragödin, deren einzige Sorge augenblicklich die Schöpfung einer neuen Rolle, der „Phädra“ von Racine ist, welche sie demnächst im Théâtre français darstellen soll.

An ihren Engländer denkt sie kaum mehr; höchstens in verlornen Augenblicken, wo eine schöne oder wilde Natur die geheimsten Saiten ihres Gemüths zum Tönen bringt. Sie hatte damals das Schloß in Schottland verlassen müssen, weil ihr Engagement sie nach Paris zurückrief, und seither hatte sie von William nichts gehört. Briefe auf Briefe, die sie schrieb, waren unbeantwortet geblieben, er mußte todt sein oder sie vergessen haben.

Der große Tag kommt heran — sie spielt zum ersten Mal die „Phädra“. Im Zwischenact zieht sie sich in ihr Ankleidezimmer zurück und bleibt einige Augenblicke allein, müde, aufgeregt, unruhig, unzufrieden mit sich selbst und aufs höchste der Sammlung bedürftig. Plötzlich stößt sie einen Schrei aus — ihre gedankenlos umhertastende Hand hat ein Stück Papier aufgelesen; es ist ein Stück von einer englischen Zeitung; ihr Auge fällt auf eine Stelle, wo von einem Jagdabenteuer des Vicekönigs von Indien die Rede ist; ein schwarzer Tiger hat sich auf einen Herrn des vicek königlichen Gefolges geworfen, auf William Ray . . . das sind die Anfangsbuchstaben des Familiennamens ihres verschollenen Geliebten; gerade hier ist das Blatt zerrissen!

Sie sucht fieberhaft nach weiteren Bruchstücken in ihrer Stube, sie ruft die Ankleidefrau herbei, sie verspricht Gold, wenn man ihr das fehlende Stück der Zeitung verschaffen kann — es ist nicht möglich. Das Blatt hat einem englischen Seidenhemdchen zur Hülle gedient und ist theilweise zum Einheizen verbraucht worden. Das Quälende ist, daß das Bruchstück kein Datum hat. Es kann von voriger Woche, es kann von vor Jahren sein. Aeußerst aufgeregt spielt die Faustin ihre Phädra mit nicht völlig unbestrittenem Erfolge zu Ende und schreibt, kaum daheim angekommen, einen Brief an den ihr befreundeten Secretär der britischen Botschaft, um sich nach dem Schicksal William Rayne's zu erkundigen. Aber schon am nächsten Morgen ist sie wieder ruhig und verbrennt den Brief und den Zeitungsfetzen, der die todten Erinnerungen an ihre chimärische Liebe mit solcher Gewalt in ihr wiedererweckt hat.

Die nächste Zeit vergeht mit fortwährenden Anstrengungen, ihre Auffassung der neuen Rolle zu vertiefen. Es ist ihr noch nicht gelungen, mit ihrer Phädra sich selbst und die feinsten Kenner voll zu befriedigen. Gewisse Wirkungen hinschmelzender Leidenschaft und eines schaudernden Angstgefühls vor der Gewalt der eigenen Liebe, denen sie mit zorniger Hartnäckigkeit nachjagt, bleiben ihr unzugänglich. Eines Morgens ist sie in ihrem Bade, verstimmt über die Unzulänglichkeit ihres Könnens und verloren in verworrener Träumerei, als ihre Zofe eintritt und ihr eine Visitenkarte überreicht, auf welcher der Name „Lord Annandale“ zu lesen steht.

„Lord Annandale“, sagt sie, „kenne ich nicht; kenne ich absolut nicht.“

„Was?!“ ruft die Zofe, „Sie kennen den Herrn nicht, der mir diese Karte übergeben hat? Das ist ja Herr William Rayne!“

„William Rayne?“ schreit die Faustin auf, „William Rayne sagst Du! Ja, jetzt erinnere ich mich ... sein Vater hieß Lord Annandale ... laß ihn sofort eintreten!“

„Die Gnädige vergessen ohne Zweifel, wo Sie sind!“

„Ich sage Dir, führe ihn sofort herein!“

Vor Aufregung zitternd langt die Faustin nach einem Fläschchen, das auf einem Tische neben der Marmorwanne steht, und gießt dessen Inhalt ins Bad. „Als Lord Annandale eintrat“, heißt es im Roman, „war der Leib des nackten Weibes nur ein fast unsichtbarer rosiger Schimmer in einem milchig getrübten, opalescirenden Weiß, welches ihre Nacktheit wie mit einem Gewölk verschleierte und bekleidete.“

Es ist kein Wiedersehen, sondern eine Raserei. Die Faustin findet keine Worte und verbietet auch ihrem Lord zu sprechen, wenn er den Mund aufthun will. Ihr ist, als wäre sie in einem Traume, und sie hat Furcht, daß ein Laut, eine Bewegung die Enttäuschung herbeiführen könnte. Nur allmälig gelangt Lord Annandale dazu, Aufklärungen zu geben, zu erzählen. Sein Vater, voll Besorgniß über sein Verhältniß zur französischen Schauspielerin, hat ihm einen Posten bei einer überseeischen Gesandtschaft erwirkt und ihm befohlen, sich sofort auf denselben zu verfügen. Seine Briefe an die Faustin wurden von den Dienern nicht aufgegeben, die Briefe der Faustin vom Vater mit Beschlag belegt. Er glaubte sich von ihr vergessen, fuhr aber auch in Indien fort, sie zu lieben. Endlich starb der Vater;

William erbte den Lordstitel und das Vermögen; er eilte nach Europa zurück und fand auf dem Familienschlosse, sorgsam zu einem Päckchen vereinigt, sämmtliche Briefe der Faustin vor, die man ihm vorenthalten hatte. Und nun ist er da und wieder zu Füßen seiner Faustin.

Sie vergißt sich im Bade. Sie weint und lacht abwechselnd wie ein glückliches Kind. Es wird Mittag, es wird Abend, sie denkt weder daran, Nahrung zu nehmen, noch sich anzukleiden. Ihr Börsenmann Blancheron verlangt vorgelassen zu werden; sie läßt ihm sagen, er solle sich zum Teufel scheeren. Endlich, mit einer großen Willensanstrengung, rafft sie sich auf: „Gehen Sie, William, gehen Sie schnell. Und holen Sie mich heute Abend im Theater ab.“ Und als er bereits an der Thüre ist, ruft sie ihm mit einer Kußhand nach: „Mein Lord, heute Abend wird die Faustin für Sie spielen, für Sie allein, verstehen Sie mich!“

Und in der That, den Abend spielt sie nur für ihren Lord, der in einer Proscenium-Loge sitzt und kein Auge von ihr wendet.

„Als die Schauspielerin“, erzählt Goncourt, „beim Auftreten zu sagen hatte:

Geh'n wir nicht weiter, ruh'n wir hier, Oenone,
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden —

da murmelte die Faustin diese Verse mit dem Hinschmelzen eines Leibes, der sich in eine Liebesohnmacht verliert, und mit jenen weichen thränenfeuchten Tönen in der Stimme, welche in einem Theater jene Personen, die sich lieben, veranlassen, sich mit den Augen zu suchen. Und die Worte Racine's erzählten nicht mehr dem Publikum die Liebe der

Gattin des Theseus, sondern sie erzählten William die Liebe seiner Juliette, und mit dem Schatten der Forste Griechenlands sprach sie ihm vom Schatten der Wälder Schottlands; und was sie liebend sagte, war so klärlich der kleinen finstern Loge gesagt, daß sich jeden Augenblick im Parquet, auf dem Balcon Köpfe umwandten, um eifersüchtig diese dunkle Ecke zu durchspähen, wo man einen unbekannten Mann errieth, dessen Gesicht man nicht deutlich ausnehmen konnte."

Diesmal trifft sie alle geheimsten Abstufungen der Rolle. Diesmal begeistert sie das Publicum bis zur Tollheit und befriedigt sich selbst bis zu einer wonnigen Auflösung ihres ganzen Wesens. Nach dem letzten Actschlusse erwartet Lord Annandale sie in ihrem Ankleidezimmer und sie sinkt an seine Brust, gebrochen, todtmüde, selig. Es folgen paradiesische Tage. Blancheron wird am nächsten Morgen verabschiedet und der unglückliche Mensch, der trotz seiner rohen Natur eines Börsenjobbers nicht mehr ohne die Faustin leben kann, bringt sich um. Der tragische Zwischenfall macht auf die Liebenden kaum einen Eindruck. Lord Annandale kauft ihr ein Hotel, das sie zusammen beziehen, und sie verbringen Monate in einem durch nichts unterbrochenen Beisammensein, welches den Auftritt des Erwachens in „Romeo und Julie" ins Endlose verlängert. In den vollen Sonnenschein dieses beinahe unirdischen Glückes wirft nur Eins einen Schatten: Lord Annandale ist eifersüchtig; eifersüchtig auf die Kritiker, welche sich der Faustin vertraulich nähern dürfen; auf die Schauspieler, die sie auf der Bühne umarmen; auf das Publicum, dem sie jeden Abend in den Versen des Dichters von Liebe spricht. Er möchte sie, die

Künstlerin, die geheime Flamme von Zehntausenden, für sich allein haben. Faustin fühlt ihm alles nach; sie sagt nichts; aber nach vierzehn Tagen schrecklicher innerer Kämpfe, die sich äußerlich blos durch eine unausstehliche Launenhaftigkeit und unerklärliche Gereiztheit verrathen, überrascht sie ihn eines Tages mit der Mittheilung, daß sie ihren Vertrag mit dem Théâtre français gebrochen und die Bühne verlassen habe. Lord Annandale hat auf dieses ungeheure Opfer blos eine Antwort: er bittet sie, seine Frau zu werden. Sie thut es aber nicht. Sie hat eine befleckte Vergangenheit. Sie kann lieben, sie kann treu sein, sie kann seine Maitresse bleiben, so lange er sie mag, niemals aber darf sie seinen alten und glanzvollen Namen tragen.

Die Faustin und William verlassen Paris und verbringen den Sommer in einer wunderschönen Villa am Bodensee. In den ersten Monaten dauert die Seligkeit, dauert der Taumel fort. William's Liebe, die einer Steigerung nicht mehr fähig ist, entschädigt sie für Alles, was sie aufgegeben hat. Sie denkt nicht mehr an die süßen Aufregungen und den Rausch der Bühnenerfolge, an den blendenden Glanz einer Berühmtheit, die sie zur Ersten unter den Frauen von Paris gemacht hat, an die Huldigungen eines Publikums von Hunderttausenden, das sie vergötterte. Sie findet all das und mehr im Zauber des Zusammenseins mit ihrem Geliebten. Wie aber die Zeit dahinrollt, wie der Herbst kommt, erwacht im Grunde ihres Herzens denn doch eine Sehnsucht nach dem Theater, die sie am liebsten sich selbst nicht eingestehen möchte. Sie verschlingt wieder die Bühnennachrichten der Blätter, sie leidet,

daß sie ihren Namen in der wohlbekannten Rubrik nicht mehr findet, wo er sonst täglich ein Dutzendmal vorkam; sie empfindet eine zornige Eifersucht, wenn sie liest, daß man von unbedeutenden Nebenbuhlerinnen so spricht, wie man sonst von ihr gesprochen hat; mit einem Worte, die Komödiantin, die sie todt geglaubt, beginnt wieder im Weibe zu rumoren.

Um diese Zeit hat Lord Annandale plötzlich einen Anfall eines geheimnißvollen Uebels. Mitten im kräftigsten Wohlsein sinkt er eines Abends bewußtlos und gelähmt zusammen und bleibt tagelang in diesem Zustande, eine regungslose Masse, athmend, aber ausgelöschten Geistes, ein noch von einem letzten Lebenshauche erwärmter Todter. Endlich, nach Tagen dieses entsetzlichen Zustandes, beginnt der Todeskampf. Es ist eine sonderbare Agonie, die man nur selten beobachtet und auf die der Arzt die Faustin aufmerksam macht: die sogenannte „sardonische Agonie“. Sie besteht darin, das die Gesichtsmuskeln des Sterbenden sich zu einem grausigen, teuflischen Lächeln verzerren. Die Faustin, die mit übermenschlicher Aufopferung, vernichtet von einer unsäglichen Verzweiflung, seit dem Augenblick des Anfalls nicht aus den Kleidern gekommen, nicht von der Bettseite des Geliebten gewichen ist, starrt mit Entsetzen auf dieses unheimliche Schauspiel und ihr Antlitz ahmt unwillkürlich die Verzerrungen des Sterbenden nach. Den Schluß soll nun wieder Goncourt mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Und dieses Schauspiel, für einen Augenblick die Liebende tödtend, brachte gewaltsam die Schauspielerin im Weibe zum Vorschein. Und unmerklich wurde die Faustin von der nervösen, unwillkürlichen, gegen ihren Willen ge-

schehenden Nachahmung von vorhin despotisch zu einer Nachahmung gedrängt, welche studirt war wie für eine Rolle, für eine wirkungsvolle Theater-Agonie, und das Lächeln, welches sie auf den Lippen des Geliebten überraschte, sie gelangte bald dahin, zu suchen, ob es dasselbe war, welches sie auf ihren Lippen hatte, und sie wandte sich um und befragte den Spitzbogen des grünlichen Spiegels am alten Waschtisch, der hinter ihr stand. Während sie ganz bei ihrer Komödiantenarbeit war, hörte die Faustin plötzlich einen gewaltigen Klingelzug vom Bette her und sich jäh vom Spiegel abwendend, begegnete sie den Augen des Sterbenden, in welche das Bewußtsein wie durch ein Wunder wiedergekehrt war.

Die beiden Diener waren eingetreten.

— „Turn out that woman!“ (Werfen Sie dieses Frauenzimmer hinaus!) sagte der junge Lord mit einer Stimme, in welcher die ganze Unerbittlichkeit der angelsächsischen Race erwacht war.

Die Faustin warf sich mit den Lippen auf die Hände des Geliebten. Er stieß sie rauh zurück mit den Worten:

— „Eine Künstlerin . . Sie sind nichts als das . . . ein Weib, das unfähig ist, zu lieben.“

Und sich mit dem Antlitze gegen die Wand kehrend, um zu sterben, befahl Lord Annandale ein zweites Mal über seine Schulter und noch gebieterischer:

„Turn out that woman!“

Das ist der seltsame Roman de Goncourt's, den die Einen bis in den Himmel erhoben, die Anderen für vollkommen unlesbar erklärt haben. Die Einen und die Anderen

haben leidenschaftlich übertrieben. Der Roman ist als Kunstwerk nicht vollkommen wegen mancher Längen, wegen der ungerechtfertigt peinlichen Beschreibung unwesentlicher Dinge, wegen des kritiklosen Verweilens bei Nebenhandlungen und Nebenpersonen; aber als Studie eines äußerst verwickelten Frauencharakters, der ein Gemisch der höchsten und niedrigsten Regungen ist, welche die großstädtische Uebergesittung und die selbstische Verdorbenheit der Reichen in einem genial beanlagten, nie beaufsichtigten, völlig unerzogenem Weibe entwickeln können, bleibt der Roman eine der merkwürdigsten Erscheinungen des zeitgenössischen französischen Schriftthums. Man hat für die „Faustin“ verschiedene Schlüssel angegeben; bald hieß es, sie soll ein Bild der Rachel, bald, sie soll eines der Sarah Bernhardt sein. Faustin hat es nicht nöthig, als Maske aufgefaßt zu werden, um zu fesseln; sie braucht nicht das Pseudonym irgend einer weiblichen Tagesberühmtheit zu sein, um deren intimes Leben die alberne Neugierde der Boulevard-Maulaffen herumschnüffelt, auf daß sie unsere menschliche Theilnahme erwecke und festhalte; sie lebt als Faustin ein eigenes Leben, das genug wahr, genug persönlich ist, um uns durch sich selbst zu genügen, so daß der Leser gar nicht das Bedürfniß empfindet, hinter der Faustin etwas anderes zu suchen als die Faustin.

Sie ist ein geniales Weib und alle ihre geistigen und leiblichen Eigenschaften sind hochentwickelt; damit sie ein Ideal sei, fehlt ihr nur eins: die Zucht des Willens. Sie hat Launen, sie hat Einfälle, aber sie hat nie gelernt, sich diesen Einfällen und Launen, und wären sie noch so toll, zu widersetzen. Da Alles an ihr hochgezüchtet ist, so sind

es auch ihre Sinne, und da ihr jede Selbst-Ueberwachung fehlt, so fällt sie manchmal in unsaubere Verirrungen, die Goncourt — um den Naturalisten herauszukehren — mit unnöthigem Behagen schildert; aber ihre edle Natur behütet sie vor völliger Gemeinheit und selbst wo sie gegen die Sitte der Gesellschaft sündigt, da ist es bei ihr nicht wie bei gewöhnlichen verworfenen Weibern ein cynisches Behagen am Schmutz, sondern ein unbewußtes Verkennen des Herkommens und eine augenblickliche Rückkehr in den Naturzustand, dessen Gesetze allein sie, das tief natürliche Wesen, in ihrem Innern wirklich empfindet. Die Schauspielerin ist in unserer Gesellschaftsordnung das einzige Weib, dem die Sitte gestattet, außerhalb des mit Thürmen und Mauern streng umwallten Bannkreises der bürgerlichen Ehrbarkeit frei zu schweifen; diese Freiheit, diese Ungebundenheit und Natürlichkeit, welche die Schauspielerin in der tausendfach gebundenen Gesellschaft ganz allein vertritt, macht sie eben wie im Leben so im Schriftthum dem Dichter und dem Leser so anziehend. Die Bildungsmenschen haben von Zeit zu Zeit das Bedürfniß, sich gegen den Zwang der Gesittung aufzulehnen; sie sind vernünftig genug, einzusehen, um wie viel die Einschränkungen, welche sie ihnen auferlegt, der Gesetzlosigkeit des Naturzustandes vorzuziehen sind; allein übersättigt von ihren Segnungen, sehnen sie sich mit einer zum Glück unfruchtbaren Schwärmerei nach den gegensätzlichen Reizen eines wilden, blos von Trieben und Launen regierten Daseins, welches eine durch die Rücksicht auf kein anderes Individuum eingeschränkte volle Bethätigung des eigenen Individuums gestatten würde. Dieser Hang im Bildungsmenschen führt

zu Jean Jacques Rousseau's phantastischer Lobpreisung der Barbarei; er erklärt die Gestalt des „edeln Wilden", der nie vorhanden war, den nur die Sehnsucht eines Feminore Cooper erträumt, der jedoch die Leser entzückt hat, weil er ein Stimmungsbedürfniß befriedigte; er sichert dem Robinson Crusoe, der doch gar keinen geistigen Inhalt hat, eine Unsterblichkeit, die so dauerhaft ist wie die des Faust selbst. Derselbe Hang zur Auflehnung gegen die Gesittung, die uns ebenso nothwendig und nützlich und ebenso verhasst ist wie den Kindern der Schullehrer, führt uns auch dazu, die Schauspielerin anziehend zu finden und die Romane zu verschlingen, deren Heldin sie ist. Ein Buch wie die Faustin ist eine moralische Robinsonade; es ruft dieselben Triebe an wie die Geschichte des schiffbrüchigen Matrosen. Die Schauspielerin, die allein mit ihrer Leidenschaft in der Welt steht, außerhalb der regelrechten Ehe und der Familie, uneingezwängt von der Nothwendigkeit, sich zu beherrschen, sich zu verstellen und Rücksicht zu üben, aber auch ungeschützt von den wohlthätigen Gesetzen der Sitte gegen die Gefahren und Abenteuer ihres Herzens und ihrer Sinne, die Schauspielerin ist in der Gefühlswelt das, was ein Robinson mit seinen Abenteuern in der Stoff-Welt ist. Goncourt ist der Fenimore Cooper der blasirten und raffinirten großen Kinder, die Faustin ein anmuthiges und aufs Aeußerste verfeinertes Gegenstück des „edeln Wilden", Rousseau'sche Sehnsucht nach dem Urwald das uneingestandene Grundgefühl, das uns an diesem wie an jener Gefallen finden läßt.

Buchdruckerei Emil Stephan, Plagwitz.

Die Kunst, Mensch zu sein.

Herzensworte und Lebensweisheit

von

Bertha und **Leopold Katscher.**

Mit autorisirter Benutzung des Werkes „Manners Makyth Man" vom Verfasser der „Kunst verheirathet zu sein".

1887. 8. 3 M. Elegant gebunden 4 M.

Ein werthvolles Geschenkwerk!

Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen. Frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von **Leopold Katscher.** 3 Bändchen. Autorisirte Ausgabe. 1880. 8. à 3 M.

1. Oliver Goldsmith von William Black. — 2. Daniel Defoe von William Minto. — William Tackeray von Anthony Trollope.

Gräfin Aranka.

Novelle

von

Balduin Groller.

1887. 2 M. 50 Pf. Gebunden 3 M. 50 Pf.

Prinz Klotz. Novelle von **B. Groller.** 1885. 8. 2 M. Geb. 3 M.

Junges Blut. Geschichten von **Balduin Groller.** 2. Auflage. 1883. 8. 5 M. Geb. 6 M.

Weltliche Dinge. Neue Geschichten von **Balduin Groller.** 1883. 8. 5 M. Geb. 6 M.

Hohe Loose. Roman von **Bettina Wirth.** Drei Bände. 1883. 8. 8 M. Geb. 11 M.

Formosa. Roman von **Paul Maria Lacroma.** 1885. 8. 3 M. Geb. 4 M.

Stromschnellen. Heitere Novellen von **Rosenthal-Bonin.** 1886. 8. 4 M. Geb. 5 M.

Im Sonnenschein. Novellen von **L. Ziemßen.** 1886. 8. 5 M. Geb. 6 M.

H. C. Andersen's ausgewählte Werke. 8 Bände. Mit Portrait des Verfassers. 8. 1880. 18 M. Eleg. geb. in 4 Bänden 22 M.

Einzeln-Ausgaben. Nur ein Geiger. 3 M., geb. 4 M. — Der Improvisator. 3 M., geb. 4 M. — Sein oder Nicht sein. 2 M. 50 Pf., geb 3 M. 50 Pf. — Die beiden Baronessen. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M. 50 Pf. — Das Märchen meines Lebens. Mit Portrait. 3 M., geb. 4 M. — O. Z. 2 M. 50 Pf., geb. 3 M. 50 Pf. — Ausgewählte Geschichten und Erzählungen. 2 M., geb. 3 M. — Ausgewählte Märchen. Mit Portrait. 2 M., geb. 3 M.

Literarische Reliefs von Dr. **Ernst Ziel.** Erste Reihe. 1885. 8. 3 M. 60 Pf. Geb. 5 M.

Inhalt: Hermann Fürst von Pückler-Muskau. — Wilibald Alexis. — Adolf Böttcher. — Moritz Hartmann. — Fritz Reuter. — Hermann Lingg. — Gottfried Kinkel. — Robert Hamerling. — Gottfried Keller. — Emanuel Geibel. — Johann Ludwig Runeberg.

Goethes Liebesbriefe an Frau von Stein. Herausgegeben mit Uebersichten und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.** 1886. gr. 8. 8 M. Geb. 10 M.

Lessing's Leben. Von **Heinrich Düntzer.** Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitten und 8 facsimilirten Autographien. 1882. 8. 9 M. Eleg. geb. 11 M. 50 Pf.

Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken von **Heinrich Düntzer.** 2 Bände. 1885. gr. 8. 18 M.

1. Band. Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold von Stolberg. — Gretchen. — Charlotte Buff und ihre Familie. — Goethes Beziehungen zu Johanna Schoppenhauer und ihren Kindern. — Minna Herzlieb und Goethes „Wahlverwandtschaften". 8 M.

2. Band. Goethe's Beziehungen zu Köln. — Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — Satyros. — Stella. — Goethes politische Dichtungen. 10 M.

Geschichte Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England von Dr. **R. Hassencamp.** 1886. gr. 8. 8 M.

Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache. Mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur. Von Dr. **Fr. A. Brandstäter.** 1874. gr. 8. 5 M.

Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Bearbeitet von Dr. **Ernst Götzinger.** 2. umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Mit 157 Illustrationen. 1885. gr. 8. 15 M. Geb. in Leinen 16 M., in Leder 16 M. 75 Pf.

H. C. Andersen's sämmtliche Märchen. Einzige vollständige vom Verfasser besorgte deutsche Ausgabe.

Illustrirte Pracht-Ausgabe. 27. Auflage. Mit 65 Holzschnitten und 12 Illustrationen. In reichstem Prachtband. 7 M. 50 Pf.

Illustrirte Volks-Ausgabe. 27. Auflage. Mit 65 Holzschnitten und 1 Illustration. Eleg. cart. 4 M. 50 Pf.

H. C. Andersen's ausgewählte Märchen für die Jugend. Neunte Auflage. Mit 4 Bildern in Oelfarbendruck, sowie zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Cart. 2 M. 40 Pf.

